Aus dem
Böhmerwalde.

Bilder und Erzählungen

aus dem Volksleben

von

Josef Rank.

Erste Gesammtausgabe.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

Inhalt des dritten Bandes.

I.

Der Stauffer.

Da steht das Haus.

Der Stauffer hat's vorhergesagt. Da droben wird es stehn, hat er gesagt, mitten in deinem besten Feld, Ruhländer: es steht nun droben mitten in seinem besten Feld. Es wird das schönste Haus im Zirkel von zwei Meilen sein, wird hellgrüne Fensterläden und neumodische Spiegelfenster haben, hat er gesagt: man guckt in Wahrheit umsonst herum nach einem schönern Haus, es hat ein Stockwerk, Ober- und Unterwohnung, ist blank wie eine Grafenkapelle und hat seine hellgrünen Läden und seine Spiegelfenster, durch die man heraus- aber nicht hineinsieht. Damals hat der Stauffer auch noch gesagt: Hinter dem Haus werden zwei Tannebäum' stehen, vor dem Haus zwei Linden und um das Ganze herum laß ich eine Ziegelmauer führen, schön weiß angestrichen. Es ist damals viel gelacht worden. Jetzt lacht Niemand mehr: denn das Haus, die Tannebäum', die Linden, die Mauer sind da und der Stauffer liegt Morgens, Mittags und Abends im Fenster und beguckt sich das Geriß ums tägliche Brot da unten, wenn's im Dorf recht durcheinander lärmt: aus und ein und hin und wieder. Väter, Mütter, Söhne, Töchter, Knecht' und Mägde, und Roß und Stier müssen ins Zeug fahren, und damit es nicht zu spät geschieht, kräht vor Tagesanbruch der Haus-

hahn, und damit es nicht fahrlässig geschieht, so ist man nie vor Mangel und schlechtem Wetter sicher, und damit beim rechten Drange Alles dem Feld zustürmen kann, so liegt der große Haushund wachsam vor der Thür. Der Stauffer kann schmunzeln zu dem Allen und er thut es auch. Er hat Actien, Staatspapiere, Verschreibungen der sichersten Art auf gute Häuser, und so lebt er denn in Gottes Namen von seinen Renten als gemachter Mann seine Tage. Und dieser gemachte Mann war einst nicht mehr noch weniger als ein ausgemachter — Birkenreiszusammenordner, müssen wir sagen, da er's hören könnte; unter uns gesagt aber: Besenbinder!

Es ist merkwürdig, aber wahr und etwa zehn bis elf Jahre her.

Damals lebte der Stauffer noch im Dorfe unten als der unterste Mensch, versteht sich nur der Wohnung und dem Vermögen nach gerechnet. Denn unterhalb der Mühle steht ein Häuschen, arm wie eine Kirchenmaus, schlecht gekleidet wie ein abgehetzter Flüchtling mit durchlöchertem Hut und Mantel, der die dunkelste und unterste Stelle des Dorfes aufsucht. Da drinnen lebte der Stauffer; damals noch mit seinem Weib und mit fünf kleinen Kindern, lauter Mädchen. Das Weib ist ihm bald gestorben, sie hat die Reise ins andere Leben nicht allein antreten können, sie hat sich eines ihrer Kinder mitgenommen; das vorjüngste hat sie sich gewählt. Denn man sagt, wenn das Weh einer sterbenden Mutter so groß ist, daß ein Schluchzen des Erbarmens durch die Scharen der Engel bis vor den Thron des Herrn gelangt, so läßt er einen Seraph kommen und ein Kindlein, welches sich die sterbende Mutter wählt, ins Reich der Geister bringen. Darum, will man auch behaupten, sterben häufig Mütter und Kinder, Kinder und Mütter

so eilig nacheinander. Der Staufferin und ihrem Kinde mochte es nun wohlergehen in jenem Leben, dem Stauffer ging es eine gute Weile noch nicht besser auf dieser Welt. Es war eine beißende Armuth, die ihn plagte. Aber das muß man sagen: er war ein Mann. Seinen Kindern gab er Alles; es war nicht viel, aber Alles. Fast schien es, er lebe von der Luft, damit seine „Waiselen", wie er sie nach dem Tode ihrer Mutter nannte, keinen Mangel leiden; immer glaubte man, der erste beste Wind, der erste beste Regen müsse seinem Anzug ein Ende machen, er ließ es regnen und stürmen und besserte unverzagt die feindlichen Risse der Witterung aus seinem Kleid: aber seine vier „Waiselen" mußten in guten reinlichen Kleidchen gehen. Einmal wurde ihm eines derselben von einem rothköpfigen Buben geschlagen, da hätte er bald das Dorf in Brand gesteckt und sechs Männer ermordet, weil sie seinen Zorn nicht gleich begreifen wollten. Sonst war er still, gern einsam, drei mal die Woche zog er Birkenreiser heim und die andern Tage schaffte er unablässig, sie zu binden.

Eines Tages, es war sehr schwül, schleppt er eine arge Last Birkenreis die „Hauslusthöh" herauf. Oben muß er Halt machen, den Athem kühlen und den Schweiß von der Stirn trocknen. Man kann nicht sagen, daß er gerade übel gelaunt gewesen sei. Der Ruhländer zieht auf seinem Acker eben eine Furche gegen ihn her, und wie er ihn bemerkt, hält er ebenfalls stille.

„Nun, Stauffer", sagt er, „du ziehst längere Furchen als ich, dein Feld reicht vom Birkenwald bis zur Mühle. Du säest Stiefelnägel und bloße Füß' gehn dir auf. Wie oft mußt du hin und wieder mähnen (das Gespann des Pfluges lenken) bis es dir ein Stück Brot aufwirft?"

Diese Worte waren gewiß schlimmer gesagt als gemeint.

Aber sag' das einem Menschen, dem sie bereits mitten durch's Herz gefahren sind! Es ist gefehlt, Jemand mitten in seiner mörderischen Lebensplage lächelnd an sein fruchtloses Leben zu erinnern. Es heißt das Feuer auf eine Brennwunde legen.

Der Stauffer erblaßte mit Blitzesschnelle und es schütterte ihm durch alle Glieder. Doch mälig wich die Blässe seiner Wangen, sein Auge blickte milder und er sagte mit Lächeln: „Ruhländer, wie theuer gibst du dieses Mittelstück von deinem Felde einem Käufer? Ich wüßte Einen, der dir's baar bezahlte.“

Der Ruhländer erwidert scherzend: „Wenn du der Käufer bist, so kannst du's um die Hälfte haben; sonst ist mir keine Scholle von diesem Acker feil.“

„Und wie viel ist die Hälfte, wenn ich's wissen darf?“

„Achthundert Gulden unter Brüdern.“

Der Stauffer sieht ihn an und sagt mit ernster Stirn: „Wie lange hast du dir die schweren Dinge in der Schul' gemerkt?“

„Ein Tänzel (Ruthenhieb auf die Hand) vierzehn Tage, das Lineal im Kreuz drei Wochen und das Einmaleins das weiß ich heute noch.“

„Dann ist Hoffnung, daß du dein eigenes Kopfstück heut, alle vier Wochen in der Sonntagsschul' wiederholt, im Angedenken hältst, bis ich den Kauf abmache. Ich kauf' das Mittelstück von diesem Feld. Ich bau' mir ein Haus her, das schönste auf zwei Meilen, soll hellgrüne Fensterläden und neumodische Spiegelfenster haben, hinten zwei Tannebäum', vorne zwei Linden und um Alles herum eine Ziegelmauer, schön weiß angestrichen.“

Der Ruhländer lachte laut auf und sagte: „Dazu will ich dir hundert Fuhren umsonst machen und einen Stand Ochsen stell' ich dir als Präsent in deinen Stall.“

Er zog die Furche weiter. „Abgemacht", sagte der Stauffer, hob sein Reis auf und schleppte es mit schnellen Schritten heim.

Es arbeitete gewaltig in ihm. Seine Seele war an vielen Stellen wund, sein Herz fieberte. Er hatte da Etwas gesagt, von dem er selber nicht wußte, wie es ihm auf die Zunge gekommen war; er blickte ein mal gar um, weil er glaubte, eine Gestalt gehe hinter ihm und sage ihm noch ganz andere Dinge ins Ohr. Zu Hause fand er die Kinder spielend und nach Brot verlangend. Es war nicht viel da, er vertheilte es; dann stellte er sich in eine Ecke und weinte. Damit aber die Kinder nichts merkten, spielte er lustig mit den Fingern an der Fensterscheibe. Dann setzte er sich vor das Haus, fing zu schaffen an und schaffte bis in die Nacht hinein, der Mond leuchtete seinem Eifer und hob noch ein mal eine heiße bittere Flut aus seiner Brust in seine Wimpern. Bevor er schlafen ging, stellte er sich draußen noch ein mal vor das Kammerfenster, pfiff ein heiteres Lied, damit die Kinder, wenn sie etwa noch wachten, glauben müßten, er sei zu Hause und habe gar keine Sorge; ging dann im Sturmschritt zum Dorfe hinaus und stand nach einer Weile auf der Hauslusthöh' an derselben Stelle, wo er heute das Gespräch mit dem Ruhländer geführt hatte. Am Himmel war's ruhig; der Mond sah kühl und klar aus dessen endloser Tiefe, die Sterne nickten und wankten, in den Lüften kein leises Regen und so auch nicht im Dorf: die Mühle allein schickte ein leises Rauschen bis herauf. Was im Stauffer Alles vorging, muß wol großentheils Geheimniß bleiben. Gewaltig und bunt genug sah es aus. Sein Auge hob er nur ein mal flüchtig zu den Sternen, dann ließ er es unbeweglich auf dem schlummernden Dorfe ruhen. Er konnte nicht sagen, daß er da unten von Ju-

gend auf gerade schlimm behandelt und je mit Vorsatz hart gestoßen worden wäre; allein genug, da unten hatte ihn ein langes Leben ohne Unterlaß wundgerieben und heute hatte eine ungeschickte Hand daran gegriffen: jetzt flammte der Schmerz in wildem Feuer von allen Stellen auf. Stauffer wähnte sich von allen Menschen da unten unzart behandelt; Jeder, meinte er, müßte denken wie der Ruhländer, wenn auch nicht Jeder so rede. Daher hatte er auch nur einen Wunsch und diesen ließ er unnatürlich wachsen und sich stärken: den Triumph wünschte er zu erleben, eines Tages, er wußte noch nicht auf welche Weise, als gemachter Mann zwischen hellgrünen Fensterläden von hier aus feiernd und behaglich auf die Plagen des Dorfes niederschauen und all' die armen geplagten Menschen da unten belächeln zu können. Mit diesem Wunsche ging er heim und legte sich schlafen.

So ist das Schicksal. Oft wird mit Kanonen gesprochen, Himmel und Erde beben, das Schicksal schüttelt den Kopf und will nicht hören. Ein anderes mal geht uns ein Gedanke auf den Zehen durch die Seele, das Schicksal hört ihn, faßt ihn, erfüllt ihn, ja übertrifft ihn häufig, sodaß wir unruhig werden könnten über die Zudringlichkeit einer unsichtbaren Hand, die bis in die geheimnißvolle Kammer unserer Gedanken reicht. Da an dem Stauffer hat sich das recht sonnenhell gezeigt. Vierzig Jahre hat der Mann Gottes mit gewaltigen Sorgen gerungen, von manchem Faustschlag des Zweikampfs krachten ihm alle Rippen, zu tausend malen gingen ihm unwirsche Gedanken lärmend durch die Kammer seines Herzens, oder stürmten über seine Lippen, aber da war Nichts, Niemand, kein Schicksal, welches hören und helfen wollte: da wirft er eines Tages einem Nachbar mehr im zornigen Uebermuth als mit Absicht und Ueber-

legung einige Worte hin, geht darauf in stiller Nacht bei Mondenschein hinaus, denkt seinen Worten lautlos weiter nach, kniet nicht einmal mit gehobenen Händen bittend hin, blickt nicht einmal rechtschaffen gegen Himmel — und jetzt hat er sein schönes Haus mit hellgrünen Fensterläden und Spiegelfenstern, hinter demselben die zwei Tannebäum' und vor demselben die zwei Linden und rundherum die schöne weiße Mauer. Ueber sein Vermögen laufen erstaunliche Gerüchte um.

Und das Alles ist nicht einmal ungewöhnlich zugegangen, sondern hat sich einfach also zugetragen.

Ein kluger Kopf war eben auf ein Geschäft verfallen, welches nicht nur damals vielen rüstigen Männern ein hübsches Einkommen brachte, sondern noch bis heute einer großen Zahl Familien den Lebensunterhalt verschafft. Es war der Handel mit Schleiß- und Flaumfedern. Man konnte Massen derselben aus Ungarn, Polen und dem innern Böhmen ziehen, die Heimat Stauffer's, an der Westgrenze Oestreichs gelegen, war für große Lager ganz geeignet und von da der Absatz nach allen Richtungen „des Reichs" durch Zweiglager und Hausiren leicht und lebhaft zu vertreiben. Der Stauffer denkt: lieber einem Gulden zu Lieb hinaus als für einen Kreuzer daheim; er bewirbt sich um die bescheidene Anstellung eines Trägers bei einem Hausirer, erhält den Posten und versucht auf diese neue Art sein Glück. Er gibt seine Kinder, bevor er „gaien" geht, dem Johann Wallner, nimmt sie ihm aber gleich am nächsten Morgen wieder, weil ihm in der Nacht einfällt, daß er ihn einmal einen Hirtenbuben hart ans Ohr fahren sah: einem solchen Menschen konnte er seine Kinder nicht anvertrauen. Er ließ sie nun lieber daheim, übergab sie der Oberaufsicht der alten gutherzigen Apolonia, welche bei aller Armuth überall

in großer Achtung stand. Ihr durfte er vertrauen. Nun nahm er Abschied, das heißt: er saß mit der Apolonia und den Kindern bei der Morgensuppe, seine Reisesach hatte er draußen hinter die Stiege gelegt, weil er in aller Stille fortwollte, jetzt sagte er leise der alten Pflegerin ins Ohr: „Ich geh', betet für mich, haltet meine Waiselen gut", und läßt mit dem Löffel zwei schwere Thränen auf das Tischtuch fallen; dann steht er auf, macht das Kreuz und geht pfeifend der Thüre zu als wollte er wie gewöhnlich an sein Tagewerk, wirft draußen wie ein Toller seine Reisesach über den Rücken und rennt zum Dorf hinaus, und fort über die Grenze. Im ersten bairischen Städtchen erreichte er das Lastenfuhrwerk mit der Waare seines Herrn. Als er hier den Wirth „Zum Reichsadler" ein Kind auf- und abtragen, es küssen und herzen sah, wobei das Kind dem Vater im Hauptthaar wühlte, den Bart zerraufte und herzlich lachte, da fehlte nicht viel, daß der Stauffer Wanderstab und Glück von sich warf und heimlief zu den Kindern; er konnte lange in keinen Spiegel blicken, um den Verbrecher nicht zu sehen, der in die weite Welt lauft, ohne beim Abschied seine Kinder noch stundenlang auf den Armen auf- und abzutragen. Nun ging es rüstig an seinen neuen Beruf. Im Schwäbischen hatten sie ihre „Niederlage". Es wäre schwer zu sagen, wie sich der Stauffer nährte, wo er ruhte, wann er schlief, denn er schien nicht wie ein anderer Mensch den Hunger, die Ermüdung, den Schlaf zu spüren; er war Tag und Nacht bei der Sach', und ruhten seine Glieder, so rannten seine Gedanken bergauf, bergab. Aber er war nicht blos das stumme Lastthier seines Herrn, sondern auch dessen kluger Rathgeber, Freund und namentlich der Ueberwinder manches widersetzlichen Käufers, denn er redete eine wahrhaft „wirbelwindige" Sprache, die Keinen auf der festen

Unterlage seiner Meinung stehen ließ. Manchmal pflegte er es so zu machen, daß er anfangs dem Hahnenkampf seines etwas ungeschickten Herrn mit einem Käufer stille zusah, als ginge das ganze Geschäft nur seinen Rücken und seine Beine an; siegte sein Herr, so war er gern zufrieden und verschluckte seine Hülfstruppen; kam aber das Gefecht gefährlich ins Wanken, dann trat er vor und gab dem Käufer merkwürdigerweise vollkommen recht, lobte den Mann „über'n grünen Klee", wie man sagt, und stellte sich als wollte er seinen Herrn zum Abschluß des Kaufes drängen. Dieser wußte, was das bedeuten sollte, und widerstand. Jetzt machte der Käufer gewöhnlich gemeinschaftliche Sache mit dem Stauffer, bis er merkte, daß dieser ihn eigentlich leise „bespäßle", worauf der Käufer unangenehm berührt in sich selber etwas irre wurde. Jetzt fehlte Nichts als daß der Käufer nicht vertragen konnte, daß da zwei Männer ihre mitleidig lächelnden Gesichter aus seinem Hause trugen (und wer ertrüge das mit Gleichmuth!); sozusagen mit dem Gefühle nothwendiger Ehrenrettung machte dann der Käufer noch ein besseres Gebot. Nun wurde der Stauffer nur noch spitziger und brach in einen Sturm von Lustigkeit los. Lachte der Käufer nur erst, dann fuhr er ihm mit einem beißenden Kraftspruch an den Zahn des Widerstandes, riß ihn aus und schwindelnd hielt der Käufer die gekaufte Waare in der Hand. In Heilbronn machte der Stauffer einmal einem Käufer den Kopf so wirblich, daß er fluchend die Stube aus- und einlief, die Thüren hinter sich zuschlug, einen Krug an die Wand warf und in größtem Zorn ausrief: „Gut, ich kauf' die Waar', dann schlag ich euch Beide todt!" Er kaufte die Waare, das Todtschlagen ließ er bleiben. Wenn nach solchen Auftritten der Stauffer und sein Herr aus einem Hause traten, dann rief

dieser gewöhnlich, sich den Schweiß von der Stirne trocknend: „Wär' ich allein gewesen, daheraus hätt' ich meine ganze Waar' wieder ungerupft getragen!“ Stauffer aber war gewöhnlich still nach solchen Augenblicken, ja oft mürrisch; er dachte: „Ihr seid Alles keine Handelsleut'. Laßt mich einmal erst einen Credit von dreihundert Gulden haben, und ich will euch zeigen, wie man's durcheinander treibt!“ So vergingen in der Woche sechs rastlose Tage, der siebente war der Tag des Herrn, den feierte auch der Stauffer immer gewissenhaft. Meistens brachte er ihn im Hauptquartiere zu, wo er dann den ganzen Nachmittag unter dem Birnbaume im Schatten saß und sich eine Pfeife anzündete, „damit er besser heimdenken könne“. Die gutmüthige schwäbische Wirthin pflegte sich dann zu ihm hinauszusetzen, die Kinder kamen hinzu und es wurden liebe Stunden verplaudert, verschäkert, verlacht. Für das zehnjährige „Mariele“ derselben hatte der Stauffer eine besondere Vorliebe. Es erinnerte ihn lebhaft an sein ältestes Töchterlein daheim, das auch Marie hieß, auch blaue Augen und eine so schöne weiße Stirn und dunkelblonde Haare hatte; freilich wollte er der Wirthin nicht weh thun und ihr sagen: seines Töchterleins Augen seien noch schöner blau, auch gäbe es keine so schöne runde weiße Stirn mehr wie seines Kindes Stirn; dabei wurde er immer von einem wunderlichen Gedanken heimgesucht: diese zwei „Marielen“ einmal, wenn er reich und sie größer wären, im Oestreich oder im Schwaben zusammenzubringen; diesen Gedanken verschwieg er nicht, und die Wirthin lächelte beifällig und sagte: „Ja, da ging ich selber einmal mit, das Oestreich möcht' ich auch einmal sehen.“ Nach solchen Sonntagsnachmittagen fing dann das Rennen, Plagen und Jagen der neuen Woche unverdrossen wieder an. Neun Wochen

waren so verflossen, als die Waare, welche Stauffer's Herr sonst schwerlich im Laufe von vier Monaten abgesetzt hätte, bis auf die letzte Flocke verkauft war.

Da legte sich der Stauffer eines Abends ungewöhnlich früh zur Ruhe, denn er hatte einen weiten Weg vor.

Es war an einem schönen Sommermorgen, als die vier Kinder Stauffer's in der Stube des bescheidenen Häuschens unter der Mühle auf dem Fußboden neben der alten Apolonia saßen und spielten. Die Apolonia sagte eben: „Mir klingt's im Ohr, Kinder seid brav, ich glaub' der Vater wird bald kommen" — da ging die Thüre auf und ein Mann stürmte herein und warf einen Wanderstab und Reisesack von sich und stürzte gradezu mitten unter die Kinder auf die Knie, die Arme ausbreitend, mürbe Brotringle, Spielereien und andere Geschenke hinstreuend und rufend: „Da bin ich wieder, kennt ihr mich denn nicht mehr?" Die Kinder liefen erschrocken auseinander und flüchteten zur Apolonia; nur das neunjährige Mariele blieb vor ihm stehen, ihr sanftes klares Auge hatte den Vater gleich erkannt; sie war nicht erschrocken, nur ihre Wangen waren vor Freude wie zwei purpurne Röslein geworden. Stauffer sprang auf und hob seinen Liebling auf die Arme und küßte die schöne weiße Stirn und das schöne blaue Auge, und lief mit dem Kinde wie toll vor Freude in der Stube auf und ab, und rief ein über das andere mal: „Nein, nein, wie du so gibts kein Mariele mehr auf der Welt!" Indessen hatten sich die andern Kinder auch erholt und kamen auf das Zureden der Apolonia zum Vater, ihm die Hand zu reichen. Er nahm eines nach dem andern auf die Arme und trug sie küssend und scherzend durch die Stube; sie wühlten ihm lachend im Hauptharr, wie die Kinder jenes Wirthes „Zum Reichsadler" gethan hatten. So machte er

seine Sünde beim Abschied wieder gut. Dann aber rief er die Apolonia zu sich, gab ihr ein schönes Halstuch als Geschenk und zeigte ihr sein Erspartes. Sie erstaunte. Er hatte fast den ganzen Lohn zurückgelegt.

Stauffer's Geschick und Eifer war indessen bekannt geworden und viele Herren fragten an, ob er für erhöhten Lohn ihr Träger werden wollte? Er aber sagte: „Laßt mich sehen, ob mein guter Name mich nicht selber brauchen kann", ging zum reichen Kaufherrn und erhielt für fünfhundert Gulden Waare auf Credit. Stauffer kannte sich selbst kaum mehr. Es brannte der Boden unter seinen Füßen; er mußte fort; es trieb ihn an sein neues Geschäft, das er nun als eigener Herr betreiben konnte. Kaum, daß er sich einige Nächte Schlaf gönnte. Eines konnte er bei aller Eile nicht unterlassen: er mußte dem Birkenwäldchen, aus dem er so lange sein kümmerliches Brot gezogen, einen Besuch abstatten, bevor er ging. Freundlich grüßend trat er eines Nachmittags in dessen Schatten und sagte: „Wie geht dir's jetzt, seit wir einander nicht mehr plagen? Du siehst frisch und gesund aus, mir geht es auch jetzt besser. O dein Brot ist sauer gewesen und mein Messer scharf! Gib mir die Hand, wir wollen jetzt wie Freunde leben." Das Birkenwäldchen streute kühlige Schatten über ihn und ließ den Chor seiner Vögel schmettern und flöten; Stauffer ließ es auf sich wirken und sagte gerührt wie seine schwäbische Wirthin: „'s ischd recht." Heimkehrend und an Ruhländer's Felde vorübergehend blickte er nicht auf; es war noch nicht Zeit. Diesmal brannte er seinen Kindern beim Abschiede nicht durch, vielmehr plauderte und erzählte er ihnen bis zum Augenblicke seines Abschieds gar Bunterlei von seiner Wanderung, von Städten und Menschen und von der lieben Wirthin in Schwaben und ihrem Mariele

vor, und daß er letztere einmal mitbringen werde; dann trug er seine Kinder, eins nach dem andern, durch die Stube, herzte und küßte sie, und als er sein Mariele auf den Armen hielt, rief er mit glühenden Augen: „Ich will euch einmal ein Leben... Wie die Gräfinnen sollt ihr mir... Punktum" schloß er sich selber unterbrechend.

Er ging.

Außerhalb dem Dorfe begegnete ihm der Ruhländer, der lächelnd sagte: „Nun, Stauffer, schon wieder auf und davon? Du nimmst den Weg ins Reich ordentlich unter die Füß. Es ist ja drüber 'naus wie du's führst. Nun, 's ist recht. Viel Glück. Jetzt muß ich wol bald mein Feld vor dir in Acht nehmen? Heut Nacht wird mir von grünen Fensterläden und Spiegelfenstern träumen."

Der Stauffer sah zu Boden und gab darauf keine Antwort. Mit einem scharfen: „Behüt' Euch Gott!" ging er von dannen.

Es hätte dieses neuen Antriebes nicht bedurft, um den Stauffer wie mit Flammenruthen an sein Geschäft zu treiben.

Nach zehn Wochen schrieb er um neue Waare und schickte für die verkaufte das baare Geld; die neue Waare kam an und wurde vertrieben; abermals neuere Waare kam an und wurde vertrieben; der Herbst, der Winter ging darüber hin: mit dem Eifer Stauffer's war sein Glück gewachsen, mit seinem Glücke sein Credit; es machte gewaltiges Aufsehen, als es plötzlich hieß: der Stauffer habe neuestens um Waare für zweitausend Gulden geschrieben, die er gleich baar vorausbezahlt. Jetzt ging in den Gemüthern der Menschen seiner Heimat jene leise Veränderung vor, welche allmälig eine ehrenvolle öffentliche Meinung vorbereitet. Die Einen freuten sich, die Andern staunten, gar

Viele beunruhigten sich über das unerwartete Glück eines bisher so unbeachteten Menschen, Alle redeten davon. Wer bisher stumm an ihm vorübergegangen, der dachte jetzt daran, ihn zu grüßen; wer ihn gegrüßt, wollte ihm jetzt die Hand reichen; wer ihm die Hand gereicht, der dachte ans Brüderschafttrinken, und wer etwa schon Brüderschaft getrunken hatte, der dachte: An dem kannst du einstmal deine Stütze haben, wenn sich's wo an deinem Hauswesen senkt. Man war förmlich ungehalten, daß der Stauffer diesmal gar nicht heimkommen und sich zeigen wollte, denn es war der zweite Sommer und der zweite Winter schon vorüber, ohne daß er kam; die Leute plagten auf Kirchenwegen und zu Hause die alte Apolonia, was denn der Herr Stauffer Neues schreibe, es sei doch nicht schön, daß er gar nicht mehr heimgucken wolle; der Felderer beklagte sich, daß ihn sein alter Freund gar nicht mehr grüßen lasse... Und wieder war's im holden Mai: die Schwalben hatten ihre Nester bereits gebaut, die Lerchen stiegen und sangen, die Bäume blühten und durchwürzten die Lüfte, da hieß es, der Stauffer habe das schöne Grasplätzchen vor seiner Hütte zum Spielplatz für seine Kinder angekauft; man sah zu gleicher Zeit an Dach und Wänden des Häuschens bessern und verschönern; jetzt war kein Zweifel mehr, daß der Stauffer reich beladen mit dem Segen seines Fleißes heimkehren werde. Einige Hausmütter kamen zur Apolonia, um ihr Eier, Butter und Weizenmehl anzubieten; denn es wäre sündlich, meinten sie, dem Herrn Stauffer jetzt nicht die allerbesten Tage anzuthun. Die Apolonia wußte wohl, was sie zu thun hatte, und dankte für den guten Rath, nahm aber keine Geschenke an.

Es war an einem herrlichen Mainachmittage, der Himmel wolkenlos, die Lüfte lau und die Sonne im Unter-

gehen; die Kinder lärmten und tollten auf den Rasenplätzen vor den Häusern, über ihren Häuptern flatterten wie Glockenzüge des Himmels graue Mückenstreifen: da stand unvermuthet, auf seinem Stab gestützt, ein Mann vor einer Schar lustig schreiender Kinder auf dem Rasenplätzchen unterhalb der Mühle und sah mit stillvergnügtem Lächeln dem harmlosen Treiben zu. Der Mann war Stauffer, und die lärmende Gruppe bestand aus seinen Kindern und einem ihm fremden schönen Knaben. Der Stauffer wurde nicht gleich bemerkt und das schien ihm lieb zu sein, denn die Kinder führten eben auf ergötzliche Weise allerlei Thier- und Naturnachahmungen auf:

Das Mariele (wie eine Ente wackelnd):
Soldaten kommen! Soldaten kommen!
Der Knabe Anton Hälder (als Enterich):
Sackerlot, sackerlot!
Das Gretchen (als Haushund):
Wo? Wo? Wo? Wo?
Das Röschen (als Katze):
Von Bernau, von Bernau!
Das Käthchen (als Hahn auf der Mauer):
Sie sind schon da!

Bei diesen Worten stürzte die alte Apolonia schreiend und die Hände zusammenschlagend aus dem Häuschen und rief: „Kinder! Um Gotteswillen! Kinder! Seht und hört ihr denn gar Nichts mehr? Wer steht denn dort? Wer ist denn gekommen?“ Wie mit einem Messer abgeschnitten war auf einmal das Tollen und Lärmen der Kinder und von dem Spiele keine Spur mehr als die glühenden Wangen der Kinder. Mariele war es wieder zuerst, die den Vater erkannte und auf ihn zukam. Erst als sie ihm die Hand

hinreichte, erwachte der Stauffer aus seinem träumerischen Wohlgefallen, mit welchem er seine Kinder und sein Mariele vor Allen betrachtet hatte. Diese war schon zu groß geworden, um sie auf den Arm zu heben, er kniete hin, umschlang ihr blondes Köpfchen mit freudiger Rührung und drückte es stumm an seine stürmisch klopfende Brust. Es war ihr eine Haarlocke losgegangen und rollte seidenweich über seine Hand. Nun kamen auch Gretchen und Röschen herbei und wurden vom Vater ans Herz gedrückt. Nur das lustige jüngste Kind, das Käthchen, blieb als Hahn auf der Mauer stehen und rief in Einem fort: „Sie sind schon da!“ Als sich der Vater mit ausgestreckten Armen näherte und lachend rief: „Es ist genug, jetzt komm nur und laß dich fangen!“ da schrie und flatterte sie gewaltig, sprang herunter und wollte scherzend mit dem kaum erkannten Vater ein Fangspiel beginnen. Der Stauffer haschte sie aber bald, schwang sie hoch in die Luft und trug sie triumphirend nach dem Häuschen; das Kleidchen flatterte.

In der Stube ging es nun wieder lärmend und jubelnd an ein Geschenke geben und nehmen.

Aber nicht lange, so wurde diese Familienfreude gestört. Stauffer's Heimkehr war bekannt geworden, und nun erbrauste es bald von Neugierigen um das Häuschen; Glückwünschende drangen herein. Stauffer benahm sich scheinbar ruhig, ließ die Gratulirenden sich in Freundlichkeiten abhetzen, schob nur dann und wann stumm an der Mütze, und wenn er etwas reden mußte, so war es kurz und mit einem flüchtigen Lächeln begleitet; als sich aber spät Abends die letzten Besuchenden entfernten, da drückte er mit krampfhafter Faust die Thüre hinter ihnen zu und schob den Riegel so gewaltig vor, daß die Wand erbebte. „Kommt ihr jetzt?“ hörte ihn die Apolonia mit gepreßter Stimme

heftig vor sich hin sagen: „Bin ich euch recht so? Bin ich euch wundermäßig worden? Sä' ich Stiefelnägel und gehn mir keine Baarfüß' mehr auf? Ha, Geduld noch eine Weil', der letzte wird noch aufgespielt!“ So lauerte hinter seinem ganzen Betragen, es mochte heiter, verschlossen, stumm oder gesprächig sein, ein düsterer menschenfeindlicher Gedanke, der zum gewaltigen Hervorbrechen seine Zeit noch nicht gekommen sah, und sich unter dem Tumult und den Launen des Geschäfts gut genug verbergen ließ; denn sehr unruhige Tage waren's, welche Stauffer diesmal zu Hause zubrachte.

Man hatte gehört, daß er jetzt sein Geschäft auf großartige Weise ausdehnen wolle. Am nächsten Morgen saßen denn auch schon Leute vor dem Häuschen und warteten auf Audienz; es waren Männer, die sich als Träger anbieten wollten. Stauffer warb die tüchtigsten und begann seine großen Einkäufe. Wo er ging, zog er einen Schweif dienstbarer Menschen nach sich; wo er sich setzte, wurde er von freundlichen Menschen umringt, und mußte er eines abgeschlossenen Geschäfts wegen in ein Wirthshaus, so reichte und schob ihm Alles die Gläser aufs Geschenk hin, wofür er stets Allen wie Einem dankte. Seine Zeit war diesmal so in Anspruch genommen, daß er selten eine ruhige Stunde bei seinen Kindern zubringen konnte.

Zwei mal widmete er jedoch ganze Vormittage äußerst wonnigen Feierlichkeiten; es war das bei einer Schulprüfung und bei einem Bittgang um die Felder.

Bei der Schulprüfung hatte sein Mariele, als die beste Schülerin unter den Mädchen, einen schönen Doppelspruch mit dem besten Knabenschüler, Anton Hälder, aufzusagen, und das gelang so gut und rührend, daß die Herren Prüfungscommissaire, der Herr Vicar und der Amtmann, dem

schönen frommen Kinde die Hände aufs Haupt legten, die Wangen streichelten und Lob über Lob ertheilten. Mariele war auch auf alle Prüfungsfragen wohl vorbereitet und gab schnelle, klare und genau treffende Antworten. Der Vicar schien sie besonders gern zu fragen; es war auch etwas Erquickliches, wenn Mariele's blaue Augen aufblickten und ihre liebliche Stimme Antwort gab.

Beim Bittgang um die Felder war Mariele unter den weißgekleideten Mädchen, welche das buntgeschmückte Muttergottesbild trugen.

Der Stauffer hatte ihr zu dieser Feierlichkeit einen ganz neuen Anzug machen lassen und ging während der Procession stets zuvorderst unter den Männern, damit er seinen Liebling immer vor Augen habe. Mariele sah aber auch aus wie ein Engel: so fromm, so still, so lächelnd und im Frühlingssonnenschein so verklärt erschien sie Allen. Der Knabe Anton Hälder trug ein rothes Fähnlein voran und war froh, wenn es flatternd die Blicke auf sich zog; da mußte wol auch Mariele Stauffer zu ihm herüberblicken.

Die Procession wogte hin und her, verschwand in Hohlwegen und kam auf Hügeln wieder zum Vorschein, stockte auf engen Fußpfaden und hielt beim Ablesen der Evangelien vor Kreuzen und Kapellen immer eine Weile stille. Auch in der Nähe von Ruhländer's Felde auf der Hauslusthöh steht ein Kreuz; auch dort wurde Halt gemacht und eine Station gehalten.

Hier waren viele Augen auf den Stauffer gerichtet, denn das Feld, wohin derselbe sein Haus bauen wollte, war in der Nähe.

Stauffer sah frei auf, betrachtete mit hellem Blicke den Theil des Feldes, wo er sein künftiges Haus schon längst in Gedanken stehen sah, und suchte dann mit seinen

Augen den Ruhländer, der zu Boden sehend nicht weit vom Kreuze stand. Es war nicht Alles mehr in Ruhländer's Hause, wie es sollte.

Stauffer hätte nicht Stauffer sein müssen, wenn er davon Nichts hätte wissen sollen.

Er schloß sich daher auf dem Heimwege an Ruhländer an und sagte zu ihm, ohne daß es Jemand hören konnte: „Ruhländer, du hältst ja schon vier Wochen lang Pfingstelritt nach zwölfhundert Gulden und kannst sie nicht erkeuchen. Wie viel Gäul willst du noch zu Schanden reiten bis du zu mir kommst? Ich laß heut Nacht die Hausthür bis zwölfe offen und sitz' ohne Licht in der Stube; kommst du, so bist willkommen.“ Ruhländer sagte Nichts darauf, aber kam in jener Nacht, und beide Männer redeten lange miteinander. Niemand wußte von Dem, was hier besprochen und beschlossen wurde; doch fielen bald die Folgen dieser heimlichen Zusammenkunft ins Auge. Das Mittelstück von Ruhländer's Felde auf der Hauslusthöh wurde abgesteckt; in der Ziegelhütte wurden neue Arbeiter geworben, im Walde Bauholz gefällt; der Maurermeister aus Nierdingen und der Zimmermann aus Seilern ließen sich blicken, und die Sägmühle arbeitete Tag und Nacht für Rechnung Stauffer's.

Im Juli drauf wurde auf der abgesteckten Stelle des Ruhländer'schen Feldes gegraben und der Grundstein zu einem Hause gelegt; Menschen und Fuhrwerk gingen ab und zu, die Wände stiegen aus dem Boden und man sah mit verwunderten Blicken in Erfüllung gehen, was der Stauffer vorausgesagt hatte.

Indessen blieben Stauffer's Kinder mit der alten Apolonia ruhig in dem ärmlichen Häuschen unterhalb der Mühle, als ginge sie das schöne Bauwerk oben gar nichts

an; der Stauffer selbst aber war fort mit einer großen Menge Waare und mit einer Schar verläßlicher Genossen und trieb und jagte seinen Eifer im Geschäfte rastloser als je. Nicht nur Schwaben, auch Tirol, das westliche Baiern, das Hessische und Badensische waren diesmal der Schauplatz seiner gewinnreichen Streifzüge. Er schien allgegenwärtig zu sein. Von seinen dienstbaren Leuten war Niemand sicher, daß er ihn jetzt oder jetzt bei einer Fahrlässigkeit überrasche; daher auch Stauffer's Eifer auf Alle überging, um so mehr, als sein gutes Zeugniß Jedem leicht zu künftigem Glücke helfen konnte, da es Credit verschaffte. Die liebe schwäbische Wirthin sah der Stauffer jetzt seltener; hatte er aber Gelegenheit sie zu sehen, so versäumte er sie nicht, und kam er, so war er willkommener als jeder andere Gast. Es wurde dem Herrn Vetter aus Oestreich ein Zimmer wunderschön hergerichtet, und das Mariele stellte ihm jeden Tag einen frischen Blumenstrauß auf den Tisch. So ging wieder ein Sommer, ein Herbst und ein Winter dahin. Stauffer's Haus war indessen fertig geworden, die Wände getrocknet und angestrichen, Spiegelglas war in den Fenstern und hellgrüne Läden hingen vor denselben: da kam mit den ersten Lerchen die Nachricht, daß auch Schlosser und Tischler mit der innern Einrichtung des Hauses fertig geworden seien. Der Stauffer ordnete sein Geschäft so, daß er sich kurze Zeit heimbegeben konnte, schickte einen seiner Träger als vertrauten Sendboten voraus, um ihn das Gerücht verbreiten zu lassen, daß sein Herr bei seiner Uebersiedelung aus der ärmlichen Hütte in das schöne neue Haus drei Tage lang Festlichkeiten aller Art veranstalten wolle: Tanz, Freischießen, Umzüge mit freier Zeche und so weiter. Er selber blieb noch einige Tage in seinem schwäbischen Hauptquartiere wie auf der Lauer zurück. Es mußte ge-

waltig in seiner Seele wogen. Seine Wirthin hatte ihn noch niemals so gesehen. Er sprach kaum mit Jemand; sein Angesicht war immer dunkel geröthet vor innerer Aufregung. So wagte denn auch Mariele nicht, ihm am Tage vor seiner Abreise ein Sträußchen Frühveilchen anzubieten, das sie für ihn schön zierlich gebunden und in Glas gestellt hatte.

Andern Morgens war er fort.

Er kam zwar diesmal wieder um die Zeit des schönen Frühlings, aber bei Nacht und ungesehen und ungehört, nach Hause.

Als er ans erste Haus im Dorfe trat, schlug die Schwarzwälder Uhr in der Stube elf.

Im Dorfe schlief beinahe Alles schon; nur im Wirthshause ging es noch lebhaft her, und einige Burschen sangen heim.

Der Stauffer war sonst immer, wenn er heimkehrte, um das Dorf herumgegangen und hatte kaum aufgesehen, heute schritt er aufrecht mitten durch das Dorf und blickte mit leuchtenden Augen umher.

Da standen nun alle die Häuser, die einst so stolz auf die Hütte unter der Mühle hingeblickt hatten; herrlicher als sie alle sah nun sein Herrenschlößlein von der Hauslusthöhe herunter; da in den Häusern herum schliefen nun alle die Menschen, die einst dem abgehetzten Besenbinder kaum ein freundliches Auge zeigten; morgen erwarteten sie die Heimkehr des Herrn Stauffer, der ihnen Lustbarkeiten und Genüsse mancher Art bereiten sollte.

Stauffer hielt inne und athmete lebhaft.

„Wartet und wetzt euch die Zähne bis zum Jüngsten Gericht", sagte er vor sich hin; „ich leg euch kein' dürre Brotrinde dazwischen. Ich will euch was beweisen. Ha,

rechnet, multiplicirt nur die Lustbarkeiten, ich will sie euch zusammendividiren, daß die Nachfrag' um einen Bettel-dukaten zu haben sein soll!" Die heimkehrenden Burschen näherten sich und sangen eben:

Mein Herzerl ist z'rissen,
Mein Hütel ist neu;
Wär' 's Hütel doch z'rissen,
Ganz 's Herzerl dabei.

Der Stauffer trat hinter eine Mauer und hörte jetzt einen der Burschen sagen: „Kommt schlafen. Es soll ja drei Nächt' drunter und drüber gehn, wenn der Stauffer kommt. Der Mann hat Litze (sonderbare Einfälle) wie Braundorfer Schützen. Er soll aber leben!"

Die Burschen gingen vorüber, der Stauffer trat hervor.

Ein düsteres Lächeln um den Mund, sagte er: „Ja, laßt mich leben. Ich will euch dafür euere drei Nächt' in Ruhe schlafen lassen."

Er trat hinter einem Hause in einen Garten und hier an ein kleines Fenster; er klopfte.

Sein Träger, den er als Sendboten aus Schwaben vorausgeschickt hatte, schlief da drinnen, wachte auf und kam ans Fenster. Er mußte seinen Herrn erwartet haben, denn er fragte sogleich: „Seid Ihr es, Stauffer?"

Dieser bejahte und setzte hinzu: „Hast du gethan, wie ich dir gesagt habe?"

Der Träger erwiderte: „Morgen von früh bis in die Nacht wird man Euch erwarten. Bei der Mühle herum sind heute schon immer neugierige Leute gestanden. Alles glaubt an die drei Tag Festlichkeiten. Ich will's nicht mitansehn, wenn Nichts daraus wird; morgen mit dem Frühesten

stoß ich die Grenz' hinter mich. Ich möcht' in acht Tagen nicht herumzünden, wie man von Euch spricht!"

Der Stauffer sagte: „Recht. So ist's mein Wunsch. Ich hab die Mauer um mein Haus nicht umsonst geführt. Jetzt will ich Brennessel und Dorn auf den Weg zu mir pflanzen und Glasscherben streun: ich hab's abgemacht mit den Menschen."

Er ließ sich einen Schlüssel durch das Fenster reichen und ging.

In der Hütte unter der Mühle war es ganz stille, in Stube und Kammer kein Licht.

Der Stauffer schloß die Hausthüre geräuschlos auf und trat hinein.

Leises Athmen mehrer Menschen in der Stube; Stauffer strich mit einem Zündhölzchen über die Wand, es fing und durchblitzte das Dunkel der Stube.

Da saßen die Kinder mit der Apolonia schlummernd und vollständig angekleidet am Tische herum, sie hatten die Heimkehr des Vaters erwartet.

Stauffer weckte erst die Apolonia, dann die Kinder und sagte nach kurzer Begrüßung: „Macht euch fertig jetzt, wir quartieren hinauf in unser neues Haus."

Und bald darauf trat eine Gruppe Menschen aus der Hütte unter der Mühle und ging im Dunkel auf dem kürzesten Wege zum Dorfe hinaus und der Hauslusthöhe zu. Der Stauffer trug sein jüngstes Kind auf dem linken Arme, an der rechten Hand führte er sein vorjüngstes Kind, das Röschen; das Mariele und das Gretchen gingen rechts und links neben der Apolonia. Die Apolonia weinte; die Kinder, halb schlaftrunken und nicht begreifend diesen geheimnißvoll-nächtlichen Umzug, schauerten furchtsam; nur das Mariele blickte bewußter herum und betrachtete mit stillem

Vergnügen die schimmernden Sterne. Der Stauffer redete auf dem ganzen Wege kein Wort; seine Schritte griffen rasch aus, ein Zeichen, wie bewegt er innerlich war. Beim obern Fahrwege erbebte er plötzlich, hielt an und horchte vor sich hin. Fußtritte hatten sich hören lassen und kamen näher. Der Stauffer meinte, das Dorf hätte einen Aufpasser bestellt, der ihn auf Schritt und Tritt ausspionire. Schon wollte er sein jüngstes Kind vom Arm auf den Boden stellen, um jeden absichtlichen Störer seiner geheimen Wanderung wüthend anzufallen; allein er überzeugte sich bald, daß er in seinem Argwohn sich geirrt habe. Es war ein Schmuggler, der vorüberschlich, froh, kein lebendes Wesen um sich zu sehen und zu hören. Stauffer ging nun beruhigt mit den Seinen weiter und erreichte das neue Haus. Er konnte sich nicht klar machen, was sich in ihm regte und bewegte, als der Schlüssel im großen Vorhofthore rauschte und der Thorflügel aufging, ihn und die Seinen einzulassen; etwas wie leise Wehmuth, daß ihm das zufallende Thor zu unbarmherzig die Vergangenheit von der Zukunft abschneide, mischte sich unter seine bunten stürmischen Empfindungen. Er schritt über den halbrunden Vorhof und schloß nun auch die Hausthüre auf. Da hallte es so feierlich in der Vorflur von den neuen Wänden; da mußte Alles so hell und blank sein; Stauffer erschien das erste mal in diesem Hause und ihm war als müßte er leise auftreten, um die vornehme Herrschaft in den Zimmern nicht zu stören.

Er machte Licht.

Der Eindruck war um so größer. Die Lage und Eintheilung der Zimmer kannte er genau, denn er hatte den Plan mitentwerfen helfen. Daher wußte er auch sogleich, in welches Zimmer er die Seinen bringen sollte, es war

jenes im obern Stockwerk, dessen Fenster nach dem Birkenwäldchen sahen. Hier zeigte sich nun, daß er durch seinen Sendboten den Kindern eine große Freude hatte vorbereiten lassen. Ein Christbaum ganz glänzender Art voll Geschenke und Silber- und Goldflitter stand mitten im Zimmer da, und nun wurden, um den Jubel der Kinder vollzumachen, auch die hundert Wachslichtlein an den Zweigen angezündet. Der Stauffer küßte seine Kinder, sah dem freudigen Tollen eine Weile zu und sagte dann zur Apolonia: „Wenn die Kinder zu Bett sind, kommt hinüber, ich hab' Euch noch was zu vertrauen."

Er ging hinaus und betrat eines jener Zimmer, deren Fenster nach dem Dorfe gerichtet sind. Hier machte er kein Licht, damit es im Dorfe nicht auffalle, sondern öffnete leise ein Fenster und lehnte sich hinaus.

Der Mond ging eben auf.

Am Himmel war es wolkenlos und ruhig, die Sterne blinkten, die Luft, das Dorf war stille; nur die Mühle sendete ihr einförmiges Rauschen herauf wie in jener Nacht, als der Stauffer, durch Ruhländer's Worte tödtlich verwundet, auf der Hauslusthöhe stand und sein Herz von sonderbaren Wünschen und Racheplanen schwellen ließ. Da stand nun das Haus, da lehnte er nun am offenen Fenster und sah zwischen hellgrünen Fensterläden hinunter auf das Dorf seiner Geburt, seiner Leiden, seiner wirklichen und eingebildeten Mishandlungen, und wenn die Sonne im Osten sich heraufzuschwingen anschickte, konnte er lächelnd als gemachter Mann hinuntersehen auf die täglich neu erwachenden Sorgen und Plagen des Dorfes. Stauffer hatte es erreicht; er hatte, was er einst wünschte und mehr; morgen sollten auch die da unten, die Menschen alt und jung, etwas von empfindlicher Demüthigung durch ihn erfahren.

Stauffer's Glück war aber noch nicht zu Ende. Sein Geschäft blühte; was er begann, endete mit übertriebenem Segen. Eine solche Fülle von Glück konnte noch viel Unerwartetes bringen. Stauffer weinte. Er weinte, weil ihm so unerklärlich wunderbar zu Muthe war; er weinte, weil es ihn drängte gegen Himmel zu blicken und zu sagen: O Herr, ich bin so viel Segen nicht werth gewesen; er weinte, weil ihm all seine Pein da unten lebhaft vor die Seele trat, weil es ihm schmerzlich wehe that, daß die Menschen gerade gegen ihn so schroff, so unversöhnlich seien! Das fühlte er: wenn in diesem Augenblicke Einer gekommen wäre und hätte ihm freundlich die Hand gegeben, und hätte mit kindlicher Stimme zu ihm gesagt: Stauffer, du bist allein, du wirst unglücklich, wenn du so alleine bleibst, sei mein lieber Herzensfreund und Nachbar — er fühlte, daß er sich zu einer solchen Stimme und Freundschaft hingeneigt hätte! Aber wer war denn Schuld, daß in dieser Stunde kein solcher Freund erscheinen wollte?

Stauffer, o Stauffer! Warst du je freundlicher gegen die Menschen als sie gegen dich? Hast du die liebevolle Hand der Menschen ergriffen, wo und wann sie dir gereicht wurde? Daß man dich erst aufmerksam und willig empfing und grüßte, als dein Glück anfing, das beleidigt dich? Ei, da hattest du eben angefangen, den Leuten Achtung abzuzwingen, da hattest du gezeigt, wie viel Fleiß, wie viel Eifer, wie viel Talent, wie viel Sorgfalt für deine Zukunft und für die Zukunft deiner Kinder in dir sei, und darum achtete, grüßte man dich: war das übel? Was war denn an einem armen, stillen, verschlossenen, mürrischen, zurückgezogenen, menschenfeindlichen Besenbinder so gewaltig Ehrwürdiges, Wundermäßiges, Hinreißendes? Zur Zeit deiner bittersten Armuth, Stauffer, gab es Leute, die noch

ärmer und mishandelter waren als du; nun, hast du, der reichere, diese Leute aufgesucht und besser behandelt als du von den Dorfbewohnern, die wieder reicher waren als du, behandelt worden bist? Wenn ein Bettler, kummervoll und preßhaft, in das Dorf kam, bist du ihm entgegen gegangen, hast ihn am Arm geführt, ihm freundliche Worte gesagt und ihm deine Liebe und ein Lager angeboten? Stauffer, Stauffer! Gemach! Schirr' so trotzige Gedankengäul' aus, es geht an einem Abrand'!

Lange noch lag der Stauffer so im Fenster, das Gemüth gewaltig hin und her bewegt, am Himmel, in der Luft, auf Erden dieselbe Ruhe, nur der Mond war gegen die Mitte der Himmelswölbung vorgerückt. Im Zimmer drüben war es stille geworden, die Kinder schliefen; jetzt kam die Apolonia, um zu hören, was ihr Stauffer noch vertrauen wollte.

Er erschrak, als er die Thüre gehen hörte.

Fast hätte er gewünscht, daß die Apolonia zu kommen vergessen hätte.

Doch nun wühlte er, sich selber hetzend, seine unwirschen Gedanken wieder lebhaft auf und sagte:

„Ich reis' vor Tags wieder ab. Ich bin nur gekommen, daß ich Euch mit den Kindern in mein neues Haus einführe. Haltet drei Tag lang das Haus versperrt für Jeden, der nicht herein gehört. Wartet und pflegt meine Kinder gut. Ich werde fort sein, wenn sie wach werden; schreibt mir, ob sie oft nach mir fragen; sagt ihnen, daß ich recht bald wieder nachsehen werde. Das Mariele ..." Er stockte. Er langte eine Brieftasche hervor und gab der Apolonia eine ansehnliche Summe.

„Hier ist Geld", fuhr er fort: „Die Menschen sind schlecht. Sie meinen, ich soll ihnen für all' die Rippenstöß'

aus alter Zeit jetzt drei heilige Feiertäg machen und ich werd' es aber bleiben lassen. Sie werden sauer dreinsehen. Kann sein, sie werden so schlecht sein, daß sie meine Kinder da oben aushungern wollen. Kauft Lebensmittel von weiter her, zahlts doppelt, wenn es sein muß. Kann sein, es wird Einige so schlecht geben, daß sie auch weiter herumhetzen, daß man meinen Kindern keine Lebensmittel verkaufe. Zahlts dreifach und schreibt mir! Von meinem Mariele..." Es versagte ihm die Stimme wieder.

Er drehte sich um und lehnte sich zum Fenster hinaus. Schluchzte er?

Nach einer Weile kehrte er sich wieder gegen die Apolonia und fuhr fort: „Es gibt Messer, mit denen sticht man übers Meer, trifft man die Seelen in der Ewigkeit noch: wenn man Einem die Kinder kränkt. Ich sag Euch, Apolonia, die Menschen sind schlecht. Jetzt werden sie mir die Kinder kränken, sie werden sie «Herrenzüchtle» oder «Schloßfräule» oder «Birkengräfle» oder so was nennen. Mein Mariele muß mir aus der Schul'. Auch die Andern. Der Lehrer und der Geistlich' sollen mir im Haus Unterricht geben." Er ging auf und ab, dann fuhr er fort: „Jetzt wird man ihre Kinder auch vom Spiel mit meinen Kindern abhalten. O sie wissen, wie man Einem bis an den Grund ins Herz greift. Apolonia, der Büchner, aber der Jakob und nicht sein Bruder, der ist noch der beste; der, glaub' ich, wäre bei Seit' zu nehmen, der hätte noch ein Herz. Geht in drei Tagen zu ihm, Ihr braucht nicht sagen, daß ich Euch schicke, steckt Euch dabei hinter sein Weib, sie ist gut: ich hab' sie schon oft bitterlich weinen sehn — kann sein, die lassen ihre Kinder zu den meinen herauf. Ich weiß nicht, was ich thät', ich müßte gerade Haus und Heimat verlassen, wenn es meinen Kindern an ihre beste

Freude ging; werden die Menschen groß, dann ist es so mit Spiel und Freundschaft aus!"

Die Apolonia hörte mit Betrübniß zu.

Sie wagte nun die Menschen in Schutz zu nehmen; so sei es doch nicht ganz, meinte sie; und wenn der Stauffer freundlich gegen die Leute sein wollte, so könnte er gewiß viel Liebes auch von ihnen erfahren.

Der Stauffer fiel ihr in die Rede: „Laßt das im Evangelium stehen, das ist Sach' für einen Schriftgelehrten!" sagte er.

Die Apolonia wagte noch einen schüchternen Versuch, den Stauffer zu bewegen, wenn auch nicht drei Tage, so doch am nächsten Morgen den Leuten irgend eine kleine Freude zu machen.

Ein heftiges „Nein!" schnitt die ganze Unterredung ab.

Die Apolonia nahm Abschied und legte sich schlafen, der Stauffer lehnte noch lange im Fenster.

Endlich krähte der Haushahn im nächsten Hofe unten, der Morgen dämmerte im Osten leise herauf, Geräusch von Menschen wurde hörbar: da machte sich der Stauffer auf und eilte, allerlei Umwege einschlagend, der Grenze zu. Je höher die Sonne am Firmamente heraufrückte, desto lebhafter stellte sich vor seine Seele, was jetzt im Dorfe geschehen mochte. Sein ganzes Wesen fieberte. Gruppen vor der Hütte unter der Mühle, vor seinem neuen Hause auf der Hauslusthöhe, Anfragen im Wirthshause, wie viele Fässer Bier umsonst vertrunken würden, bald darauf Lärm, Schimpfiren, Poltern, Drohen, vielleicht gar Fenster- und Thüreneinschlagen — das Alles sah und hörte er in buntem Gewühle durcheinander. Er ging, sozusagen immer mit gespitztem Ohre nach der Heimat horchend, seines Wegs, als wollte er Sturm und Wetter durch die Luft herüber

hören. Einige mal hielt er tief erbleichend inne und war versucht, vor sich selber Reißaus zu nehmen, weil ihm einfiel, daß er seine Kinder eigentlich doch ohne Schutz zurückgelassen habe; die Menschen sind ja so schlecht, dachte er, daß es einigen Rohlingen einfallen könnte, ins neue Haus zu stürmen und seine Kinder zu mishandeln, und da wäre es doch Vaterpflicht gewesen, im Hinterhalt zu bleiben und ein geladenes Gewehr bereitzuhalten. Nur der Gedanke, daß er, wenn er auch gestreckten Laufes heimkehren wollte, doch nun einmal zu spät kommen würde, drängte ihn seines Weges weiter. So voll Fiebergedanken, Sorge, Groll, Racheplane, erreichte er Schwaben, griff er wie zuvor mit stürmischer Ruhelosigkeit in sein Geschäft wieder ein; vierzehn Tage waren endlich vorüber und der Stauffer fand im Hauptquartier einen Brief aus der Heimat. Mit Erschütterung nahm er ihn, konnte ihn aber lange nicht erbrechen. Der Brief lautete freudig. Es hatte zwar an dem gefürchteten Morgen einige Bewegung im Dorfe gegeben, es hatte einige Gruppen um die Hütte unter der Mühle zusammengelockt; als man sie aber versperrt und leer fand und bald darauf entdeckte, daß Stauffer's Kinder mit der alten Aplon bereits im neuen Hause seien, da schämte sich Jeder, zu zeigen, daß ihm an der ganzen Gnade Stauffer's überhaupt etwas gelegen sei; man argwohnte, was der Stauffer bei der Sache im Schild geführt, und ging lächelnd auseinander. Als nun gar bekannt wurde, der Stauffer sei dagewesen und wieder fort, da leugneten Viele, von dem Wettergaul je was erwartet zu haben, und man gab sich Mühe, gegen Alles gleichgiltig zu scheinen, was vom Stauffer kam und was den Stauffer anging. Man war nur froh, ein Ableitungsopfer für alle wüthiglustigen Einfälle, die Manchem das ärgerliche Herz abpreß-

ten, gefunden zu haben; denn der Mändele Peter war an jenem Morgen bereits in Sonntagskleidern vor Stauffer's Haus erschienen, und wurde nun mit Millionen Witz- und Spottreden, wo er gesehen wurde, überhagelt. Stauffer's Kinder blieben vollkommen unangefochten, ja die vernünftigern Väter und Mütter im Dorfe bezeigten sich jetzt herzlicher gegen sie als je. Dieser letztere Umstand wirkte tief auf Stauffer's Gemüth. Er sagte es zwar Niemand, aber er fühlte sein Wesen in zwei Lager getheilt, davon eines lebhaft darauf drang, der Kinder wegen mit der Heimat Frieden zu schließen, das andere sträubte sich heftig dagegen und blieb das mächtigere. Um aber doch der Versöhnlichkeit in aller Stille eine Art Gunst zu erzeigen, machte er folgenden Plan. Er wollte nach einiger Zeit wieder auf einige Tage heim. Er wollte Morgens aus dem Fenster blicken, dem Treiben im und außer dem Dorfe zusehen und erwarten, ob ihn Jemand besuchen, oder wenn Jemand vorüberginge, ob man ihn grüßen würde. Nach diesen und ähnlichen Umständen wollte er sehen, was weiter zu thun sei. Er ließ daher eines Tages daheim verbreiten, er würde an Dem und Dem wiederkommen, dann reiste er ab und war an dem bestimmten Tage wirklich daheim.

Es war anfangs August.

Die Ernte hatte eben begonnen; in den Dörfern ging es lebhaft ab und zu, mit Sonnenaufgang wimmelten die goldhalmigen Kornfelder von lustigen Schnittern, die sich zuriefen, von den Hügeln jauchzten oder Lieder sangen, so oft sie wieder einmal „naus" waren und zum Anfang der Feldzeilen zurückkehrten. Der Stauffer war mit der Morgendämmerung schon auf und legte sich mit breitem Behagen zum Fenster heraus, das Dorf überschauend, die Menschen betrachtend und neugierig, was seine Anwesenheit

für Wirkung thun würde. Die Sonne kam, die Thäler dampften, der Nebel verzog sich; in den reinen Lüften klang die Morgenglocke, und hinter den fröhlichen Menschen her klingelten die Herden hier- und dorthin nach der Weide.

Niemand sah nach dem Stauffer auf.

Wenigstens blieb Niemand stehen, grüßte Niemand herauf, zog Niemand die Mütze. Und doch ging es am obern Fahrweg, nicht weit von Stauffer's Fenster, lebhaft hin und wieder.

Als der Stauffer gegen Mittag den Büchner einen schweren Kornwagen daherfahren sah, nahm er die Pfeife aus dem Mund, und legte die eine Hand zurecht, um halb zuvorkommend zu grüßen und an die Mütze zu greifen, wenn der Büchner nur die leiseste Miene machen würde, dasselbe zu thun.

Der Büchner sah und grüßte nicht herauf; er that als wäre gerade hier eine gefährliche Fahrt und stellte sich auf ein Rad, obwol es schnureben vorüberging.

Der Stauffer nahm seine behagliche Stellung nicht mehr ein.

Er setzte sich innen neben das Fenster, sodaß er Alles sehen, selbst aber nicht mehr gesehen werden konnte.

Er wollte so beobachten, ob die Menschen heimlich mehr nach seinem Hause blicken würden.

Nein.

Wie einverstanden untereinander unterließ es Jedermann.

Stauffer legte die Pfeife weg, das Rauchen schmeckte ihm nicht mehr; er legte die Mütze weg, um den Kopf besser in die Hände stützen zu können.

Wenn die Burschen von den Höhen jauchzten, so glaubte er, sie jauchzten absichtlich gegen sein Haus herüber,

um anzuzeigen, daß sie auch ohne Stauffer's Freundschaft leben und froh sein könnten. Schäkerte und lachte man in der Ferne, so mußte Jemand gegen den Stauffer einen Witzpfeil losgeschnellt haben.

Er war sonderbar bewegt; — reiste auch denselben Tag noch ab.

Und nun wollen wir es wie die Bewohner seiner Heimat machen, welche den Stauffer kommen und gehen, thun und treiben, schalten und walten ließen nach Belieben, ohne ihre Aufmerksamkeit oder ihren Unmuth ernsthaft gegen ihn zu kehren. Jahre vergingen. Stauffer's Glück nahm zu, man gewöhnte sich daran; Geschäft oder Zufall führte ihn später oft mit den Leuten seiner Heimat zusammen, man suchte sich erträglich zu benehmen. So schien denn endlich eine friedliche Nachbarschaft hergestellt, obwol dem Stauffer noch gar Manches im Herzen wühlte und ihn gegen Niemand recht vertraulich werden ließ. Wo er Zusammenkünften ausweichen konnte, dort wich er aus; wo er erscheinen mußte, dort hielt ihm sein wenig einladendes Wesen jede nähere Berührung ab. So trieb er es die ganzen Jahre hin, während welchen ihn sein Geschäft noch ab- und zuführte.

Eines Frühlingsnachmittages, als die Mücken eben wieder über dem Saatfeld schwärmten, der Abendsonnenschein die Berge, Wälder und Herzen der Menschen still verklärte, der Lärm der Lüfte und der Tumult der Erde schwieg und sich Welt und Menschenherz zu frommer Ruhe und Andacht neigten: da kam einst der Stauffer wieder einmal heim, eilte hinter dem Dorf herum und erreichte ungesehen sein schönes Haus da oben mit den Spiegelfenstern und hellgrünen Läden.

Vor dem Hofthore am Rain des Feldes sah er ein Mädchen stehen, welches die Augen mit der flachen Hand

beschattend nach dem Sonnenuntergang gerichtet stand, und die Verklärung der Natur, den Abendschein, das Spiel der Mücken, das grüne Saatenmeer und die andachtvolle Stille der ganzen Schöpfung zu betrachten schien.

Stauffer hielt an, unwillkürlich bezwungen von dem engelhaften Anblick der Erscheinung.

Sein Mariele konnte das nicht sein; vor einem halben Jahre hatte er sie noch als Kind verlassen, konnte sie es sein, die hier in drängender Blüte nun als holde Jungfrau vor ihm stand?

Er wollte sie als eine Fremde grüßen und still an ihr vorübergehen, da blickte sie um: ach, Mariele war's, sein Mariele war's! Ihr Mund lächelte, ihre Wangen glühten, zwei Aederchen schwollen an ihren Schläfen ohne die schöne weiße Stirn zu röthen, ihr schönes blaues Auge — Gott, Gott, was hatte dieses Auge seitdem noch um Vieles schöner gemacht: so tief und leuchtend, so fromm und sehnsuchtsvoll, so klar und so voll Wehmuth? War es der Frühlingssonnenschein? Die Entfaltung einer wunderholden Seele, deren himmlische Verwandtschaft sich im Blau des Auges widerspiegelt? O Natur! O Menschenherz! O Wunder eines Frühlingstages! Welche Wandlungen hat oft ein Kinderspiel im Sonnenschein, ein erwartet-unerwartet Wort von einer Lippe, ein Ton der Stimme, ein Blick des Auges, eine Flucht mit Purpurwangen, ein holder Zank, ein Trotzen über Nacht, ein Zürnen mit unterdrückten Seufzern, laute Klagen mit stillem Herzweh, eine werthlose Blüte unerwartet zum Angedenken überreicht, in jugendlichen Seelen schon hervorgebracht?

Stauffer fand kein Wort des Grußes.

Er hob Mariele nicht mehr auf die Arme, er kniete nicht mehr hin, um sie zu küssen; aber die Hand reichte er

ihr hin, gerührt und ernst, das Herz voll mächtiger Gedanken, wie dieses Kind einst zu beglücken sei, und indem er Mariele's Hand in seiner hielt, schaute er mit Feuerblicken rund über die Gegend hin, welches Haus schön und würdig genug sei, dieses Kind einst über seine Schwelle einzuführen...

Stauffer, Stauffer! Wer Herzen beglücken will, lerne erst das Glück der Herzen kennen. Du ringst in athemloser Hast nach Gut und Geld, du wüthest alle deine Freuden nieder, um deine Kinder zu Glücklichen zu machen; deine Wuth zu besitzen und im Besitz nach neuem Besitz zu ringen, wähnst du auch in deiner Kinder Brust — Stauffer, sind deine Kinder die Erben deiner Erfahrungen, deiner Leiden, deines Zorns, deiner Rachegedanken, deiner Qualen, deiner durchweinten Nächte, deiner durchrasten Tage, deiner Wundmale an den Füßen und deiner schwellenden Narben in der Brust? Lieben und erwüthen deine Kinder wie du den Besitz? Spielt das sturmgepeitschte Mannesherz dieselbe Melodie wie eine züchtig-zarte ungeprüfte Kindesseele? Wol ist es brav und väterlich, der Kinder Loos auf irdisch-festen Grund zu setzen; aber geschehen kann es, daß der irdisch-feste Grund nur Schauplatz wird der tiefsten Seelenpein, des durch und durchgewühlten Lebensfriedens, eines Thränenmeeres, das der Gram nie ganz erschöpft! Warum willst du Stolz, Prahlerei, Uebermuth, glänzendes Gepränge mit deinen Kindern treiben, statt mit zärtlich-klugen Vateraugen den stillen Herzensfrühling deiner Kinder auszuspähen und die Sonne deines Segens ruhig drüber walten zu lassen? Nach der Gebetstunde gestern, dort unter den Linden, als sich der sonntägliche Menschenschwarm hierhin und dorthin zerschlug, Stauffer, dort hättest du an den Blicken, an dem Erröthen und Erblassen, an dem fromm-gewaltigen Erbeben zweier Wesen deine Wunder, deine Winke, deine Belehrung

finden können, wo das Glück deines Kindes zu finden, wie es zu machen sei!

Stauffer fand nicht nur Marien wunderbar erblühend, auch Grete und Röschen waren entwickelter und schöner geworden; das jüngste Käthchen schien weniger an Körper- als Geistesentfaltung zugenommen zu haben: es war die lustige Plage des Hauses geworden.

Am Abend rief der Stauffer die Apolonia wieder auf sein Zimmer, schloß die Thüre und sagte: „Aplon, und Ihr sagt mir ja gar Nichts!"

Die Apolonia erwiderte: „Was ich weiß, hab' ich gesagt. Was soll ich jetzt noch sagen?"

„So? Und das ist Alles? Und gegen mich mag Wind und Wetter, Höll und Teufel, Gott und Menschen los sein, davon wißt Ihr nichts?"

„Mein Gott, gegen Euch ist kein' ehrbare Seele los..."

„Nein, aber Schurken die Million!"

„Ach, was setzt Ihr Euch wieder in Kopf? Ich möcht' auch wissen, woher Ihr Eure Bösewichter immer so regimenterweis nehmt!"

„So hat man keinen Bund insgeheim gegen mich?"

„Stauffer, ich hab' doch gemeint, Ihr hättet Euern Zorn auf die Menschen lang schon vor die Thür gestellt! Seid Ihr noch im Alten? Die Leute lassen Euch sein, was Ihr wollt; der Himmel segnet Eure Arbeit und Müh; je Gott du Gerechter! Und habt Ihr Eure Kinder angesehen, was sie für ein Segen sind, das Mariele und die andern?"

Sie weinte vor Freuden.

„Ich bin um Alles!" rief der Stauffer.

Apolonia schlug die Hände zusammen: „Habt Ihr Erbarmen mit meinem Alter, daß Ihr so was nur zu meinem Schrecken sagt?"

„Meine Ruh ist hin", fuhr der Stauffer fort und ging heftig auf und nieder.

Die Apolonia setzte sich und konnte nicht mehr reden.

Nach einer Weile schien der Stauffer milder zu werden, er stellte sich vor die Verzagte hin und sagte: „Aplon, reden wir verständig miteinander. Was geht die Nächt' her vor? Warum das Gethu und Getreibe all' die Nächt' am obern Feldweg nicht weit von meinem Haus? Sonst hat das Gebursch Dorfauf und ab gesungen, was gibt's, daß mir die Vögel jüngsther so vorm Haus umsurmen? Wißt Ihr mir's zu sagen?"

„Stauffer, das hat Euch Jemand eingeredet, oder Ihr macht Euch selbst was vor. Die Burschen treiben sich nicht um Euer Haus herum. Ich kann oft ganze Nächt' nicht schlafen, hör' aber niemal was."

„So! Und verwichene Nacht? Gerade Schlag Zwölf? Das Gesing und Geschrei, das Gelärm und Gelächter?"

„Wo?"

„Ha, eben am obern Feldweg vor meinem Haus!"

„Kein Käfer hat gesurrt. Ich hätt' eine Feder fallen hören. Mein alter Kopf hat kein Auge zugemacht die ganze Nacht."

„So! Und die Lieder vom Stauffer und seinem Wunderkind:

Heilig Mariele da droben
In schneeweißer Kapell...

Das ist Nichts? Das hört Ihr wieder nicht? Da habt Ihr Schlaf? Da macht Ihr ein Auge zu?"

„Das kann ein altes Gesängel sein; das ist ein frommes Lied, das kann vor jedem Haus gesungen werden und

wird nicht schaden. Vor Euerm Haus hab' ich's noch nicht gehört."

„So! Und was ist denn das am letzten Sonntag gewesen?"

„Was?"

„Wißt Ihr's wieder nicht? Meine Kinder sind in die Kirch' gegangen, das Burschenvolk ist zugedrungen, mein Mariele..."

„Schafft Eure Ohrenbläser ab..."

„Laßt mich ausreden! Mein Mariele hat nimmer gewußt wie vorwärts kommen..."

Die Apolonia stand auf und ihr Gesicht röthete sich vor Zorn und Triumph: „Wißt Ihr noch was, Stauffer", sagte sie kräftig, „so heraus mit all dem Gered' und Gewunder! Ich weiß nur, das Mariele ist verwichenen Sonntag krank gewesen und nicht aus dem Haus gekommen."

Der Stauffer sagte betroffen: „So? Krank? Arg krank?" schwieg dann und ging eine Weile auf und nieder. Hierauf fuhr er fort: „Warum geht denn der Miesbacher Florian jüngst so oft nach Seilern, der Weg lauft bei meinem Haus vorüber, er grüßt immer herauf, als ob ihm Jemand nachgucken wollte, und ist auch immer bauerngräflich herausgeputzt?"

Die Apolonia lächelte ernst und betrübt, sie gab keine Antwort.

„Nun", rief der Stauffer heftig, „hab ich Euerm Gewissen die Red' verschlagen?"

Die Apolonia schwieg noch eine Weile, dann sagte sie: „Stauffer, der alte Messerschmied geht auch die Woch' zwei mal nach Seilern im Rock und mit einem neuen Halstuch; er grüßt uns immer. Der Florian ist vor vier Wochen ein mal vorüber, aber auf einem andern Weg."

Der Stauffer schwieg und setzte sich an ein Fenster, das er öffnete. Stille Abenddämmerung lag über der ganzen Gegend. Apolonia wollte gehen, der Stauffer sagte: „Bleibt, ich hab Euch noch Eins zu sagen.“ Nach einer Weile fuhr er fort: „Aplon, wir kriegen einen Hausgenossen mehr oder eigentlich zwei.“ „Wer ist das?“ fragte Apolonia aufmerksam. „Ihr wißt, dem Mühlberger aus Lohden ist die ältest' Tochter unglücklich geworden. Es ist deswegen das Haus voll Streit und Grausamkeit gegen das Wesen. Ihre Mutter ist todt, der Vater ist ein hamerscher Klotz, ich kann das nicht länger mehr sehen. Das Wesen ist meiner Schwester Kind, ich kann's nicht ganz verlassen.“

Die Apolonia sah zu Boden, ein sehr wehmüthiger Gedanke ging ihr durch die Seele. Sie wußte, daß es mit dem Unfrieden in Mühlbacher's Hause keineswegs so schlimm bestellt sei, und daß sich der Stauffer die zwei Jahre her, seit das Mädchen unglücklich geworden, gar wenig um dasselbe gekümmert habe. Wenn er sie jetzt gerade ins Haus nehmen wollte, da müßte er es aus einem besondern Grunde thun. Die Apolonia konnte einen Grund errathen, und dieser war es auch, der sie mit einem Weh sondergleichen erfüllte. Sie durfte und wollte natürlich gegen die Aufnahme der Elise nichts einwenden, aber als im Hause Alles schlief, trat sie vor das Bett Mariele's hin, weinte und schluchzte bitterlich, sagte mit zitternden Lippen leise: „Hier meinem Engel wollen sie eine Wach' auf solche Weis' bestellen?“ küßte die schöne Stirn der Schlummernden und betete lange.

Ein verklärtes Lächeln spielte um den Mund Mariele's.

Der Stauffer ging lange nicht schlafen.

Eine neue Pein durchwüthete sein Gemüth.

Jetzt glaubte er gefunden zu haben, warum er von

den Menschen da unten so schonend behandelt würde; warum ihn Niemand wegen den drei Festtagen zur Rede stellte.

O, dachte er, wenn ich mich vor diesen Menschen verwahren will, so darf ich Tag und Nacht auf der Wache sein. Die sind fein! Die wissen ihre Rechnung zu machen!

Indem er durch das Fenster auf das Dorf hinunterblickte, welches geräuschlos in weicher Sternendämmerung dalag, kam er sich vor wie ein Adler, der Kostbarkeiten aller Art zu seinen Jungen ins Nest heraufträgt und welchem der Mensch ruhig zusieht, bis er eines Tages die Kostbarkeiten und die Jungen auf einmal abzuholen kommt.

„Ich hab's gesagt, sie richten mich zu Grund", rief er aus: „Für wen sorg' ich, für wen schaff' und jag' ich mich zu todt? Alles nur für sie, für sie! Meine Ruh ist hin! Sie lassen mich ruhig fort- und heimfliegen, Geld und Gut ins Nestlein tragen; sie lächeln nur, sie denken: je mehr hineinkommt, desto mehr führen wir heraus. Sie putzen ihre Burschen heraus, die Burschen wissen warum. Stauffer hat vier Kinder, denken sie, in vier Theile zerfällt sein Vermögen. Wer ihm ein Kind wegangelt, kann mit seinem Theil zufrieden sein. Das Mariele ist so weit heran, daß der erste Gang geschehen kann. Sie ist schön...." Stauffer konnte nicht weiter reden; er weinte laut und stürzte wie im Fieber durch das Zimmer, aus dem Haus, ins Freie. Er schwur, seine Kinder glücklich zu machen, wie es noch Niemand auf der Welt geworden, aber sie sollten glücklich werden durch ihn, durch ihn allein. Beruhigter kam er in sein Haus zurück und legte sich schlafen.

Andern Tages machte ihm sein Geschäft wieder vollauf zu schaffen, denn er war diesmal großer Waareneinkäufe halber heimgekommen. Wieder flogen die Stunden unter Gedränge und Lärm dahin, Stauffer wurde fast nur um-

schwärmt von Kaufleuten, Hausirern und Trägern gesehen, bis sich nach einigen Tagen Einer nach dem Andern von diesem verlor und das Geschäft glücklich abgeschlossen war.

Eines Tages, man hatte eben zur Feier des Geschäftsabschlusses die gewöhnliche Freizeche gehalten, brach der Stauffer von Seilern auf, um noch vor Nacht daheim zu sein. Die Zecher gingen größtentheils schon vom Wirthshause weg verschiedene Wege, der Stauffer hatte bald nur wenige Begleiter, und als er den Seiler Wald erreichte, ging ihm nur der Georg Strasser noch zur Seite.

Die untergehende Sonne flammte zwischen den Bäumen auf den Waldweg herein und breitete goldene Lichtstreifen quer über denselben.

Stauffer hatte sich etwas lustig getrunken, sein Gesicht lächelte vergnügt und der Abendsonnenschein warf dann und wann eine flüchtige Verklärung darüber. Doch war er schweigsam und in Gedanken.

Desto mehr sprach sein Begleiter, der Georg Strasser. Er sprach anfangs über Das und Jenes; der Stauffer hörte ihn kaum und nickte nur dann und wann, wie das oft zu geschehen pflegt, eine Art Beifall, als wollte er zeigen, daß er zuhöre.

Dann fiel der Name Hälder öfters; der Stauffer sagte in Gedanken: „Ja richtig, recht: braver Mann, braves Haus, brave Familie.“

Den Strasser ermunterte das, mit einem Anliegen weiter herauszurücken.

Er kam noch ein mal auf die Familie Hälder zu reden, sprach ausführlich vom Vater Hälder, von der Mutter Hälder, von der Wirthschaft derselben — und endlich auch von ihrem Sohn. Der Stauffer nickte auch jetzt noch immer lächelnd und in Gedanken Beifall; erst als vom Anton

Hälder des Redens und Rühmens kein Ende werden wollte, als es hieß, weder die „Alten“ noch der Bursch hätten was dawider, wenn ein gewisses Pärchen zusammenzubringen wäre, blickte der Stauffer stutzig empor und horchte schärfer auf Das, was gesagt wurde.

Der Straſſer hatte bereits zu viel von seinem Anliegen merken lassen als daß er es nun wieder hätte bei Seit' schieben können; auch sagte der Stauffer jetzt: „Es scheint Alles, Ihr habt einen Auftrag.“

Nun mußte die Sache blank gelegt werden.

Der Straſſer sagte nun grade heraus: der Anton Hälder würde um Stauffer's Mariele anklopfen, wenn man wüßte, wie's in Stauffer's Hause widerklingen würde.

In diesem Augenblicke war's als wäre mit einem Zauberschlage alles Blut aus Stauffer's Adern gezogen, er wurde kreideweiß, blieb stehen, athmete heftig und sah den Straſſer starr mit flammenden Blicken an.

Dieser schwieg betroffen, und als der Stauffer mit vor Aufregung bebenden Lippen sagte: „Hat die Botschaft ein End?“ erwiderte Jener: „Hätt' ich gewußt, wie Euch drüber wird, ich hätt' sie nicht angefangen.“

Bei Stauffer schien der Sturm einen gewissen Grad erreichen zu sollen, seine Aufregung wuchs und seine Gesichtsbläſſe machte einer dunklen Röthe Platz.

„Ja“, rief er endlich, „Ihr werdet am besten so was künftig bleiben lassen. Für diesmal Amen. Ihr habt's nicht gesagt, ich hab's nicht gehört, der Anton Hälder hat so was nicht im Sinn gehabt. Amen, sag ich. Wollt Ihr mich zu Grunde richten? Gute Nacht; es sei ein Schlag ins Wasser gewesen!“

Er ging davon.

Der Straſſer blieb eine Weile stehen und blickte ihm

erschüttert nach; dann ging er seitwärts durch den Wald, und als er am Saume desselben den Anton Hälder im Abendscheine stehen sah, vor Erwartung schnell nacheinander erröthend und erblassend, winkte er ihm mit der Hand zum Zeichen, daß er alle Hoffnung fallen lassen solle, und sagte näher kommend: „Denk nur nicht mehr dran; 's ist aus; er hat es selbst gesagt: es wär' ein Schlag ins Wasser."

Die Sonne ging unter und ihr goldener Abendschein wich dem düstern Schatten der Nacht... So erbleichet auch in manchem Gemüthe ein lieblicher Schimmer, wenn die goldene Hoffnung untergeht, und läßt an ihre Stelle den Schatten der Trauer dringen... Der Anton Hälder lehnte den Kopf an einen Baum und sprach kein Wort... Sein Begleiter, der Strasser, wollte seinen Schmerz nicht stören und blieb schweigsam in einiger Entfernung stehen, bis Jener selbst das Zeichen zur Heimkehr gab, worauf denn Beide im Schatten der Nacht verschwanden....

Ein Jahr flog hin.

Der Stauffer sah wieder aus seinem Fenster, es war ein schöner Frühlingsmorgen.

Auf der Südseite des Dorfes flogen Hühner und Tauben von Haus zu Haus auf, Pulverwolken stiegen, Schüsse krachten, Musik spielte helle Weisen, ein feierlicher Hochzeitszug folgte: der Anton Hälder sollte mit seiner Braut, der Anne Müllerin, in Lautern eingesegnet werden. Es war große Bewegung im Dorf. Auf den Feldern, auf allen Anhöhen standen Gruppen von Menschen, welche, mit den Händen ihre Augen überschirmend, dem Hochzeitszuge nachblickten.

Der Stauffer hatte nie vergnügter zwischen seinen Spiegelfenstern und hellgrünen Fensterläden hervorgeguckt. „Da zieht er aus", dachte er, „der vor einem Jahr auch

noch ein Aug' auf mein Mariele geworfen hat; gesegn' ihm Gott sein anderweitig Glück; mein Mariele soll mir anderswo ihr Guthaben finden." Er rauchte zum Fenster hinaus, blies blaue Ringlein, durch die er, wenn sie sich vergrößerten, neue Ringlein blies und hätte vor Vergnügen durch's letzte selber springen mögen. Er merkte nicht, daß einmal sein jüngstes Kind, das Käthchen, in sein Zimmer hereinsprang und sich ängstlich neben ihn flüchtete; zornig und betrübt war ihr die sechszehnjährige schwarzaugige Schwester Margarethe gefolgt, die sie mit der rechten Hand wieder aus dem Zimmer zog, während sie ihr mit der linken Hand ernsthaft drohte. Die Drohungen halfen nichts, aber als der Schwester Thränen in die Augen traten und sie schmerzlich sagte: „Jetzt seh ich, du hast unser Mariele nicht lieb und das will ich ihr sagen", da rief das Kind: „Nein, nein, ich folg' jetzt schon" und ließ sich geduldig in ein entlegenes Zimmer führen, wo es ruhig bleiben sollte, bis man ihm erlauben würde wieder herauszukommen. In der Vorhalle ging es seltsam her. Aengstlich und verwirrt, schmerzhaft und verstört kamen und gingen die Apolonia, die Margarethe, das Röschen, die Mühlbacher Elis' mit ihrem Kind auf dem Arm; so oft ein Geräusch hörbar wurde, blickte man erschrocken nach Stauffer's Zimmerthüre, besorgend, er könnte heraustreten. Da er nicht kam, schlüpfte man mit Vorsicht durch die Thüre zu Mariele's Zimmer. So ging es schon eine gute Weile her. Der Stauffer merkte von alldem nichts. Nur zwei mal nahm er die Pfeife aus dem Mund und horchte in die Luft hinaus, weil es ihm war, als hätte er einen Schrei gehört wie von Jemand, dem ein Messer durch das Herz gestochen wird. Das Hochzeitschießen übertäubte und beruhigte ihn.

Die Kirchenglocken in Lautern schlugen an, das Schießen

schwieg; die Einsegnung ging vor sich. Nun verließ das junge Ehepaar die Kirche wieder, die lufterschütternden Salven begannen aufs neue, das Jauchzen der Hochzeitgäste erscholl mächtiger als zuvor, die Musik ließ nicht mehr ab, ihre lustigen Weisen zu spielen, von Haus zu Haus flogen die Tauben wieder auf, der Zug war zurück, das Hochzeitmahl begann...

Am andern Tage war also ein neuer Hausvater im Dorf; er hatte von Lohden herübergeheirathet und war nun Hauswirth in demselben Orte, wo er seine schönste Kinderzeit und die Schuljahre zugebracht hatte, denn er war daselbst im Hause eines Vetters frühzeitig wie ein eigenes Kind aufgenommen worden und aufgewachsen. Ein junger Ehmann, der, wie man sagt, in ein Dorf „hineinheirathet", ist gewöhnlich einige Zeit der Gegenstand stiller oder augenfälliger Beachtung und Beobachtung. Was er thut und wie er es thut, findet gewiß hinter einem Fensterchen hervor sein Paar prüfende Augen, und bald auch, als wären sie aus der Luft gefallen, seine zwei von Haus zu Haus herumstreichende Bemerkungen. Gewöhnlich geht so ein frischer Mann-Bräutigam noch geraume Zeit nach der Hochzeit an Wochentagen im Halbsonntagsstaat, ist freundlich gegen Groß und Klein und wird von Groß und Klein auch so behandelt. Dies war nun beim Anton Hälder besonders der Fall. Er war bekannt und fremd. Seit dem letzten Schuljahre war er daheim bei seinen „Alten" geblieben und in seinem jetzigen Wohnort nur selten zu sehen gewesen. Viele von seinen Schulkameraden waren bereits wie er Hauswirthe im Dorf. Es fehlte also nicht an Bekannten. Fremd aber war ihm die ganze kleinere Jugend des Dorfes. Da er ein Freund der Kinder war, so ging er selten an einem der vielen „Weißköpfe" vorüber, ohne ihnen

die Hand auf den Wirbel zu legen und freundlich zu fragen: „Wie heißt dein Vater? Wer ist dein' Mutter?" Manche von seinen Schulkameradinnen, die noch um einen Mann zu gering umhergingen, wurden wehmüthig, wenn er sie angeredet hatte; die ältern Mütter im Dorf, denen eins oder das andere Kind freudig die Nachricht heimbrachte: „Der jung Müllbauer hat gefragt, weri bin", fanden, daß der Hälder gar eine so liebe Redeweis und so milde blaue Augen habe. Seine Rüstigkeit, sein Fleiß, sein verständiges Wesen wurde bald von Allen gerühmt. An einem Montage war die Hochzeit gewesen; die Woche verging sehr schnell. Einige hatten sich bald gewöhnt, den neuen Hauswirth als einen der Dorfbürger zu betrachten; Vielen war's, als wäre er nie ledig gewesen.

So kam der erste Sonntag.

Man ging in die Frühmesse, in Predigt und Hochamt und war zu Mittag wieder daheim. Der Anton Hälder war auf dem Kirchenwege mehr von Burschen als von Männern umgeben, sein Weibchen aber mehr von Müttern als von Mädchen. Es wurde noch viel von ihrer schönen Hochzeit gesprochen.

Nachmittags lag der Stauffer wieder behaglich in seinem Fenster, rauchte und beschaute sich das Dorf mit stillem Dahindenken. Das Haus des neuen Dorfbürgers Hälder lag auf der etwas erhöhten Südseite des Dorfes und trat unter den übrigen Häusern vortheilhaft hervor. Dem Stauffer waren die freundlichen Urtheile, die über den Hälder umliefen, nicht unbekannt geblieben, er konnte seinen Augen nicht wehren, dann und wann hinüberzublicken und das Ab- und Zugehen der Leute zu betrachten. „Nun, wenn er brav ist, es ist recht, und wenn's ihm wohlgeht, es ist brav!" sagte er einmal leise vor sich hin. Er stellte dann,

ohne es eigentlich zu wollen, den Hälder flüchtig neben sein Mariele, ob sie sich denn ausgenommen hätten nebeneinander — er erschrak, zerschlug eiligst sein Gedankenbild und sagte: „'s wär' gefehlt gewesen!"

So ist der Mensch oft.

Weil der Stauffer den Burschen einst abgewiesen und weil derselbe jetzt auf keine Weise mehr zu haben war, rief er schnell, eine Verbindung dieser Beiden wäre ein Unglück gewesen, obwol es in seiner Seele ganz anders lautete.

Es war ein herrlicher Frühlingsnachmittag. Die Lüfte klar und ruhig, Alles duftete und blühte, die Sonne schien dem Menschen verklärend bis auf den Grund der Seele; es mußte schon ein Schlagschatten von Herzweh sein, der heute nicht aus einem Busen wich. An einem Baum in seinem Garten lehnte der Georg Büchner und sah dem Treiben seines Bienenstockes still-behaglich zu; dann und wann stieg ein blaues Wölklein aus seiner Pfeife; in den blühenden Baumzweigen wühlte und surrte und säuselte es; der Büchner fühlte sich nicht mehr, die lebende, webende, blühende Natur außer ihm war nur allein da, sein Gemüth war nur das Organ der Natur, sich selber zu sehen, zu wissen, über sich selber sich zu freuen. Käfer summten wie melancholische Saitenklänge durch die Luft. Dort am Kleefeld hinter dem Valentinhof schleicht ein Knabe mit einer gehobenen Zipfelhaube gegen einen Kleekopf, um nach einem Schmetterling zu schlagen. Drüben gehen drei Burschen über die Steinacher Höh' und singen, sich die Arme um den Hals schlingend, dem Buchenwalde zu; nur in leisem Nachhall dringen die Töne ihres Gesanges bis ins Dorf herab. Alles dringt ins Freie. Vor den Häusern, im Gartengras haben sich heitere Gruppen niedergelassen. Drunten im Mühlbach fischen Knaben, kleine Mädchen sehen ihnen zu

und werfen dann und wann Steine ins Wasser, um zu ärgern und zu necken. Einzelne Ehepaare wandern zwischen Feldern; man hört sie nicht reden, man sieht nur ihre Arme hierhin und dorthin zeigen. Weither durch die Luft hört man einen Haushahn krähen; der Ton muß vom Gartenzaun des Felderers kommen. Der Stauffer ist allein zu Hause. Das Mariele, die übrigen Kinder, die Apolonia, sind fort, nur die Elis' sitzt in der Nähe des Hauses auf einem Grasrain und spielt mit ihrem Kinde. Auch drüben im Hause Hälder's ist vor längerer Zeit schon, wie der Stauffer sehen konnte, Alles fortgegangen: die junge Ehefrau mit einer Schar Mütter dem Nachbargarten zu, der Hälder mit einigen Männern einen breiten Feldweg weiter, wo er sich aber bald von ihnen trennte und einsam seinen Weg verfolgte. O heilige, froh-wehmüthige Sonntagsruhe! Im Birkenwäldchen, wo der Stauffer einst sein Reiser holte, sang und klang es heute nur wenig von Amsel- und Finkenschlag. Da heraus kam gegen Abend der Hälder einsam und in Gedanken; wie er gegen die Hauslusthöhe heraufging, sah er einsam und in Gedanken auch das Mariele Stauffer herunterkommen. Er blieb stehen, als er sie sah; sie wankte als sie ihn erblickte. Beide verharrten eine Weile so wie festgebannt an ihrer Stelle. Dann gingen sie aneinander vorüber, blickten nicht auf, grüßten nicht; — sie schluchzte in den Wald hinein, er kummerte zwischen zwei Kornfeldern weiter.....

Der Stauffer hatte wieder glückliche Geschäfte gemacht; sein Mariele war siebzehn Jahre alt; auch die schwarzäugige gedrungene Grete und das feurige Röschen drängten den Jahren zu, in denen sich die Augen umsehen, wo sich das Herzlein niederlassen soll. Der Stauffer beschloß nun auszuführen, was er längst im Sinne hatte: er zog sich nach

und nach ganz von seinem bisherigen Geschäfte zurück, nahm sein Capital zusammen, lieh an verläßliche Häuser, kaufte Actien und Staatspapiere und setzte sich endlich einmal in seinem Hause dauernd fest, um das Glück der Kinder mit Bedacht und Muße zu begründen. So standen die Dinge seit einem halben Jahre; so im bequemen Ruhestand erblickten wir den Stauffer am vorgeschilderten Sonntag.

In seinem Wesen war eine gewisse Milde durchgedrungen, obwol er mit der Nachbarschaft noch immer scharf geschieden lebte. Am meisten näherte er sich noch dem Jakob Büchner, dessen Haus dem seinen am nächsten stand. Er erschien dort gern manchmal gegen Abend, setzte sich neben der Hausthüre auf die Wandbank, ließ den Büchner und sein Weib zu sich herankommen, redete mit ihnen, ohne seinen Augen Ruhe zu gönnen, die rastlos herumsprangen und Alles zum Haus Gehörige jede Minut' zwei mal sozusagen in die Hand nahmen. Haus, Geräthe, Stall, Thiere, Scheuer, Getreidevorrath, Garten, Alles, Alles wurde betrachtet und wieder betrachtet, aber Alles immer nur wie hinter der Wand hervor.

Er wußte warum.

Er meinte, der Büchner und sein Weib würden glauben, es geschehe aus purer Höflichkeit; sie stellten sich auch als ob sie dieser Meinung wären und wußten warum.

Lieb war es dem Stauffer immer, wenn der junge Büchner, ein hübscher Bursche von achtzehn Jahren, gerade zu der Zeit, wo er kam, eine Arbeit vor dem Hause im großen Hofraum verrichtete. Er wußte warum. Er konnte den Burschen, seine Kraft, sein Geschick unbemerkt beobachten und dann und wann wie harmlos allerlei Prüfungsfragen hinwerfen, die der Bursch beantworten mußte.

Dieser errieth warum; so oft der Stauffer daher zur

„Sitzweile" kam, war der Bursch auch richtig immer um einen Wagen oder Pflug, mit Holzspalten oder mit Herumleiten eines Pferdes oder Stieres beschäftigt; die Fragen Stauffer's beantwortete er mit großer Sorgfalt, er wußte warum.

So oft der Stauffer dann nach Hause ging, dachte er: „Ich glaub', dem werde ich meine Unterschrift noch geben"; aber es schoß ihm gleich wieder das Blut gegen das Herz, wenn er dachte, dem Burschen könnte es einfallen, eigenmächtig um sein Mariele zu werben.

Dazu fehlte noch viel.

Indeß — der menschliche Wille wäre manchmal in seinen Entschließungen noch viel langsamer, wenn ihm die Umstände nicht mit geballten Fäusten in den Rücken fielen und ihn vorwärts drängten. Die Anfragen unter der Hand, die verhüllten Bewerbungen um die Hand Mariele's mehrten sich von Tag zu Tag. Sie ergingen immer nur an den Vater. Glaubte man, wenn der grimmige Vater gewonnen sei, daß sich im Engelsgemüth Mariele's kein Widerstand erheben werde? Solche Bewerbungen kamen auch von Angestellten beim Oberamt und von allerlei, mitunter würdigen Herrenleuten aus der Stadt. Letztere Bewerbungen schmeichelten dem Stauffer wirklich eine Zeit lang, bald aber warf er solche Gedanken mitsammt der Perücke aus der Brust: „Mein Mariele muß heirathen", rief er, „wo sie auch mitreden kann und mitleben darf; in einem Herrenhaus sitzt ein Landkind trotz allem Geld doch immer nur auf der Ofenbank."

Mariele war siebzehn Jahre; es mußte entschieden sein.

Der Stauffer gab sich endlich aus Gnad' und Barmherzigkeit noch drei Tage Zeit sich zu entschließen.

Er hatte Mitleid mit sich selber, daß er in so qualvoller Lage war.

Er lief bei Tage herum wie toll, bei Nacht lag er im Fenster zwischen den hellgrünen Läden und war wie gekreuzigt an Leib und Seele.

Er betete, er weinte, er sah den Mond, die Sterne an; wie ruhig, wie friedlich sahen die herunter — und wie glücklich, wie ruhig, wie gesegnet mit gesundem Schlummer lag das Dorf da unten!

Also sein Mariele, sein Liebling, sein größtes Gut, eigentlich sein Alles sollte ihn verlassen, aus dem Hause ziehen, einem Andern gehören, dem sie sozusagen auf den Händen zugetragen wird, der noch keinen schweren Schritt für sie gethan, in Nichts für sie gesorgt hatte! Konnte er leben ohne sie? Und anderseits, war es nicht ein Verbrechen an der Natur, an Gott, an der Bestimmung des Menschen, an dem schönsten Glück des eigenen Kindes: dieses engelholde Wesen, dies Mariele, so dahinblühen und verblühen zu lassen? Wie wollte er diesen Anblick ertragen, dieses Verbrechen an dem Glück des Kindes begehen? Mariele, das so engelhold und folgsam bisher in allen Dingen auf den Wink und Willen des Vaters wartete: konnte es diesen Vater auch dann noch so ungetrübt lieben und ihm folgsamen, wenn er durch Zweifeln und Zaudern das zarteste Wohl des Kindes versäumen und verscherzen half?

Das Loos der Kinder ist es zumeist, daß sie früher oder später ihr Vaterhaus verlassen müssen. Mariele siebzehn Jahre — es mußte entschieden sein.

Der dritte Bedenktag war um; der Stauffer ging mit schwellender Seele hinab zum Jakob Büchner, verschloß sich mit ihm und seinem Weibe ins Stüble und eröffnete ihnen, daß ihr Sohn die Hand Mariele's erhalten solle.

Er hatte das kaum gesagt, als er das Gesicht in die Hände legte und kein Wort mehr sprach; es wollte ihm das Herz abstoßen.

Der Büchner und sein Weib brachen in laute Zeichen der Freude aus.

Sie riefen ihren Sohn Wendelin und theilten ihm seine glückselige Aussicht mit; er wurde blaß vor Freude und der Hut entfiel seiner Hand.

Der Stauffer aber erholte sich nach einer Weile, schickte die Alten aus dem Stüble und blieb mit dem Burschen allein. Kaum waren Jene fort, als er aufsprang und auf den Wendelin losfuhr, als wollte er ihn erwürgen. „Du bist mein Kind nicht werth, du willst mir mein Kind entführen", rief er, „ich will dich lieber gleich bei Seite schaffen!" Aber statt ihn würgend anzufassen, fiel er ihm schluchzend um den Hals und rief: „Mein Mariele ist dein! Trag mir's auf den Händen! Gott hat nichts Schöneres und Besseres erschaffen. Jetzt ist der alte Stauffer um Alles kommen! Richtet mich nicht zu Grund' und habt mich Beide gerne... Meine Ruh' ist hin!.." Er setzte sich wieder und drückte seine Stirn vor Schmerz verstummend in beide Hände; dann stand er auf und ging davon und ging nicht heim, und ging die halbe Nacht von harter Pein durchwühlt durch Feld und Wald dahin.

Er sah Nichts als das Engelsgesicht von seinem Mariele, wie es lächelte, wie ein trauriger Schatten darüber lief, wie es sich verklärte.

Als er nach Mitternacht heimkam, war es in seinem Hause bereits schlummerstille; aber es war ihm als höre er Mariele's leise Schritte durch die Vorhalle und über die Treppe gehen; mit ihrer Stimme erging es ihm wie mit einer schönen Melodie, die oft die ganze Nacht im Ohre

klingt, wenn sie den Tag über gehört worden ist. Der Stauffer trat in sein Zimmer und sah noch eine Weile zum Fenster hinaus, da ging ein seltsam Eigenthümliches mit ihm vor.

Es wurde der traumhafte Wunsch in ihm rege, daß seine Seel' sich eine Weile jetzt von seinem Körper löse und von allem Erdenkampf und Leid befreit für sich bestehe und erscheine; das Gleiche solle sich mit Mariele's engelholder Seele begeben: da müßte nun in den reinen geistigen Mienen Beider Alles liegen, was ihr Wunsch und ihre Sehnsucht, ihr Wille und ihr bestes Trachten wäre. Kein rauhes unbeholfenes Wort würde Misverständniß bringen, man sähe sich an, man wüßte Alles, man wäre einverstanden, man wäre froh und zufrieden. Der Stauffer ging schlafen und sah sich im Traume wirklich am Feldrain unweit seines Hauses neben der verklärten Gestalt Mariele's auf- und niedergehen, sie waren Beide so verklärt, so leicht, so selig, so einverstanden; es war so wunderbar licht und dämmernd, kein rechter Boden unter ihnen und doch Alles so sicher, so fest, so froh; sie sprachen kein Wort und gingen so glücklich Hand in Hand: ein Ton wie Mariele's Stimme bebte und schwebte nur immer wie wehmüthiger, fernher kommender Saitenklang über ihren Häuptern.

Stauffer erwachte mit von Thränen überfluteten Wangen. Er hatte im Traume heftig geweint.

Die Vögel sangen, die Berghäupter glühten in der Morgensonne, die Thäler dampften, auf den Feldern und im Dorfe war es bereits laut und lebendig geworden.

Der Stauffer ging bald angekleidet und zwar im vollen Sonntagsstaate durch sein Haus.

Er that sehr lebhaft, wußte Das und Jenes zu sagen,

zu rufen, zu fragen, obwol er Niemanden eigentlich recht Stand hielt und stets nur unstät durch alle Räume flog.

Sein Gesicht war blaß, doch schwebte ein Lächeln um seinen Mund.

Der Traum hatte seinem Herzen ein selig-wehmüthiges Nachgefühl gelassen.

Er zweifelte nicht, daß Mariele seine Botschaft stille, fromm und folgsam aufnehmen werde.

Er wußte nicht, warum er zittere.

Ach, sein Mariele verlieren und selber der Wegweiser sein, der dem Kinde die Richtung in die Fremde zeigt: das war's, was ihn zittern machte — es mußte sein.

Er erschien nicht bei der Morgensuppe. Er blieb auf seinem Zimmer. Die Apolonia kam zwei mal, ihn zu Tisch zu rufen, und sah, wie er merken konnte, seltsam verstimmt und angegriffen aus. Als er ihr, ohne sie anzusehen, sagte: „Laßt mich, eßt weiter!" blieb sie einige Augenblicke unbeweglich stehen und sah ihn mit schmerzvoll starren Blicken an, als hätte sie noch etwas Schweres zu sagen, was ihr auf dem Herzen lag. „Was ist?" fragte der Stauffer dies bemerkend; die Apolonia besann sich noch ein mal, beschloß doch lieber zu schweigen und ging hinaus, den Kopf stillschmerzlich senkend. Der Stauffer eilte ihr nach, um hinter dies Geheimthun zu kommen; als er aber die Thüre öffnete, fiel sein Blick auf das Mariele, welches draußen in der Halle eben einen großen Wandkasten öffnete und einen Teller herausnahm.

Er hatte das Kind heute noch nicht gesehen, er vergaß die Apolonia, die hinter einer Thüre verschwand; er wollte die Gelegenheit benutzen und das Mariele auf ein paar Augenblicke zu einer Unterredung auf sein Zimmer berufen.

„Guten Morgen, Kind — Mariele, komm dann auf ein Wort zu mir", sagte er.

Ein Teller fiel zu Boden und splitterte in tausend Trümmer.

Mehre Thüren gingen auf; die Apolonia, Margaret, Röschen, die Elis' und das Käthchen traten erschrocken heraus, um zu sehen was vorgehe.

Bei der unerwarteten Stimme des Vaters war ein Zucken durch Mariele's Glieder gefahren, ihr entfiel der Teller; aber lächelnd, ruhig, festen Blicks und mit flüchtigem Roth auf den Wangen stand Mariele da und wehrte der Bestürzung. Dem Vater erwiderte sie, daß sie kommen werde.

Sie kam.

Der Stauffer hatte nicht gedacht, daß sie so schnell erscheinen werde.

Noch brannte seine Pfeife nicht ganz wie sie sollte; noch hatte er sich nicht ganz, wie er wollte, zurechtgesetzt in seinem großen Lehnstuhl; noch drang ihm das Blut zu heftig gegen Herz und Kopf; und doch hätte er gewünscht, daß es bei seiner Unterredung mit Mariele so ruhig, so gemessen und in Ordnung, so sonntäglich und heilig wie in seinem Traum hergehen möchte. Es war ihm, als müßten alle Glocken läuten und Gottesdienst sein allüberall auf Erden, wenn er jetzt mit seinem Kinde feierlich reden würde.

Als Mariele hereintrat, legte der Stauffer fast ehrfurchtsvoll die Pfeife bei Seite, fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirn, als wollte er seine wankenden Gedanken aufrichten, und sagte mit umflorter Stimme:

„Mariele, setz' dich zu mir her."

Er deutete auf einen Stuhl zu seiner rechten Seite. Als er nach einer Weile aufblickte, saß sie ihm in ziem-

licher Entfernung gegenüber, ruhig, fest, klar, verklärt; den leise umschatteten Blick hielt sie ernst auf den Vater gerichtet, die Hände ließ sie gefaltet niederhängen.

„Mariele, kannst du dir denken, was ich dir sagen will?“ fragte der Stauffer.

Er hörte keine Antwort.

Die Antwort hätte er lesen können in dem schmerzvoll-stillen Lächeln seines Kindes. Er blickte aber nicht auf und fragte noch ein mal:

„Kannst du rathen, was ich dir sagen will?“

Nun folgte eine Antwort: klar, bestimmt und mit einer Stimme gesprochen, die an jenen fernher klingenden Ton im Traum erinnerte.

„Ja, Vater“, sagte Mariele, „ich weiß, was Ihr wollet... Saget's aber nicht — saget's aber nicht.“

Die wiederholten Worte wurden nur mit leise verstärkter Betonung, aber so überwältigend gesprochen, daß der Stauffer eine Weile stumm dasaß.

Dann sagte er: „Mariele...“

„Vater...“ fiel sie ihm mit stärkerer Stimme in die Rede, ohne noch weiter zu sagen, was sie erwidern wollte.

„Du weißt das Rechte gewiß nicht, Mariele“, fuhr der Stauffer fort. „Laß mich also reden und hör' mir zu.“

Mariele stand auf.

„Ihr wollet mir vom Wendelin Büchner sagen; Ihr habet Alles fertig und abgemacht; ich soll von Euch, ich soll zu Ihm...“ sie stand bei diesen Worten da: größer, unnahbar, von überirdischer Weihe überkommen.

Sie hob die gefalteten Hände langsam, krampfhaft, tief innerlichst beschwörend gegen die Brust und fuhr fort: „O saget's nicht... O saget's nicht...“

Da der Stauffer wie versteinert schwieg, setzte sie nach einer Weile mit ruhigerer Miene und mit sanfterem Tone noch hinzu:

„Ihr habet mir nehmen lassen, was mein gewesen wär'; o saget nicht, daß ich jetzt nehmen muß, was Ihr mir geben wollet... Aus... Aus... Den Hälder habet Ihr verstoßen... Jetzt ist es aus... Er wäre es gewesen; ich kann es ja sagen jetzt... Ich hätte Euch nicht gern ein schweres Herz gemacht... Gott und Maria helfen, daß mir auch noch leichter wird... Die Aplon wird Euch Alles sagen..."

Sie ging.

Der Stauffer saß bewegungslos da.

Ihm war als fiele das Haus, das Himmelsgewölbe über ihm ein; seine Seele widerhallte in starrer Verzweiflung: „Fall' ein, o Welt, fall' ein!"

Dann stand er auf, nahm seinen Hut, rief nicht die Apolonia, um sie über das Weitere zu fragen, sondern ging fort, ins Freie, er wußte nicht, wohin? Was thun?

Er fühlte keinen Boden unter seinen Füßen, er hatte das Gefühl eines Träumenden, der fällt und fällt und den Boden nicht erreichen kann. Die Lerchen sangen über ihm, Alles blühte und duftete um ihn her; heiter und lärmend ging es im Dorfe und auf den Feldern hin und wieder; Mütter, die ihre Kinder auf die Felder führten, begegneten ihm, er sprach sie an, um zu verbergen, was ihn fast erdrückte — o sein schwellendes Herz!

Weinen?

Der heiße Sturm, der mächtig und mächtiger andrang, vertrocknete im Entstehen jeden Leidenstropfen...

Feld, Hügel, Wald hatte er umirrend betreten, jetzt erreichte er eine hohe Bergspitze, wo er den singenden Ler-

chen näher war, reinere Lüfte athmete, die wunderholde Erde im Frühlingsprangen weitaus um sich sah — seine Ruhe war hin!

Weder Gesang der Lerchen, noch reinere Lüfte, noch die Erde wunderhold in ihrem Frühlingsprangen lenkten seine Sinne auf sich; ein Gegenstand ganz anderer Art war's, der sein Auge auf sich zog und den Ausbruch seines innern Sturmes noch zurückhielt.

Unten in der Tiefe zwischen düstern Tannenwäldern breitete sich eine Haide aus voll gräberähnlicher Hügel. Von diesen Hügeln ging die Sage, sie seien alle bis auf einen wirkliche Gräber aus alter Zeit; jener eine aber werde in nicht zu ferner Zeit sein Opfer auch erreichen. Lange ließ der Stauffer sein Auge auf jenem leeren Gräberhügel ruhen, dann stürzte er lautlos auf sein Angesicht hin und blieb lange und nur leise schluchzend also liegen.

Als am selben Tage die Sonne sich zum Untergange neigte, durcheilte ein tief erschütterndes Gerücht das Dorf und die Gegend.

Die armselige, fast verfallene Hütte unterhalb der Mühle, Stauffer's einstiger Aufenthalt, war wieder bewohnt und der Stauffer selber war's, der sie bewohnte. Man hatte ihn gegen 6 Uhr in schlechten Kleidern, stumm und gebeugt wie in alter Zeit aus dem Birkenwäldchen kommen, eine schwere Last Reiser heimschleppen und zu Hause dann seine längst aufgegebene Arbeit wieder beginnen sehen.

In der folgenden Nacht brach ein furchtbares Gewitter los.

Alles Lebende suchte Dach und Fach; nur ein Mann mit bloßem Haupt und an der Brust die Kleider aufgerissen, stürmte unter Blitz und Donnerschlägen durch Regen und Wind der Gräberhaide zu, stürzte auf dem leeren Hü-

gel laut aufschreiend nieder, das Halstuch flog hinweg — — da schluchzte es ganz nahe durch die Finsterniß der Nacht so wehvoll, so heftig, so erschütternd, daß die Hand des Mannes, der eine Waffe gegen sich geschwungen hatte, inne hielt, die Hand sinken, die Waffe fallen ließ — er horchte, hielt den Athem an, bog sich nach der Richtung vor, wo das Schluchzen hörbar geworden war, sprang endlich auf, rief den Namen „Marie" drei mal mit Heftigkeit und suchte mit ausgebreiteten Armen die Schluchzende zu fassen.

Es war der Stauffer.

Er fand den Schutzengel nicht, der ihn vom Grabeshügel weg und nach langer nächtlicher Irrfahrt wieder heimwärts lenkte.

Andern Morgens fand man Stauffer's Halstuch auf der Gräberhaide, er selbst aber saß daheim in der Hütte und band wie einst sein Birkenreis.

Da ging die Thüre auf und wie eine heilige Erscheinung voll verklärten Schmerzes trat Mariele Stauffer herein.

Sie blieb an der Thüre stehen; der Stauffer, welcher binnen wenigen Stunden zum Greis gealtert war, fuhr fort mit gesenktem Haupte sein Birkenreis zu schneiden und zu binden.

Eine lange, lange Stille; zwei mächtiger bewegte Herzen fanden sich wol niemals gegenüber.

„... Vater... Euere schwäbisch' Wirthin und ihr' Mariele sind ankommen..." sagte die Eingetretene endlich mit einer Stimme — o diese Stimme, diese Stimme!

Ein sichtbares Zucken schütterte durch Stauffer's Körper. Er schnitt und band ohne Erwiderung weiter.

Nach einer Weile fuhr Mariele fort, indem sie ihm einige Schritte näher trat: „Vater, kommet mit mir heim..."

Ihre Stimme bebte — da war der fernher tönende Saitenklang wie im Traume wieder über seinem Haupte. „Kommet heim...“ wiederholte sie: „Ihr wisset nicht, was wird, wenn Ihr nicht kommet...“

Sie trat ihm näher; er schaffte fort. Neue wehvolle Stille; ein bitterliches Schluchzen über Stauffer's Haupte, fallende Thränen, die seinen Wirbel treffen und die wie eine schwere Last das greise Haupt noch tiefer beugen.

„Aus... Der Hälder ist weggegeben, was Ihr jetzt auch kummern möget... Ihr habet's nicht gewußt, ich hätt' Euch's sagen sollen, ich hab' Euch's damals nicht gesagt...“ Verstärktes bitterliches Weinen. „Ich hab' Euch's nicht gesagt, weil ich Euere Wundmale gesehen hab' an Euern Füßen vom Laufen für Euere Kinder, weil Euere Wangen eingefallen sind und Euer Haar weiß ist vom Sorgen und Denken für uns... Wir können nichts thun als Euch folgsamen... Ihr dürfet uns nehmen, was Ihr gut meinet... Aber den Büchner wollet mir nicht geben, thut's nicht... Das allein thut nicht... Kommet heim; es kann noch Alles besser werden; Gott und Maria werden helfen... Kommet heim... Ihr könnet sonst nicht wissen, was noch wird...“

Mit dem heftigsten Ausdruck des Schmerzes waren die letzten Worte gesprochen worden.

Nach einer Weile fühlte eine sanfte Hand an Stauffer's Arm und Mariele sagte mit rührender Stimme: „Kommet, Vater, ich führ' Euch, folget mir...“ Dem Stauffer entfiel das Birkenreis, das Messer, er sank vom Stuhl auf die Knie vor die Füße seines engelhaften Kindes hin und drückte schluchzend sein Gesicht gegen Boden.

Wieder fielen zwei weihevolle Thränen auf sein Haupt. Dann richtete er sich an der Hand Mariele's auf — und

im Dorfe blickte man gerührt und verwundert drein, als man am Arme des in wehmüthiger Verklärung strahlenden Kindes den einst so straffen und rüstigen Vater Stauffer gebeugt und gebrochen der Hauslusthöhe zuschreiten sah.....

Da steht das Haus.

Der Stauffer hat's vorausgesagt. Da droben wird es steh'n, hat er gesagt, mitten in deinem besten Feld, Ruhländer; es steht nun droben mitten in seinem besten Feld. Es wird das schönste Haus im Cirkel von zwei Meilen sein, wird hellgrüne Fensterläden und neumodische Spiegelfenster haben, hat er gesagt; man guckt in Wahrheit umsonst herum nach einem schönern Haus: es hat ein Stockwerk, Ober- und Unterwohnung, ist blank wie eine Grafenkapelle und hat seine hellgrünen Läden und seine Spiegelfenster, durch die man heraus- aber nicht hineinsieht. Damals hat der Stauffer auch noch gesagt: Hinter dem Haus werden zwei Tannebäum' stehen, vor dem Haus zwei Linden und um das Ganze herum laß ich eine Ziegelmauer führen, schön weiß angestrichen. Es ist damals viel gelacht worden. Jetzt lacht Niemand mehr; denn das Haus, die Tannebäum', die Linden, die Mauer sind da und der Stauffer liegt Morgens, Mittags nnd Abends nicht mehr im Fenster und betrachtet sich nicht mehr das Geriß ums tägliche Brot da unten, wenn's im Dorf recht durcheinander rennt — er hat sich blind geweint.

Er hat Actien, Staatspapiere, Verschreibungen der sichersten Art auf gute Häuser und könnte so von seinen Renten als gemachter Mann seine Tage vergnüglich leben — seine Ruh ist hin.

Die Margaret hat geheirathet und ist glücklich; das Röschen hat Geld und freie Wahl, man sagt, es hätte seinen Schatz bereits gefunden; das Käthchen wird ernster

und blickt herum, wo es sein Herzlein niederlassen soll; Gott lasse sie Alle gedeihen und sich des Lebens freuen. Das Glück Mariele's hat's gekostet, um über die starre Seltsamkeit des Vaters hinweg dem Glück der Schwestern Bahn zu brechen. Im freien Strömen, Finden und Erfassen des Lebens liegt der tiefste Quell des Glückes und der Weisheit.

Es hat seitdem noch manches stille Herzweh in der Gegend gesetzt, weil Mariele Stauffer nicht heirathen will; jeder Versuch zu werben scheiterte, ehe er noch begonnen hatte.

Es scheint, ein Engel ist auf Erden niedergestiegen, um als Engel rein und unberührt zurückzukehren.

Schöner, frommer, verklärter als Mariele Stauffer wird noch immer nichts gesehen....

Vor einem Jahre wurde Hälder's junges Weib gefährlich krank; da erschien auch Mariele Stauffer an ihrem Krankenbette und half in rührender Weise warten und trösten. Die Hälderin fühlte sich immer halb genesen, so oft Mariele erschien, sie wollte sie gar nicht mehr von ihrer Seite lassen. Als indessen die Krankheit bedenklicher wurde und die Hälderin beichten sollte, faßte sie Mariele's Hand in halbem Fieber: „Was brauch' ich beichten", sagte sie, „hier sitzt mein Schutzengel, der weiß Alles und wird mich nicht sterben lassen." Der holde Schutzengel aber konnte ihren Tod wol erleichtern, aber nicht hindern; die Hälderin starb.

Seitdem ist ein Jahr vorüber und Hälder's zwei Kinder kommen oft in Stauffer's Haus und fühlen sich da wie daheim.

Gestern ist auch der Anton Hälder mit seinen Kindern im Staufferhaus droben gewesen; es ist still und freundlich zugegangen. Wie er sich wieder auf den Heim-

weg machte, ging eben die Sonne unter, die Mücken schwebten über dem Saatfeld, die zwei Linden vor dem Hause blühten und dufteten, die zwei Tannebäum' hinter dem Hause rauschten leise im Abendwinde und die Lerchen fielen ruhetrunken aus dem warmen Blau der Luft; da fiel auch dem Anton Hälder ein bebendes Wort von den Lippen. Mariele hatte ihn bis vor das Hofthor begleitet und übergab ihm dort sanft lächelnd seine zwei Kinder, die nicht von ihren Händen lassen wollten. Der Hälder war sichtbar blaß geworden und bewegt. Er reichte dem Mariele seine rechte Hand und sagte nach einer Weile mit zuckenden Lippen: „Und du, Mariele, wirst nicht auch noch einmal zu uns hinüber wollen und bei uns bleiben? . ." Jetzt erbleichte auch das Mariele, schwieg, und hob erst nach einer Weile wieder das gesenkte Auge, indem das liebliche Roth in die Wangen, das stille Lächeln um ihren Mund zurückkehrte — sie schüttelte den Kopf, leise aber Alles sagend, freundlich, aber keine Hoffnung übriglassend. Der Hälder nahm seine Kinder an die Hände und ging den Feldweg still hinunter; — — jetzt fragt er nimmermehr.

weg machte, ging eben die Sonne unter, die Drosseln schmetterten über dem Saatfeld, die zwei Tauben vor dem Hause flöteten und lufteten, die zwei Kastanienbäume hinter dem Hause rauschten leise im Abendwinde und die Blüthen säuselten aus dem warmen Blau der Luft; da fiel auch dem Alten Häfner ein liebendes Wort von den Lippen. Mariele hatte ihn bis vor das Gehöft begleitet und übergab ihm dort sanft lächelnd seine zwei Kinder, die nicht von ihrem Händchen lassen wollten. Der Häfner war sichtbar blaß geworden und bewegt. Er reichte dem Mariele seine rechte Hand und sagte nach einer Weile mit zuckenden Lippen: „Und du, Mariele, wirst nicht auch noch einmal zu uns hinüber wollen und bei uns bleiben?“ Jetzt erbleichte auch das Mariele, schwieg, und gab erst nach einer Weile wieder das gesenkte Auge, indem ein liebliches Roth in die Wangen, das süße Lächeln um ihren Mund zurückkehrte — sie schüttelte den Kopf, leise aber Adieu sagend, freundlich, aber keine Hoffnung übriglassend. Der Häfner nahm seine Kinder an die Hände und ging den Feldweg still hinunter — jetzt fragt er niemand mehr.

II.

Eine Mutter vom Lande.

1.

Nach dem Abendläuten.

Es war am Johannistage im holden Mai*), der Flieder in Pahlsen's Gärtchen blühte, sein Wohlgeruch erfüllte weitherum die milden Frühlingslüfte, ein Heer von Bienen kam und naschte und floh und kam wieder, und als es Abend wurde, fingen tausend und tausend Johanniskäferchen in dem Dunkel der Zweige ein Illuminiren an, daß der Fliederbusch bald einem Weihnachtsbaume ähnlich prangte. Jedes Käfer-Johanneslein schleppte seinem Namenstage zu Ehren ein Kerzchen auf das Plateau eines Laubes hinaus oder hing es an den Stengel eines Blattes oder schwenkte es fliegend wie ein Weihrauchfäßchen durch die dunklen Räume ihrer luftigen Lauberhüttenwohnung.

Es wurde dunkler, immer dunkler. Die letzte verspätete Biene surrte ängstlich heim und kam nicht wieder. Es begann das Abendläuten und erlöste die himmlischen Empfindungen der Menschen aus der irdischen Gebundenheit, sie zogen heimwärts zu den Sternen.

Noch verklangen die letzten frommen Glockentöne in den Abendlüften; da ging das Pförtchen auf zu Pahlsen's

*) Johann von Nepomuk.

Garten, ein Laternenlicht sprang suchend voraus herein, zwei Frauengestalten folgten nach.

Es war die Mutter Pahlsin und das Hofer-Käthchen.

Seelenvoll schimmerte ihr Angesicht, als Käthchen leise vorwärts schreitend die Laterne hob, um gegen den Flieder hinzuleuchten; ein breiter Lichtstrom fiel über die duftige Grasfläche hin und beleuchtete einen holden Knaben, der neben dem Flieder lag und schlummerte.

„Ja, er ist dort, er ist's wahrhaftig und schläft noch immer", sagte Käthchen bewegt: „Der Schelm, der goldige Schelm, hat er kein Herz für seine Mutter? Den ganzen lieben Namenstag vertollen und, wenn es Nacht wird, auch noch schlafen unterm freien Himmel — du liebes, liebes Herzenskind, wirst du deine Mutter noch ein mal so betrüben?"

Sie sprach das leise, um den Schlummer ihres Kindes nicht zu stören. Lächelnd fuhr sie fort:

„Wenn er morgen früh erwacht, wird er auch kein Sterbenswörtlein wissen, daß ich ihn auf den Armen heimgetragen habe. Merkt man sich so wenig die Mühe seiner Mutter? Ich will ihn fragen, was er von seinem ganzen Namenstag noch wissen wird; ein seliger Traum und die zerbrochenen Präsentlein werden Alles sein."

Die Mutter Pahlsin stand indessen sinnend vor dem Knaben und sagte nun:

„O Käthchen, wie gerne thät' ich mein Lebelang meine Kinder alle Abend auf meinen Armen heimtragen, wenn's auch weiter wäre als von dem Garten in die Stube, wenn nur das Großwerden nicht wäre und das Verfliegen in die Fremde. Wenn ich alle Abend meine Kinder noch heimtragen kann auf meinen Armen, so bin ich noch die Mutter von meinen Kindern, so hab' ich sie noch, so sind sie noch

mein; wenn ich aber einmal die Hand aufmachen muß und sagen: Verfliegt, verflattert, die Welt ist groß und Gott ist überall, da laß ich mir die Hände auf den Rücken binden, da bin ich an drei Zoll Erdboden angeschmiedet, das Herz kann schreien und weinen, wie es will, dem Kind nach kann die Mutter doch nicht mehr. O Käthchen, freilich hast du das noch nicht erfahren, aber du wirst es noch erfahren. Gott beschütze dich vor Jammer; du wirst das Allerärgste auch verschmerzen mit der Zeit, aber ein rechtes Weh das bleibt es immer. Hier, o Käthchen, diese paar flammrothen Aepfel habe ich in aller Geschwindigkeit in der Schürze mitgebracht, die nimmst du jetzt mit dem Johanneslein nach Hause und morgen, wenn er munter wird, liegen sie auf seinem Bett; die habe das Christkindlein spät in der Nacht zum Namenstage noch gebracht, mußt du ihm sagen — aber nichts, o Käthchen, von seinem Spielen und Tollen heute, und von seinem Schlafen hier im fremden Garten."

Käthchen hob den Knaben sachte auf die Arme und sagte lächelnd:

„Es ist mein Ernst so nicht gewesen; ich bin froh, daß ich ihn wieder habe. O Nachbarin, ich habe hier ein Kind, das macht mir viele Freude. So wie mein Johanneslein hängt keines meiner Kinder an der Mutter, so folgt auch keines; um ein liebes Knäblein hab' ich Gott gebeten und einen süßen Engel hat er mir gegeben."

Die Mutter Pahlsin nahm die Laterne auf, welche Käthchen niedergestellt hatte, und sagte seelenvoll, des Knaben Angesicht beleuchtend:

„Ja, ja, er ist ein liebes, gutes, frommes Kind. Ich fürchte aber, er wird dir auch einmal verfliegen in die weite Welt und nicht mehr einzufangen sein. O Käthchen,

halte ihn bei dir, gib dein Verlangen auf und laß ihn nicht studiren, du siehst's an meinem Walter, wie die Kinder sich verfremden."

Wehmüthig sagte Käthchen: „Ich weiß nicht, was noch geschehen wird. So lang man halten kann, hält man freilich mit seinem Kind zurück, aber endlich muß es doch sein, daß man es verfliegen läßt. Ich sinnire oft die halbe Nacht darüber. Daheimbehalten oder verfliegen lassen? Ich habe immer nur ein schweres Herz davon. Jetzt hab' ich mein ganz Vertrauen auf einen Schutzengel gesetzt; er wird einmal vorüberstreifen, wenn ich gerade aus der Kammerthür trete oder auf dem Kirchenweg bin, und was er mir ins Ohr sagt, das will ich thun. Vielleicht ist auch das eine Engelsstimme, was ich jetzt schon immer höre: bald klingt es wie in den Lüften, bald hör' ich's in mir selber, ich soll mein Kind studiren lassen. Das wär' mir freilich das Allerseligste. Man gibt die Kinder aus den Händen, aber wenn man sie als geistlich wieder einfängt, da ist Einem doch von seinem Kummer viel vergütet. Und geistlich, das müßte mir Johanneslein schon werden."

Die Mutter Pahlsin lächelte betrübt: „Ja, ja, wenn das nur auch so leicht zu schaffen wäre. Mein Walter ist auch so lange geistlich geworden, bis er hätte anfangen sollen — da hat er auf einmal nichts mehr wissen wollen, hat allerlei Anderes hin und her studirt, hat Alles sehen und hören und erfahren wollen in der Welt, und hat es jetzt so weit gebracht, daß wir nicht mehr wissen, was er eigentlich will und weiß; kaum daß er uns seit einem Jahr ein mal ein Brieflein schreibt, sonst wüßten Vater und Mutter kaum, daß er noch am Leben ist."

In ihre Gedanken eine Weile ernst versunken standen die beiden Mütter da; Käthchen ließ ihr Auge unaussprech-

lich selig auf ihrem Knaben ruhen, Mutter Magdalene blickte nach dem Fliederbusche, der wie ein Weihnachtsbäumchen glimmte, und dachte:

„Wie oft hab' ich auch meinen Walter von dort auf meinen Armen in das Haus getragen; hier haben ihn die Bienen und die Vögel oft in Schlaf gesungen. Kommt das nimmer, was einmal vorüber ist? O, hätt' ich ihn nur ein mal noch wie das Käthchen ihr Johanneslein auf meinen Armen — nimmer, nimmer, nimmer ließ ich ihn verfliegen!"

Käthchen senkte ihren Mund auf ihren Knaben nieder und küßte freudig schluchzend zwei mal, drei mal dessen frische Lippen.

„Was kränk' ich mich schon jetzt hinab, wann ich mein Kind verlieren soll?" rief sie. „Ich hab' es noch und darf es lange noch behalten; ich will nicht allzuviel darüber denken. Gute Nacht, o Nachbarin. Ihr habt recht, ich trag' ihn noch auf meinen Armen heim, er ist noch mein. Was er auch werden wird, er wird mir keinen Kummer machen."

Sie ging und Mutter Magdalene folgte ihr mit der Laterne.

„Gute Nacht", sagte Mutter Pahlsin, als sie vor der Gartenthüre standen. „Gute Nacht", erwiderte Käthchen, „und seid nicht allzusehr betrübt um Euern Walter; er wird Euch seine Freude schon noch machen, er ist ja auch ein liebes Kind gewesen wie mein Johanneslein."

Mutter Magdalene blies die Laterne aus, und es war nicht mehr zu sehen, ob den zwei Thränen, die ihr in den Wimpern hingen, noch mehre folgten; nur das Gartenpförtchen knarrte bald darauf, ein Zeichen, daß Mutter Magdalene in ihren Garten zurückkehrte, um noch eine Weile unterm freien Sternenhimmel in der Frühlingsabendluft zu

weilen. Sie setzte sich nicht weit vom Fliederbusche nieder und dachte an ihren Sohn in Wien. Aus diesem wehmuthsvollen Angedenken rief sie endlich eine Stimme wach, die durch das Kammerfenster kam.

„Wo bist du, Magdalene?“ rief die Stimme. „Ich bin schon eine gute Weile da und frag' nach dir. Etwas Neues bring' ich heim von unserm Walter.“

Es war der Vater Pahlsen, der so rief; man kann nicht sagen, daß die Mutter Magdalene ging — sie eilte wie auf Flügeln in das Haus zurück.

2.

Wie ein Söhnlein und ein Sohn heimkommen.

Indessen ging das Hofer-Käthchen, ihren Knaben auf den Armen, durch das stille Abenddunkel heim und wußte nicht, warum Johanneslein so innig ihren Hals umschlang; sie meinte, er träume nur sehr lebhaft, und drückte selig seine Wange an die ihre.

„Wie heiß auch seine Wangen sind“, dachte sie, „was mag das gute Kind nur träumen?“

Johanneslein aber schlief und träumte nicht.

Er war schon wach geworden, als ihn Käthchen bei dem Fliederbusche auf die Arme hob: zwei verklärte Stimmen drangen in sein Ohr und in sein Herz, es tief beseligend, er wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Jeder Ton der Mutterstimme war ein Paradiesesklang; das heilige Gemüth des Kindes erbebte in namenlosen Freudenschauern, als es hieß: „O Nachbarin, ich habe hier ein Kind, das macht mir viele Freude; um ein liebes Knäblein hab' ich

Gott gebeten und einen süßen Engel hat er mir gegeben." Als hierauf die Rede auf das Studiren kam und Käthchen sagte: „Aber geistlich, das müßte mir Johanneslein schon werden", da war das Herz des Knaben nur ein jubelnder Vorsatz: zu studiren und geistlich zu werden. Als aber Käthchen ihren Mund auf des Knaben Lippen drückte und freudig schluchzend sagte: „Was kränk' ich mich schon jetzt hinab, wann ich mein Kind verlieren soll — was es auch werden wird, es wird mir keinen Kummer machen"; da glühten Johanneslein's Wangen und seine Seele schwelgte in unbestimmten Wundern und Herrlichkeiten, die er seiner Mutter, wenn er einst studiren würde, aus der Fremde bringen wollte; tief eingesenkt, unverrückbar stand nun in der Engelseele des Knaben dieses Eine fest: der Mutter niemals einen Kummer zu bereiten. Am liebsten wäre er der Mutter gleich vom Arme gesprungen, um ihr auf der Stelle irgend eine Freude, er wußte selber nicht woher, zu holen, aber es war ja zwischen den Müttern von ihm selbst die Rede und er wagte nicht die Augen aufzuschlagen, viel weniger davon zu springen. Auf dem Heimwege erst, als er allein war mit der Mutter und das Abenddunkel seine offenen Augen nicht entdecken ließ, schlang er selig zitternd seine Arme um den Hals derselben, und das war der heiligste Schwur, durch alle Lebenszeit zu halten, was das Knabenherz erfüllte.

O süßes, frommes, heiliges Kindesherz, du reinster Spiegel alles Göttlichen auf Erden, Aeolsharfe zarter Seligkeiten, Urquell alles Göttlichen im Menschenleben — wohl dir, wenn deinem ersten Lebenspulse schon ein goldiges Mutterantlitz lächelt, du bist nicht verloren mehr, das Heiligste im Leben: Liebe und frommer Sinn, haben Klang und Weihe in der süßen Mutterstimme!

Warum ist ein Kindesherz nicht immer in den Händen guter Mütter, braver Väter, warum sind seine Lehrer so selten nur Vortrefflichkeit und Einsicht, warum ist der Staat, in dem es sehen, empfinden, lernen, streben und sterben muß, nicht Muster aller menschlichen Gesellschaft: den höchsten Zweck des Menschenheils erstrebend, die Seele in allem Großen und Schönen übend, Wissenschaft und Kunst befördernd, die Sinne reinigend und stärkend, Gerechtigkeit für Alle gleich austheilend? Das Paradies ist nicht verloren, es wäre wieder da. Warum aber will es immer noch nicht werden? Fängt nicht deshalb eben die Welt mit jedem Tage neu in Millionen Kinderherzen an?

Als Käthchen mit dem Johanneslein nach Hause kam, dachte sie ein schlafendes Kind im Dunkel zu entkleiden und zu Bett zu legen; aber als sie sich entfernen wollte, schlangen sich des Knaben Arme wieder um den Hals der Mutter und er rief ganz munter:

„Geltet, Mutter, ich studire schon und mach' Euch keinen Kummer?"

Käthchen schlug die Hände zusammen und rief: „Bist du denn munter, liebes Kind?"

„Ja", war die Antwort.

Mit einem Freudenschrei der Ueberraschung hob ihn Käthchen wieder aus dem Bette, herzte und küßte ihn, ging in der Kammer ein mal hin und her mit ihm und sagte endlich, den Knaben wieder in sein Bettlein legend: „Jetzt ruh' und schlafe aus; wer weiß, was dir das Christkindlein noch bringen wird die Nacht." Sie konnte aber nicht umhin, geschwinde Licht zu machen und ihrem Knaben, bevor der Schlummer ihm von neuem die Augen schloß, ins liebe Angesicht zu schauen: zwei glühende Wangen und zwei helle Augen lächelten zu ihr empor.

Das war nun wieder ein Moment, in welchem der Blick des Mutterauges magisch in das Herz des Kindes dringt und ohne Worte den tiefsten Segen übt und spricht für alle Lebenstage.

Das Licht war längst verlöscht, die Mutter fortgegangen, Johanneslein's Auge aber blickte noch immer lächelnd in die Dunkelheit empor und meinte das verklärte Mutterangesicht zu sehen; selbst in seine Träume hinüber folgte ihm das Bild der Mutter. Nicht viel besser erging es auch der Mutter mit dem Bild des Kindes. Wie ein süßes Heiligthum versank es mit den blonden Locken und den blauen Augen in den tiefsten Seelengrund des Mutterherzens, um auf ewig da zu ruhen.

Käthchen träumte auch von ihrem Knaben.

Ihr war es nämlich, er wäre als Studentchen fortgezogen und viele Jahre später wieder heimgekommen: größer wol gestaltet, aber das Angesicht noch fein und klar und blühend wie aus Knabenzeiten; da wäre aber Mutter Magdalene zwischen sie und ihren Sohn getreten, als sei der Heimgekehrte nicht Johanneslein, als sei er Walter. Es war ein schwerer Traum. Die ganze Nacht war es ein arges Ringen zweier Mütter, die in derselben Gestalt ihr Kind erkennen und um allen Preis behaupten wollen.

Als am nächsten Morgen das Hofer-Käthchen ihren wunderbaren Traum der Mutter Pahlsin zu erzählen eilte, fand sie viele Menschen neugierig auf den Beinen, die alle nach dem Hause Pahlsen's trachteten; sie fragte erschrocken und verwundert, was man suche, was es gebe? „Der Pahlsin ihr Herr Walter", hieß es, „ist heute in der Nacht mit einem Studentlein angekommen." Wie eine Freudenbotschaft, die sie selber am meisten anging, lähmte es dem Käthchen unwillkürlich einen Augenblick die Schritte. Die

Empfindungen des eben erst gehabten Traumes gingen ihr noch lebhaft durch die Seele, sodaß sie wirklich ein geheimnißvolles Bangen fühlte: Walter Pahlsen möchte ganz das Angesicht von ihrem Knaben haben. Doch besann sie sich gar bald und eilte weiter.

Vor Pahlsen's Hause waren schon viele Menschen versammelt und es kamen immer noch neue. Die Nachricht, daß Walter in einem eigenen Reisewagen wie ein großer Herr gekommen sei und ein Studentlein und einen Kutscher und Diener mitgebracht habe, hatte die Neugierde der Leute nicht wenig angeregt; aber man blieb auch sehr bescheiden und feierlich stille in der Ferne stehen und begnügte sich, den Wagen, den der Kutscher eben begoß und reinigte, bewundernd zu begucken oder den schön gekleideten Diener anzustaunen, der eine Cigarre rauchend vor Pahlsen's Hausthüre saß und ruhig bald auf die Leute und bald in die Gegend blickte. Die meisten Augen des Dorfes aber waren mit gespannter Erwartung auf die Fenster des obern Stübchens gerichtet, wo man wußte, daß jetzt Vater und Mutter Pahlsen, Walter und das Studentlein weilen mußten. Man hörte auch durch die offenen Fenster bald schwächer bald lauter sprechen, bald ein vereinzeltes und bald ein gemeinsames Lachen; man horchte wie auf eine heilige Entdeckung, wenn sich Walter's Stimme hören ließ, und war schon froh, nur hier und da ein Wörtchen zu verstehen. Wie er aussehe, das konnte unter allen Herumstehenden nur der Oberknecht Stedtiner's sagen, denn er war punkt Zwölfe in der Nacht vorübergegangen, als gerade das größte Schreien und Lärmen in Pahlsen's Hause gewesen; da habe er den Walter gesehen, wie er ohne Hut bei dem Wagen gestanden und dem Diener Befehl gegeben habe. „Walter“, sagte er, „ist nicht zum Erkennen mehr. Er ist größer, aber nicht viel

stärker geworden, rund um den Mund und um das Kinn herum hat er einen schönen Bart, er sieht aber nicht mehr gar so schön roth auf den Wangen aus wie als Studentlein. Die kurzen Haare auf dem Kopf", meinte er, „sind zwar beim Teufel, dafür hat er sie viel länger im Rücken hinunterwachsen lassen. Kurz, ich kann Euch gar nicht sagen, wie er aussieht; er ist ganz anders geworden, ein ganzer Stadtherr, man hat Respect vor ihm, daß es Einem von oben bis hinunter durch die Gliedmaßen läuft. Aber seine Mutter hat auch eine Freude gehabt, ich hab' noch keine Mutter so gesehen. Sie hat nur immer aufgeschrien und dann geschluchzt wie ein Kind und ist dazwischen doch immer aus- und eingelaufen, daß ja Alles recht abgepackt und vorsichtig in das Haus getragen werde; Walter hat ein mal nassere Augen bekommen als das andere mal, er hat die Mutter oft in Arm genommen und gesagt: «So, habt Ihr eine rechte Freude, daß ich wieder einmal hier bin? Nun, mich freut es; aber weint nicht mehr, o liebe Mutter.» Drauf ist ihm die Mutter Pahlsin wieder an die Brust gefallen und hat vor Freuden nur noch mehr geweint als früher. Wie ich fort bin, ist sie endlich stiller aus und ein im Haus, sie hat so selig und so traurig drein gesehen, es hat mir selbst das Herz erweicht." Indem Stedtiner's Knecht mit respectvoll-feierlichen Worten also leise zu Denen sprach, welche ihn zunächst umstanden, blickte manche Mutter sinnend vor sich nieder und dachte, wie schön es sei, wenn ein liebes Kind in der Fremde gewesen ist und glücklich wieder heimkommt; es ist eine Ehre für Vater und Mutter und für die ganze Freundschaft. Die Seligkeit ist gar nicht zu ermessen, die manches Mutterherz im voraus schon empfand, wenn ihr Lieblingssöhnlein einstens auch so aus der Fremde kommen würde wie Pahlsen's Herr Walter diese

Nacht, und andern Tages die Leute so ehrfurchtsvoll vor ihren Fenstern stünden wie jetzt vor Pahlsen's Fenstern.

Manche Mutter verlor sich ganz in solchen Träumen, so auch Käthchen; sie dachte an Johanneslein und ging gar wunderlich bewegt nach Hause, indeß die Kühnsten der Versammlung etwas bleich und schüchtern nach und nach sich bis hinauf ins Oberstübchen wagten. Sie wurden freundlich empfangen.

So oft die Thüre aufging, flog ein neuer Verklärungsschein über Mutter Magdalene's Angesicht, sie ließ einen seligen Blick auf ihrem Walter ruhen und lächelte dann dem Eintretenden entgegen. Aber es fehlte auch nicht, daß immer einige Thränen über ihre Wangen liefen.

3.

Die Wanderung durch den Garten.

Erst gegen Mittag trennte man sich im Oberstübchen.

Mutter Magdalene führte das Studentchen bald darauf in ihrem Garten herum, blieb vor jedem Baum und Bäumchen stehen und erklärte dem jungen Stadtherrchen, das sie an der Hand hielt, ununterbrochen bald dort bald hier:

„Sehet Euch das auch an, Herr Studentlein, das da; sehet, das ist, wir nennen es halt nur das Blasengelapfelbäumchen, weil es seinen Aepfeln die rothen Wangen wie den Engeln in der Kirche auseinandertreibt, daß es eine wahre Lust über die andere ist. Das dort, das ist das Tropfenbirnbäumchen, weil die Birnen ein Aussehen haben gerade wie ein Tropfen, der im Niederfallen ist, sie sind die allersüßesten im ganzen Garten. Wir haben auch viel

genug zu wachen, wenn die Birnen reif geworden sind, daß die Leut' nicht kommen und sich in die Tasche tropfen lassen; solchen Tropfenbirnen weicht man nicht aus wie den Regentropfen, man hält dafür noch Hut und Taschen auf, daß es ja recht voll wird bis zum Rande."

Das Studentlein lächelte bei dem harmlos-scherzenden Redeschluß der Mutter Magdalene und blickte mit klaren, blauen Augen zu ihr auf; Mutter Magdalene aber war entzückt, so gut verstanden zu werden, und fuhr fort, sich der kindlichst-naiven Darstellung zu befleißigen. Sie wußte nicht, daß ein Stadtknabe von acht Jahren schon viel schwierigere Dinge aufzulösen bekommt, als sie selber begriffen hätte; doch sie meinte es herzlich, und weil sie nicht rein nach der Schrift reden konnte, den bloßen Dialekt nicht reden durfte, so suchte sie durch ein kindliches Mittelding das Stadtherrchen zu unterhalten, dem solche Mittheilungen jedenfalls wunderlich neu waren, durch den gemüthvollen Vortrag der Mutter Magdalene aber freundliche Theilnahme finden mußten.

So fuhr sie fort:

„Das da ist unser Wurzgärtlein, da haben wir unsere Wurzeln und Kräuter, Zeller und Salat und sonst noch Allerlei für heilige Zeiten auf den Tisch, oder wenn mein Mann einmal einen weiten Weg gemacht hat, oder wenn ich einmal so seltene Gäste habe wie jetzt; da ist ein solches Gärtlein gar erwünscht und prächtig. Man lauft nur geschwinde, wie man beim Herde steht, daher und haut und sticht sich was Mögliches zusammen; man geht so seinen ganzen Sommer nicht umsonst her. Man hat auch immer seine Blumenbeetlein zwischen Zeller und Salat und in den Ecken herum und kann sich an Feiertagen auch was Helles an Hals ins Mieder stecken." Sie zeigte auf eine Nelke

innerhalb der Umzäunung und fuhr fort: „Kennet Ihr unsere Blumen, die da drinnen auch, Herr Studentlein? Ach, Ihr in der Stadt habt Alles viel mehr und viel schöner und viel größer und viel theuerer als wir so weit auf dem Land heraußen; o mein Gott, ich denk' nur immer dran, was mir mein Sohn schon Alles erzählt und geschrieben hat, man sollte meinen, die in der Stadt die müßten Alle wie im schönsten Paradiese leben, weil sie Alles so gut und in Menge haben. Kennt Ihr, was das da gleich am Zaun für Blumen sind?"

„Das sind Nelken", sagte der Stadtknabe zuversichtlich zur Mutter Magdalene aufblickend. „Neben unserm Glashause in der Stadt haben wir eine ganze Nelkenflur, meine Frau Mutter ist gar so eine große Freundin von den Nelken; aber unsere Nelken sind viel voller an Gestalt und viel schöner auch von Farbe."

„Ja, das wird sein, weil die Euern Nelken sind, die unsern heißen wir nur Nägelein."

Bei diesen Worten griff Mutter Magdalene durch den Zaun und brach die schönste Nelke für den Knaben, sagend:

„Da, Herr Studentlein, nehmet vorlieb mit einem Nägelein, es riecht gar lieblich, und stecket's dann auf Euern Hut; gebet aber Acht, der Hut hat gar ein feines Haar, es wär' auch gleich verdrückt."

„Diesen neuen Hut hat mir Euer Herr Walter gekauft, wie wir aus der Stadt abgereist sind."

„Da hat mein Sohn recht Recht gehabt, er hat es mir wie aus dem Herzen gethan!"

Das Studentchen blickte wieder nach den Blumenbeeten und bemerkte:

„Aber warum ordnet Euer Herr Walter nicht auch Euer Gärtchen wie unsern Garten in der Stadt; er ist ja

manchmal doch bei Euch zu Hause. In diesem großen Obstgarten wären ja Blumenbeete, Lauben und Gänge noch in Menge anzubringen."

Diese Bemerkung erschütterte die Mutter Magdalene tief.

„Er ist halt in der Stadt jetzt mehr zu Haus als bei uns daheim; hier ist er nur wie in der Fremde mehr", sagte sie stillschmerzlich vor sich hin. „In der Stadt da freut ihn einmal Alles, bei uns daheim da geht er lieber halbe Tage lang zwischen Feldern oder in verhängtesten Wäldern um; mit genauer Noth sehen wir ihn beim Essen zu Haus oder er steckt in Schriften und Büchern und kann so Tage lang darüber denken. Ich habe zu thun, daß er einmal unter einem Baum sitzt neben mir oder einmal gegen Abend vor dem Haus; dann ist er freilich freundlich wie ein liebes, gutes Kind, aber was hilft das, es ist doch nicht mehr mein Kind so . . . er hat an Eurer Mutter in der Stadt auch eine andere liebe Mutter gefunden."

„O ja, Euer Herr Walter ist wie der Herr in unserm Hause; o Gott, wenn er etwas befiehlt und es geschähe nicht auf der Stelle, meine Mutter wäre schrecklich böse. Aber das wissen schon Alle und sputen sich, was sie nur können, wenn er etwas sagt. Wir sind Alle ungemein froh, daß Euer Herr Walter zu uns gekommen ist. Er versteht Alles so gut und denkt an Alles. Ich und meine Mutter wissen oft selbst nicht, wessen ich und meine liebe Mutter bedürftig seien, auf einmal kommt er nach Hause und legt es hin und sagt: „Nicht wahr, da habe ich diesmal das Rechte errathen? Da gibt ihm meine Mutter freundlich die Hand und sagt: Ach, mein lieber, guter, lieber Herr Walter, wie errathen Sie alle unsere Wünsche, wie denken Sie immer nur daran, uns eine Freude zu machen; Sie sind wie ein guter Engel in unserm Hause!

Einmal hatte meine Mutter sogar Du gesagt zu Euerm Herrn Walter, aber sie hat gleich darauf gesehen, daß ich auch im Zimmer bin, und hat gleich wieder Sie zu ihm gesagt; unser Kammermädchen hat aber aus dem Dienste gehen müssen, weil sie mich angestiftet hat, daß ich horche. Nicht wahr, horchen ist unerlaubt, ein Knabe darf nicht horchen? Jetzt frage ich immer bei der Zimmerthüre: Mutter und Herr von Walter, darf ich auch da bleiben? Und sie sagen immer: Ja, Gusti, komm' her und setze dich zu uns; und jetzt setze ich mich immer zwischen die Mutter und Euern Herrn Walter und da streichelt mir die Mutter von dieser Seite die Haare und Walter von dieser Seite und über meinem Kopfe reden sie oft bis spät in die Nacht hinein. Ich schlafe manches mal mitten drin ein, aber es thut mir doch wohl, wenn es immer so lieb über mir brummelt; o wir sind Alle äußerst glücklich — beati sumus — von beatus, a, um, glücklich."

Mutter Magdalene schlug sich still verloren die Schürze um das Kinn und zwei schwere Thränen rangen sich aus ihren Augen. Sie hatte nur halb gehorcht und dennoch widerhallte in ihrem innersten Wesen mehr und Wundervolleres über diesen Gegenstand, als der Knabe in redseliger Unschuld ausgesprochen hatte. Ein Spinnennetz mit dem Zeigefinger ihrer linken Hand zerstörend und eine glänzende Fliege befreiend sagte sie wehmüthig vor sich hin:

„Geh', flieg' fort, es sollte Niemand auf dieser Welt gefangen sein; such' deine gute Mutter auf und bleib' daheim bei ihr!"

„Wird diese Fliege ihre Mutter auch erkennen? Redibitne — wird sie heimkehren zu ihr? Musca heißt die Fliege. Frau Mutter Walterin, wo hat wol so eine Fliege ihre Heimat oder ihr Vaterland, patriam? Patria, ae,

heißt das Vaterland. Dieses Fliegenvolk fährt ja immer nur hin und her in der Luft und setzt sich bald auf Fensterscheiben, bald auf Wände, bald auf unser Gesicht und bald läuft es auf Tischen — mensa, mensae — oder Kästen herum; vielleicht bleiben die Fliegen auch nicht immer — semper — in dem nämlichen Hause, nicht wahr, Frau Mutter Walterin? Wer weiß, haben sie eine rechte Heimat. Ich möchte nur einmal im Finstern zusehen können, wo sie immer zusammensitzen und ob es immer die nämlichen sind auf derselben Stelle. Nicht wahr, da müßte man ja ihre Heimat endlich doch errathen?"

„Nein, nein, Herr Studentlein, so eine Fliege hat doch keine Heimat, sie ist dort und da und vom Erkennen einer Mutter ist doch auch keine Rede. Sie fachiren am liebsten überall herum, wo es was zu naschen gibt; die Menschen sind viele auch so: wo es ihnen lieber ist, da bleiben sie, wo es mehr Schönes und Süßes gibt, da ist es ihnen lieber. O in der Stadt da hält es unsere Kinder mit Eisen und Banden, verstehet Herr Studentlein, da kommt auch Keines mehr los, wenn es einmal recht darinnen ist. Ja, ja, Herr Studentlein, ich habe halt schon was erlebt und da redet man eben aus Erfahrung; ich weiß schon, was ich weiß. So eine «Impe» da ist schon wieder anders. Sehet, Herr Studentlein, wie sie von einer Blüten zur anderen herumfährt, in jedes Guckelöchle hineinschießt und wieder heraus und hin und her; und wenn es ihr gerade am besten geht und alle Händ' und Füße voll Sach' hat, denkt sie auf einmal an die Mutter zu Haus und fängt ein Geschrei an und dreht sich in der Luft wie ein Stein am Bändel und schnellt sich dann schnurgerade dorthin, wo die Heimat ist, wo ihr Haus ist, wo ihr Stüblein in dem Haus ist, wo die Mutter ist. O, so eine Impe..."

„Frau Mutter Walterin, Impe — ist das die Biene gewesen, welche da jetzt fortgeflogen ist?"

„Ja", sagte Mutter Magdalene, „das Impen ist halt wieder gut auf «Ländlich, sittlich»; wir leben halt so dahin unter solchen Worten. Wisset, Herr Studentlein, wir leben halt von Schwarzbrot auch in der Sprache und Ihr in der Stadt von lauter Mundsemmeln, wir sind aber doch frisch und gesund dabei."

„Biene heißt auf Lateinisch apis; eine von ihnen, welche alle andere an Größe übertrifft und welcher alle andere folgen, heißt ihre Königin, regina. . ."

„Regina ist ja ein Frauenzimmername — wie z. B. die Regina Erdtlin drüben. Bei uns heißt man die größte Impe den «Weisel», aber das ist halt wieder nicht auf Städtisch."

„Regina heißt Königin und ist Königin der Juden — will sagen der Bienen; sie ist auch die Mutter von allen Bienen eines Stockes und legt immer an die vierzigtausend Eierchen, aus denen Würmchen entstehen, die von den Bienen vermittels ihres Rüssels eine Zeit lang genährt werden. . ."

„Lernt Ihr das so in der Schule, Herr Studentlein?"

„Ja, es steht in unserm lateinischen Schulbuche, wir müssen es übersetzen."

„Aha, bis es auf Deutsch auch menschenmöglich wird, daß man es verstehen kann. Das ist schön. Aber weiß man denn das nicht Alles auch im Deutschen schon? Warum lernt Ihr es denn aus einem lateinischen Buch?"

„Haha, Frau Mutter Walterin, der Herr Verfasser, welcher dieses Buch geschrieben hat, der hat das freilich Alles zuerst Deutsch gewußt; aber er hat es Lateinisch auf-

gesetzt, damit wir es erst wieder Deutsch machen und uns in der lateinischen Sprache üben."

„Seht, seht, Herr Studentlein, das ist grausam. Ich hab' das schon meinem Sohn auch immer gesagt, wie er immer so Lateinisch gelernt hat wie Ihr jetzt; das kommt mir gerade vor, hab' ich gesagt, wie wenn Jemand einem armen Hündlein einen guten Bissen geben will, er gibt ihn aber nicht gutmüthig hin und sagt: Da, lieber Bleß oder Sultan, nimm's und laß' dir's schmecken; nein, er wirft den Bissen ins Wasser und sagt: Pfui such' und hol' dir's, dummer Hund, und jetzt muß der Arme sich erst um den Bissen rackern, und hundsmüde verschluckt er ihn mit einem Mund voll Wasser und hat nicht Freude und nicht Lust daran. Seht, warum müßt Ihr schwitzen und Euch den Kopf zerbrechen, daß Ihr Euch wieder Deutsch herausfischet, was man Euch Lateinisch in den Teich geworfen hat? Warum denn, wenn Ihr es so schon auf gut Deutsch wissen könnt? Da sollet Ihr doch lieber gleich das Lateinisch lernen, was man auf Deutsch nicht weiß — wie z. B. das heilige Meßlesen."

„Ja, Frau Mutter Walterin, das ist ja nur so . . ."

„Ja, ja, ich versteh' schon; wenn es aber nur so ist, warum ist es alsdann so? . . Ah, nichts da, ist schon wieder vorbei mit der Grille. Geltet, so eine Bäuerin redet einen Strumpf zusammen; Ihr werdet Euch was Schönes von mir denken. Jetzt saget mir nur noch etwas weiter aus Euern Büchern, man soll nicht eher über eine Sache reden, bis der Andere Punktum Amen gesagt hat. Saget, was lernt Ihr denn noch aus Euern lateinischen Büchern, z. B. von den Impen? Die Impenkönigin heißt alsdann Regina wie unsere Erdtlin drüben."

„Sie ist die Mutter eines ganzen Schwarmes und

kommt niemals in das Freie, außer wenn der ganze Stock schwärmen will. Die arbeitsamen Bienen streifen auf Wiesen und Feldern umher, Honig vom süßesten Geschmacke aus den Blumen saugend, und indem sie aus denselben ein zartes Pulver sammeln, bereiten sie daraus das Wachs. So mit Honig und Wachs beladen kehren sie nach Hause zurück, welches sie niemals, und hätten sie auch eine noch so weite Reise gemacht, aus dem Gedächtnisse verlieren. Aus dem Wachse machen sie sechseckige Zellchen von der genauesten Regelmäßigkeit und füllen in die meisten derselben Honig, in die übrigen legt die Königin ihre Eierchen ..."

„Das ist recht schön und gut, Herr Studentlein, ich sehe schon, in Euerm lateinischen Buch da steht vorerst, was die Impen selber wissen und können, was sie verrichten und wie sie's treiben, nicht wahr? Nun, daran liegt nicht viel dran, das dürft Ihr schon Lateinisch lernen, es liegt nicht viel dran, die Impen verrichten es auch in ihrer Sprache; es fragt kein Mensch darnach, wie das heißt, was sie brummen, höchstens ist's eine wahre Lust, wenn man ihnen zusieht, was das für liebe, lustige, fleißige Thierchen sind — es ist außer der Weis' wie geschäftig und hitzig, keine verschnauft einen Augenblick, sie sprechen auf die Nacht im Schlafe noch miteinander, weil sie bei Tag keine Zeit haben, daß sie Alles miteinander verabreden könnten ... Jetzt aber, Herr Studentlein, was steht denn in Euerm lateinischen Schulbuch von allen den Mitteln, wie man z. B. die Impen schön folgsam beim Haus halten kann, oder wie man ihnen ihren Honig nimmt und ob man ihnen allen Honig nehmen soll? Wißt Ihr das auch? Wenn aber ein schlechtes Jahr kommt, nimmt man ihnen da überhaupt einen Honig? Wie muß die Sache erst stehen, wenn man die armen Thierchen gar noch mit Honig füt-

tern muß, anstatt daß man ihnen nimmt? Wohin thut man denn so einen Impenstock am besten und was für Stauden stehen dann am besten rund herum? Herr Studentlein, wißt Ihr auch, wenn so ein ganzer Stock ins Schwärmen kommt, was man geschwinde thun muß, daß Einem die guten Thierchen nicht zu weit oder ganz verfliegen? Wißt Ihr's, daß man geschwinde laufen muß und eine Sense holen und mit einem Schlüssel oder Hammer dran klopfen muß, bis sie wie eine schwarze Wolke durcheinander tanzen und immer tiefer kommen und dann wie ein schwarzer Armverbund um einen Baumast herumhängen? Wißt Ihr das?"

„Nein, Frau Mutter Walterin."

„So wisset Ihr vielleicht — was will ich denn sagen? — Ja, was ich sonst noch gefragt habe. Steht das Alles in Euerm lateinischen Buch darin, was ich jetzt gefragt habe?"

„Das auch nicht. Ich möchte überhaupt lieber Alles sehen, als nur in Büchern lesen."

„O mein Gott, du mein Gott, das wäre ja auch so schwer nicht, Ihr kommt halt eine öftere Oeften zu uns, Herr Studentlein, immer wenn Ihr Ferienzeit habet, aber ja immer; Eure Mutter kann Euch ja auch einmal einen Sommer aus den staubigen Schulstuben weglassen, daß Ihr wie ein Füllen recht von Herzensgrund herumtollen könnt. O mein Gott, noch so jung und schon so schwer studiren, das ist doch kein Sinn und kein Erbarmen. Möchtet Ihr aber auch einen ganzen Sommer bei uns bleiben?"

„O recht gern."

„Eh nun ja, so bleibt! Eurer guten Frau Mutter will ich schon sagen lassen, sie soll was Anderes als magere Kost für Euch fürchten. Das hätte gewißlich keine Noth

nicht. Geflügel und Butter und Obst und Eier und Weizenmehl, das Alles acht' ich nicht zu viel für einen so lieben Gast. Ach, wer weiß, Ihr werdet vielleicht geistlich einmal, und Euch gut speisen ist auch jetzt schon ein gutes Werk, was meint Ihr? Ja, ja, Ihr bleibt. Ich lasse gleich jetzt einen recht grundherzlichen Brief an Eure Frau Mutter aufsetzen, mein Sohn muß ihn schreiben: er muß ihr sagen, es sollte Euch gar nicht schaden, einen geschlagenen Sommer in der freien Gottesluft herumzufahren; es sollte Euch gar nicht schaden, wenn Ihr einmal erfahrt, wie jedes Getreide aussieht, was Korn und Reps, was Weizen und Hafer ist, wann gesäet und geerntet wird, wie man von grünem Flachs zuletzt gar weiße Leinwand auf den Leib bekommt und was für Müh' und Plag' dazu gehört, bis wir schwarzes Brot und Ihr weiße Semmel auf den Tisch bekommet. Das ist gewiß auch in die Schule gegangen. Wenn Ihr dann Herr Pfarrer oder Herr Verwalter oder gar Kreishauptmann werdet, Ihr werdet noch spät dran denken, was ein Mensch auf dem Land für eine Last auf sich hat, gewiß keine kleine, und daß es bei uns auch dann und wann eine Freude und Lustbarkeit gibt. Das muß mein Sohn heute noch schreiben, ja, und das gleich. Wenn wir einen Sohn studiren lassen, so verfliegt er uns nicht nur auf einen Sommer, o Herr Studentlein, er verfliegt gleich auf die ganze Lebenszeit. Wenn's gut geht, fangen wir ihn höchstens auf ein paar Wochen Vacanzen ein, aber das ist Alles; seine ganze andere Lebenszeit verstudirt, verpredigt oder verbeamtet er schon in der Stadt oder in der wildesten Fremde, daß man ein halbes Jahr auf der Reise sein muß, wenn Eins das Andere wieder einmal sehen will. Das muß mein Sohn schön gesetzt aufsetzen und Eurer Mutter schicken. Ja, ja,

jetzt hilft auch nichts mehr, Herr Studentlein, jetzt habt Ihr einmal Euer Wort gegeben; wieder «nein» sagen, wäre schon kein Worthalten mehr. Und Eure liebe Mutter darf Euch im Grund gar nicht zurückfodern von mir! Was soll erst ich sagen, wenn ihr ein Sommer schon zu viel sein wollte! Ist mein Sohn nicht schon viel länger bei ihr im Haus und gilt schon gar nicht anders mehr als ihr eigenes Kind? Wenn ich darauf besteh', daß Ihr den Sommer bei mir bleiben sollt, da gilt kein Ausreden gar nicht mehr . . . Aber freilich, das ist was Anderes, wird es Euch bei uns auch wirklich so lange gefallen? Ich fürchte immer, es ist nicht recht möglich, Ihr werdet Euch noch ein ein- oder zweimal bei uns umsehen, und auf einmal wird das Heimweh da sein, und Eure Frau Mutter wird gar nicht rufen dürfen, und Ihr springet wieder zu ihr heim. Da will ich auch nichts dazwischen reden; fortreisen dürfet Ihr jeden Augenblick, wenn Euch das Heimweh nach der Mutter kommt; ich will Euch nur standhaft bei mir behalten, so lange als es Euch selber freut."

Man hörte Burschen- und Mädchengesang aus der Ferne.

„Wer singt denn dort so hübsch?" fragte der Knabe.

„Das sind unsere Leute, sie kommen von der Arbeit heim", sagte Mutter Magdalene. „Es ist mein anderer Sohn dabei, dem wir unsere Wirthschaft übergeben werden. Wie gefällt Euch dieses Singen, Herr Studentlein? Das könnt Ihr noch oft und oft, gar in der Nacht, Sommer und Winter hören, wenn Ihr bei uns bleiben wollet. Wollet Ihr?"

„Ja."

„O das ist schön; mit meinem Sohn wollen wir noch Alles bereden . . . Jetzt aber, Herr Studentlein, Eines müßt

Ihr mir dann noch versprechen: wenn es Euch bei uns gefällt, müßt Ihr auch einen Brief an Eure Mutter schreiben; wisset, so einen Brief, wie mein Sohn schon vor zwei Jahren einen heimgeschrieben hat: wie gut er es bei Eurer Mutter habe, wie es ihm so wohl ergehe wie keinem Menschen mehr auf der Welt, vielmehr gleich ganz so gut wie einem Engel. Werdet Ihr so einen Brief auch schreiben wollen?"

„Ja, Frau Mutter Walterin."

„Wisset, Ihr müßt aber den Brief von meinem Sohn doch früher lesen, so werdet Ihr es besser treffen können."

„Laßt mich den Brief lesen."

„O das ist schön, daß Ihr den Brief selber verlangt, daß ich Euch nicht lang darum bitten muß. Da ist der Brief; nicht wahr, das ist aber eine wahre Schand', er ist schon ganz verdrückt und verkrüppelt, er ist halt schon zu oft verlesen worden ... Ach, leset nicht still, leset nur laut; aber halt, auch dürfet Ihr den Brief nicht vom Anfang an lesen — von hier, von da an — so. Herr Studentlein, da gehen wir schön langsam weiter im Garten, ich will ja auch was hören ... Sehet Ihr gut dazu? Gut, so fanget nur an, ich hör' schon zu."

Sie gingen langsam weiter im Garten und es dauerte nicht lange, so lief eine Thräne um die andere über Mutter Magdalene's Wangen. Sie hatte den sehr langen Brief fast ganz überschlagen und ließ sich nur den Schluß desselben lesen; dieser lautete:

„... Und jetzt, lieber Vater und liebe Mutter, bin ich wie das eigene Kind im Hause; meiner Aufsicht ist fast Alles übergeben, ich muß meiner zweiten Mutter in allen Dingen meinen Rath ertheilen, mein Wort gilt ihr über jedes andere und auch ihres gilt mir über Alles — o liebe,

gute Aeltern, mir ist es in meinem ganzen Leben noch nicht so herrlich ergangen, ich lebe wie im lautern Paradiese, ja wie im Himmel. Ich sage meiner lieben zweiten Mutter noch alle Tage: Es ist zu viel, viel zu viel, was Sie mir erweisen — aber anstatt daß sie nachlassen sollte in dem vielen Guten, das sie mir erweist, kommt sie nur alle Tage mit einer neuen Freude daher und will sich gar nicht abrathen lassen. Ich habe so schon anfangs zwei wunderschöne Zimmer zum Bewohnen erhalten, Alles hat geleuchtet und geduftet um mich herum, daß mir vor Freudigkeit das Herz wie eine Glocke hell geschlagen hat; aber nein, jetzt sind auch diese zwei Zimmer noch nicht genug, Gott bewahre! Gestern ist noch eine Thüre aufgemacht worden, und wie ich frage: Warum wird denn auf einmal diese langverschlossene Thüre aufgemacht? kommt meine zweite Mutter und nimmt mich bei der Hand und lächelt wie eine gute Schelmin und sagt: Walter, Sie sind ja immer gar so glücklich, daß ich glaube, Ihr Glück hat nicht Platz in diesen zwei Zimmern, und ich lasse diese Thüre öffnen, damit sich's Ihr großes Glück noch bequemer machen kann. Gleich darauf hat sie erfahren, daß ich Euch von meinem Einkommen dann und wann nach Hause schicke, gleich habe ich ein Packetchen auf meinem Tisch gefunden mit Geld für Euch, damit ich von meinem Einkommen nichts herzugeben brauche. Ich sag' Euch, liebe Aeltern, mein Glück ist gar nicht zu beschreiben. Alles freut mich, Alles liebt mich, die ganze Welt, glaube ich, gehöret mir, ich darf immer um meine himmlische Stadtmutter sein: wir essen miteinander, wir fahren aus miteinander, ich bin immer aufgelegt als müßt' ich die ganze Welt umarmen, ich liebe alle Menschen, meine neue Mutter, Euch, mich, Alles, Alles!"

Mutter Magdalene weinte still in die Schürze, als der Brief so weit gelesen war.

Auf dem hölzernen Söller vor den Fenstern des Oberstübchens stand Walter eine gute Weile schon und sah und hörte mit tiefer Rührung dem Gespräche und der Wanderung der Mutter mit dem Studentlein zu.

„O wunderholdes Mutterherz“, sagte er jetzt vor sich hin, „dir gleicht doch an Zartheit, Tiefe, Reinheit der Empfindung nichts mehr auf dieser Erde; du bist einzig in deiner Liebe für ein Kind und einzig in der Sorge für dasselbe. Freudenthränen weinst du, daß Jemand deines Sohnes sich freundlich annimmt in der Fremde; aber dich betrübt es zugleich im Tiefsten, daß es eine andere Mutter sein soll, die sich meiner annimmt.“

In allerlei Gedanken kam er dann die Söllertreppe herunter und entfernte sich langsam über die Felder gegen die schönen, nahen Waldungen hin. Er sah nicht so heiter aus, wie ihn der Brief bezeichnete.

4.

Der Herr Graf.

Nächsten Tages hatte Vater Pahlsen eben auf einer leichten Felderhöhung eine dringende Verbesserung vollendet, als er auffah und seinen Sohn Walter erblickte, der in Gedanken am nahen Waldessaume auf- und niederging. Er hatte einen Brief aus Wien erhalten, der ihn sehr verstimmte.

Der liebliche Frühlingstag war vorüber bis zum Abendscheine, der die Berge, Wälder, Dörfer mild ver-

klärte; hier und da erscholl Gesang von Knaben und Mädchen, die hinter ihren Herden heimwärts zogen, sonst aber ließ sich wenig Lärm im Freien hören: abendlich-friedsam, merkte man wol, waren die Gemüther auch geworden.

Dachte nun Vater Pahlsen, von der Milde des Abends eigenthümlich überkommen und an einem Feldbirnbaume lehnend:

„... Das möcht' ich wissen; seltsam ist's! Was muß es sein? .. Ich meine: Kein Wölklein heut' am Himmel, Gesang von Kindern nur allda und dort; ruhig ist Alles überall und geht die Sonne so schön unter. Dort fällt die Lerche ohne Rauschen aus der Luft, kein Läublein rührt sich auf den Bäumen, der Mensch wird still und die Erde rastet aus von Segen. Muß sagen, es wird mir auch viel stiller, traurig fast, wenn ich das seh' und hör', doch Dank für Alles sei dem Himmel! .. Das ist's, was ich denken kann und sagen. Das aber möcht' ich wissen, was mein Sohn dort sehen mag und denken. Er hat studirt so lange, selten daß er lacht mehr, ist voll Ernst und Denken immer — was weiß er mehr als ich, sein Vater? Ist's der Mühe werth? Woher kommen so viel Dinge, die er lernt und kann? Er muß doch auch sehen und hören, was ich, fühlen, was ich. Wird der Abendschein was Anderes, wenn ich drüber denk'? Und kann mein Denken das Frühjahr zum Sommer machen? Nein. Was ist's nun, was mein Sohn dort sinnt und überlegt? Wenn's gar viel wäre und gar so wichtig, was man lernen kann und denken, dann, mein' ich, ließ' es Gott nicht zu, daß wir's vom Land nicht auch noch lernen müßten. Was? Nun ja, das möcht' ich wissen!“

In Vater Pahlsen's Hause begann jetzt ein Bursch

zu singen; es war die einzige Stimme eines Erwachsenen, die man hören konnte.

Weil jetzt die Straß' durch den
Wald ist gemacht,
So hab' ich zum Schätzlein
So weit nicht bei Nacht!
Zirpt dort im Mäuerlein
Heimlich ein' Grill' —
Wie hart ist das Ding,
Wenn Ein' 's Mäderl nicht will!

Ohne den Text zu dem Gesange zu verstehen, hörte Vater Pahlsen doch von ferne zu und dachte sich im Stillen:

„... Hat doch Jener dort so viel gesehen, nachgedacht, erfahren — und hat seine Heiterkeit verloren! Er ist mein Sohn. Ist der Andere hier doch niemals viel mit Denken und mit Reisen geplagt gewesen — und der ist doch voll heiterer Dings da, voll Gesang und Lustbarkeit! Auch der ist mein Sohn. Führt's zum Guten, wenn man so viel denkt und sieht — muß man deshalb gleich seine Freuden verlieren? Führt's zum Ueblen, daß man so wenig wie mein Anderer denkt und sieht — warum hat man doch so viel unschuldige Freuden? Das möcht' ich wissen. Da hab' ich nun zwei Söhne und vergleich' sie so zusammen ...“

Während er so weiter dachte, sang derselbe Bursch:

Zwei 'schneeweiße Täubchen,
Ein Mägdlein dazu,
Und zum Leben brav Geld:
Ist eine Freud' auf der Welt!

Jetzt ließ Vater Pahlsen seinem Walter dauernder als zuvor seine Blicke folgen und bemerkte einen vornehmen Wagen, den zwei prachtvolle Schimmel unweit von seinem Sohne aus dem Walde zogen. Im Wagen saß ein schwarz gekleideter Herr, rückwärts auf dem Wagen ein glänzender Jäger mit Hirschfänger und Federhut und von vorn der Kutscher in Zinnoberroth und Hellgrün. Es schien, als ob der Herr im Wagen, plötzlich den jungen Wanderer erblickend, befehle, daß der Kutscher langsamer fahre. Die Schimmel hielten gleich darauf ganz und gar an. Vater Pahlsen sah, daß jetzt sein Sohn in Gedanken gegen den Wagen hinschreite.

„... Wird doch mein Sohn den Wagen bemerken, den Herrn im Wagen, unsern Grafen!" sagte er mit Sorglichkeit: „Es ist der Graf! Wird doch mein Sohn erschrecken ein wenig oder doch so thun — und den Hut abnehmen! Er geht ja gerade auf den Wagen zu! Wird doch mein Sohn so klug sein und das nicht unterlassen! Mir kommt ein Bangen, daß es sein könnte, daß er's nicht thut. Solch ein Herr, den wir so selten sehen, nach Jahren erst wieder ein mal und der doch auch Niemand grimmig anblickt, wenn man mit ihm reden will ... Es wär' von meinem Sohn ein schwer Vergehen!"

Nicht weit vom Wagen, der sich mit seinem Prachtgespann und seiner glänzenden Ladung von Jäger und Kutscher im Abendscheine ganz überraschend, ja fast märchenhaft in dieser Gegend ausnahm, wich unser Wanderer ohne das leiseste Zeichen der Beachtung oder Ueberraschung auf einem Seitenwege ab und schritt gegen das Dorf her. Vater Pahlsen sah das mit Kummer und sagte lebhaft:

„Nein, nein! .. Er thut's nicht, weicht aus und läßt den Wagen sein und halten, bricht auf einmal seine

Wanderung ab und kommt da herüber. Geht wie zuvor, nicht sachter, nicht rascher; thut, als ob das nichts wäre, der Wagen nichts, die Pferde nichts, der schimmernde Jäger und Kutscher nichts und der Herr Graf auch nichts, und sieht nicht einmal um und geht so weiter! Warum keine Scham und keine Ehrfurcht im Herzen?"

Indessen war auf Befehl des vornehmen Herrn im Wagen der Jäger rasch abgestiegen.

„... Jesus! O Himmel! Gott!" rief Vater Pahlsen, von den Dingen, die er sah, immer lebendiger angeregt und zu immer heftigern Worten fortgerissen: „Ihr Heiligen, da ist jetzt der blanke Jäger herunter und geht meinem Sohne nach; er geht aber weiter und läßt den Jäger laufen und rufen und sieht nicht um! Ich muß vergehn vor Scham; ich bin der Vater! Mich reißt's an allen Gliedern vor Schande und Verwirrung! Ein Graf läßt halten und schickt seinen Jäger nach und der Jäger muß laufen und rufen... O schaut nicht mehr hin, ihr alte kindische Augen! Das hat mir alle Vaterfreude erschlagen, Vaterfreude und Hoffnung für jetzt und immer! Mein Sohn ist nicht Priester, sonst müßt' ich glauben, er liebt und verehrt nur den Himmel; so muß ich aber in Boden versinken vor Angst und Noth... Ah, muß der Jäger noch immer laufen und der vornehme Wagen halten — und nicht sachter, nicht rascher geht mein Sohn und blickt nicht um!.. Seh' ich? Hör' ich? Geht das jetzt so vor, daß auch der Herr Graf aus seinem Wagen steigt und hinter dem Jäger herkommt? Ich muß meinen eigenen Sohn anfallen wie meinen Feind! Wie kann da ein Wohlgefallen kommen, eine Neigung und, wenn ihn mein Sohn einmal braucht, eine Verwendung? Das ist keine Art und Ehrfurcht, das ist kein guter Anfang!"

Dazwischen sang der Bursch in Pahlsen's Hause:

Eine lustige Zeit
Ist jetzt nimmermehr weit:
Zu nußbraunen Aeuglein
Gehn blaue auf die Weid'!

„... O sing'", wendete sich Vater Pahlsen zu diesem, „sing', zu dir muß ich mich kehren! Sing'! Du bist fertig, von dir weiß ich, was zu hoffen ist. Du lebst und singst und das zusammen ist dein Denken. Sing', sing' und steig' nicht höher und fall' nicht tiefer und du wirst verstanden und geliebt von Allen und lebst freudig auf ebenem Wege fort; dieses Denken und Sinnen im Andern ist ohne Ehrfurcht... Ah, jetzt winkt Se. Excellenz den Jäger zurück und der Herr Graf folgt meinem Sohn allein! Was macht mir dieser Sohn für Kummer, für Angst, für Scham! Geht immer noch nicht sachter und nicht rascher und sieht nicht um!"

Walter war jetzt näher gekommen.

„Da kommst du! Da bist du!" rief Vater Pahlsen, den der Anblick des nachfolgenden Grafen auf das heftigste verwirrte. „Da bist du und machst mir den Kummer, mein Sohn! Ich komme von Sinnen, dein Vater! Du hast keine Ehrfurcht im Herzen, leugne nicht, und keine Acht! Sag's, du hast Alles bemerkt und gesehen! Das hab' ich nicht gemeint, daß ich spare und dich was lernen lasse und nach freiem Willen werden lasse, was du willst — daß du jetzt ohne Ehrfurcht und Respect bist und das nicht mehr achtest und grüßest, was ich, ein guter Unterthan dein Vater!.. Jetzt hilf dir selbst! Jetzt rede für dich! Se. Excellenz kommt nach! Hast so viele Jahre dahingethan, gelernt, studirt und machst mir nun die Schande!

Ich muß in Boden versinken, gleich da! Wollt' ich auch jetzt reden für dich, ich wüßte nicht was, ich wüßte auch nicht warum, ich könnte nicht reden! Bist du was? Bist du nichts? Keine Ehrfurcht im Herzen? . . Da ist Se. Excellenz! Mir ist's nicht recht gewesen — ich hab's getadelt!"

5.

Lebensfragen.

Die letzten Worte hatte Vater Pahlsen offenbar so laut gesagt, um sie Se. Excellenz hören zu lassen; aber der junge Wanderer winkte seinem Vater, daß er nur ruhig sei, und ging dem Grafen mit Anstand entgegen.

„Fliehen Sie nur! Fliehen Sie nur!" rief der Graf, „Sie entgehen mir doch nicht. Wie, alle Wetter, finde ich Sie so unvermuthet auf meinen Besitzungen, bester Freund? Das ist ja eine Ehre, von der ich gar nicht einmal geträumt hätte, die ich mir aber um so angelegentlicher muß zu Nutzen machen . . . Wo sind Sie denn? Wo wohnen Sie? Wissen Sie, daß ich Lust habe, Sie, wie ich Sie da treffe, auf zwei, drei Tage förmlich zu entführen? Wollen Sie? Sehen Sie dort meinen Wagen bereit, Sie aufzunehmen — wollen Sie zu dieser Entführung Ihre Zustimmung geben?"

„Nun, für heute wol nicht so ganz", erwiderte Walter. „Ich will es gern annehmen, wenn Sie mich dann eine Strecke durch die Landschaft führen wollen; aber bald will ich wieder zurückkehren nach diesem Dörfchen, das ich

nun einmal liebgewonnen habe wie eine freundliche Heimat. Morgen oder einen der nächsten Tage werde ich Sie dann gerne selbst in Ihrem Schlosse aufsuchen."

„Sie haben sich also schon förmlich zurecht gefunden und eingebürgert auf diesem Grund und Boden, und nicht ohne Vorliebe, wie es scheint?"

„Ich lebe nicht gern ohne Bekanntschaft mit meinen Umgebungen; diese kennen zu lernen, lasse ich mir lieber eine Weile sogar den Vorwurf der Zudringlichkeit machen, halte mich dann an das Gute und ziehe mich von dem Schlechten zurück."

„Ja, es ist eine hübsche, einträgliche Gegend, viel prachtvolle Waldung, gesunde, fleißige Menschen, nicht wahr?"

„Ja . . . doch, glaube ich, wird der Boden hier mehr benutzt, als der Mensch als Mensch befördert."

„Wie so?"

„Ich meine . . . doch pflegen Sie diese Besitzungen jährlich zu besuchen?"

„Das nicht; aber alle zwei, drei Jahre ein mal."

„So. Und nach diesen zwei, drei Jahren wol auch nur auf kurze Zeit?"

„Wie soll ich's ändern? Meine Gattin will mir nie folgen, sie will die Residenz und deren Umgebungen nicht verlassen, sie langweilt sich hier; da findet sie ihre Musik und Zerstreuungen nicht, und indem sie hier alle Launen aus langer Weile befallen, bin ich selbst ihretwegen stets in Unruhe und Sorgen. Gibt es da ein Mittel, lange zu bleiben, wenn mich eine unzufriedene Gattin begleitet? Und gibt es für mich ein Mittel, ohne meine Gattin hier länger zu verweilen? Mein Besuch kann auch deshalb schon

nicht dauerhaft sein, weil ich auf meinem Posten in der Hauptstadt nicht lange entbehrlich bin."

„Das sind allerdings wichtige Gründe . . . Wie gesagt, der Boden Ihrer Besitzungen hier ist vortrefflich benutzt. Ihre Unterthanen, das habe ich auch im ersten Augenblicke bemerkt, besitzen fast alle musikalisches Talent, arbeiten fleißig und sind nicht ohne Humor, wenn sie Zeit gewinnen . . . und vieles Andere, was ich noch bemerkt habe."

„Nun, der Unterthan hier arbeitet fleißig, das ist das Beste; im Uebrigen mag er seine Eigenthümlichkeiten haben . . . Was sagen Sie zur Lage meines Schlosses, dessen Stil Sie wol überrascht haben mag?"

„Ich habe mir noch kaum Zeit genommen, außer einigen Beobachtungen Ihrer Oekonomie, etwas Anderes als den Menschen hier ins Auge zu fassen. Ich kann versichern, Sie haben nichts Interessanteres hier auf Ihren Gütern als gerade diese Menschen."

„Volk ist Volk und überall gleich. Am besten, wenn es fleißig arbeitet und sich um weiter nichts bekümmert."

„Dieser Ansicht kann ich nicht sein und muß sagen, daß es um die kerngesunde Natur Schade ist, welche z. B. ein Talent aus dem Volke bei sorgfältiger und wahrhaft erhebender Bildung mitbringen müßte, die Höhe der Zeit zu ersteigen und in voller Körper- und Geistesgesundheit ureigenthümlich zu blühen. Sollten nicht einzelne Talente für Kunst oder Wissenschaft auf Ihren Besitzungen zu finden sein, die es bei einiger Verwendung zu mehr als Gewöhnlichem brächten? Wie, und sind Sie nicht auch der Meinung, daß in einem Lande, wo der Adel so viele Güter und Menschen besitzt, die Talente mit außerordentlicher Leichtigkeit entdeckt und befördert werden könnten, wollte

man sie nur halb mit jenem Eifer einem höhern Ziele zuführen, mit dem man z. B. die prächtigsten Gestalten dem Waffendienste zuführt? Sehen Sie, was würde Sie das kosten, ein aufmerksames Auge zu haben auf eine Anzahl Menschen, die Ihnen mit Händ' und Füßen unterthänig ist, um auch zu sehen, wie viel Weltgeist oder, wenn Sie wollen, Geist der Menschheit Ihnen nebstbei zur Verfügung gestellt ist? Zwei, drei Knaben (ich schlage die Anzahl bedeutender Talente nicht höher an) wären für Ihre reichen Mittel eben keine empfindliche Zugabe, wohlverstanden: Knaben, die vom Hause aus gewohnt sind, mit trockenem Brote vorliebzunehmen. Von Ihrer Tafel fallen Bissen ab, die für zwanzig Talente Nahrung geben, aber Ihre Dienerschaft darf sie im Uebermuthe verschleudern. Aber nicht einmal dieses Opfer will ich am Ende verlangen, ich will annehmen, nur selten würden die Abfälle Ihrer Tafel von der Dürftigkeit eines unterthänigen Kunstjüngers in Anspruch genommen werden, da es manchen Ihrer Unterthanen gibt, der mit eigenen Mitteln ausreichen würde, die Künstlerlehrzeit seines Sohnes zu bestreiten; — könnten Sie sich nicht wenigstens entschließen, den Leuten guten Rath ertheilen zu lassen, um durch die bloßen Mienen Ihrer Aufmerksamkeit den Bestrebungen für jede Art der Kunst eine Wichtigkeit, einen Nimbus zu verleihen, den bisher ausschließlich nur Derjenige in Anspruch nahm, welcher einer Kanzlei oder einer Kanzel zulief? Glauben Sie mir, das Volk hat einen glücklich-offenen Sinn und merkt auf die Wege der Ehre; vielleicht würde Ihnen diese Theilnahme, diese Aufmunterung für die Kunst nur ein mal zur Last fallen, denn was vor den Augen des Volks nur ein mal bewundernswerth dargestellt worden ist, das bleibt bewundernswerth, so lange noch ein Augenzeuge lebendig übrig

ist, und wirkt fort und ermuntert noch ein viel späteres Geschlecht . . . Haben Sie bereits hier gethan, wie ich so frei war, Ihnen vorzuschlagen, und haben Sie keinen erfreulichen Erfolg Ihrer Bemühung abgesehen, so will ich auch kein Wort mehr darüber verlieren; haben Sie es aber noch nicht gethan, so versuchen Sie es wenigstens, vielleicht haben Sie später Gelegenheit, es nicht zu bereuen . . . Glauben Sie wirklich, daß Ihre Unterthanen hier wenig Erfreuliches an Talenten bieten würden?"

„Fleißige Hände, unglückliche Köpfe."

„Ich kann Das nicht finden. Es ist nicht schön, daß Sie die Fähigkeiten Ihrer Unterthanen so rasch und gleichgültig aufgeben."

„Ich habe Das nicht gethan. Ich habe jeden guten Kopf meiner Unterthanen in Schutz und Schirm genommen und ich kann Ihnen die Fälle in Menge aufzählen, daß mir höchstens ein Sohn meiner Beamten anempfohlen werden konnte."

„Das ist und bleibt freilich natürlich, so lange Ihre Beamten ein Stück von einem Sohne übrig haben werden."

„Und wie soll man auch Talente finden? Ein bischen lesen und schreiben kann bald ein Junge lernen, soll deshalb Alles studiren und einander im Staatsdienste noch mehr den Weg vertreten als es schon der Fall ist?"

„Ja, da liegt's; das ist der Punkt. Ich will die Frage schweigend umgehen, warum der arme Dorfjunge nicht zeigen kann, was er mehr leisten könnte als blos das bischen Schreiben und Lesen. Er lernt es ja nur, um es dann gründlich wieder zu vergessen, weil er keine Bücher hat, die ihm den Geist auch wahrhaft erheitern, nähren, ermuntern könnten. Solche Bücher sind entweder nicht vorhanden, oder werden ihm mit Absicht vorenthalten, oder

er hat die Mittel nicht, sie selber anzuschaffen; hat er aber die Mittel, so ist doch Niemand, der sie ihm anräth und zu lesen nachdrücklich ermuntert... Gesetzt indessen, Sie haben Recht, Herr Graf, das Finden der Talente sei so schwierig (wie ich es keineswegs halte): läßt sich denn nicht annehmen, daß unter Ihren Tausenden von Unterthanen nicht mindestens so viele Talente zu finden sein sollten als unter den Söhnen einer Handvoll Beamter? Und sind denn nicht eben diese Beamten selbst geradlinig und gar kürzlich aus dem Volke aufgestiegen? Muß man erst zehn oder zwanzig Jahre Fürsten= oder Grafenbrot essen, um einen talentvollen Kopf ans Tageslicht fördern zu können? Und wenn Sie ein Talent begünstigen, muß es gerade nur dem Staatsdienste in die Schuhe geschoben werden? Ist keine freie Kunst mehr auf der Welt? Ist keine freie Wissenschaft mehr auf der Welt? Herr Graf, und hierin wird das Untalent dem Talente sicherlich die Wege nicht vertreten, hier richtet allein nur das Verdienst... O tausend, tausend nützliche Stellungen und Beziehungen des Geistes gibt es außer dem Staatsdienste noch, und viele dünken mich wohlthätiger noch und erhabener als dieser! Solchen Kampffeldern führen Sie Kräfte nach gutem Gewissen zu!.. Sie sagen, der Staatsdienst sei ohnedies überfüllt. Wer überfüllt ihn denn? Etwa der Bauernsohn? Nicht wieder ein jeder andere Stand mehr als gerade dieser? Und ist der Bauernstand nicht selbst weit mehr als der Staatsdienst überfüllt? Grund und Boden wächst nicht zu, aber neue Aemter und neue Beziehungen und Stellungen des Geistes werden täglich erschaffen. Vielleicht haben Sie sich sagen lassen, daß jede Familie Ihrer Unterthanen durchschnittlich mit acht bis neun Kindern gesegnet ist — was soll aus all' den Knaben werden, wenn ungefähr die Hälfte

davon Knaben sind? Einer wird für Haus und Hof aufbewahrt, einer wird Soldat, einige werden Handwerker; da bleibt aber noch eine kleine Anzahl übrig, aus denen sich die wohlhabendern Aeltern gern einen vornehmen Liebling auferzögen, ein Prachtstück von Kind, auf das die Familie und die Verwandten mit besonderer Liebe und Hoffnung zeigen könnten — was also sonst anfangen damit? Der Knabe studirt, wird geistlich oder tritt in Staatsdienste. Wie es ihm dort ergeht, ist hier auch wieder nicht die Frage; Sie sagen nur, der Staatsdienst sei überfüllt. Nun also, warum wird die große, schöne, ruhmvolle Ehrenbahn der Kunst nicht öfter gezeigt und muthiger eingeschlagen? Warum muntern Sie nicht auf und versprechen im Fall der ärgsten Noth selbst ein williger Helfer sein zu wollen? Dem überfüllten Staatsdienste werden weniger Geister zuströmen, wenn man für die Kunst mit mehr Eifer Talente werben und ihr immer frische Kräfte aus dem Volke zuführen will."

„... Sie würden mit weniger Eifer in dieser Sache geredet haben, wenn Sie das Volk hier besser kennten."

„Weil ich dieses Volk hier sehr gut kenne, habe ich es so lebhaft in Schutz genommen."

„Ich kann Sie abermals versichern, daß ich mir kaum mittelmäßige Beamte hier werbe."

„Das könnte für die Kunst gerade eine gute Vorbedeutung sein."

„Ich hätte kein Talent, welches mir empfohlen werden konnte, ohne Aufmunterung und Hülfe gelassen."

„Sie haben das erste, welches sich Ihnen zu nahen wagte, kurz und gut von sich gewiesen — ich will nicht sagen aus tadelnswerther Absicht, Sie haben es in Ihrer Art vielleicht gut gemeint — aber es ist doch nicht zu Ihrem Vortheile ausgefallen."

„Wie, was meinen Sie?“

„... Sie erinnern sich vielleicht noch eines Knaben, der vor funfzehn Jahren in der Residenz mit einem Bittgesuche zu Ihnen kam und zitternd eingestand, er sei der Sohn eines Unterthans aus dieser Gegend und dem Verhungern nahe; wenn man ihm nicht auf irgend eine Weise zu Hülfe kommen würde, müsse er aufhören, die Akademie zu besuchen, wo er ein halbes Jahr her trotz aller Entbehrungen fleißig gezeichnet habe; er legte dabei die Beweise seines Fleißes und seines staunenswerthen Fortschrittes vor und ein akademisches Zeugniß sprach dem Kleinen überdies so eifervoll das Wort, daß es mindestens höchst sonderbar erscheinen mußte, wenn man den Knaben unbeachtet ließ, um so mehr, als ihn Frost und Hunger sichtbar aufzureiben drohten ... Herr Graf, was thaten Sie nun? Hier lag doch das Talent, das bewiesene und bestätigte und abermals bewiesene Talent am Tage — und was thaten Sie? «Wenn dein Vater selbst kaum zu nagen hat», sagten Sie, «warum schickt er dich in eine so große theure Stadt, wo du verhungern oder andern Leuten zur Last fallen mußt? Ich kann nicht dulden, daß mein Unterthan hier so nothleiderisch herumzieht; da hast du Zehrgeld auf den Weg, mach' heim und lern' ein Handwerk, das ist besser für dich, oder bleibe, was dein Vater ist; hier in der großen Stadt ist nichts für dich zu suchen.» Bitterlich weinend ging der Kleine über die Treppe hinunter und beschloß doch lieber zu verhungern als heimzukehren, und siehe, kurz darauf wurde er als guter Kamerad eines Kaufmannssohnes in dessen Aelternhaus genommen, wohl gekleidet und gepflegt und liebevoll warm gehalten, und nun strebte er rüstig weiter in der Kunst, bis er öffentlich hervortrat und mit freudigem Erstaunen allgemein begrüßt ward ... In Ihrem Cabinete,

Herr Graf, hängt ein Bild, vorstellend ein schönes, weites, auenreiches Stromgebiet, im Hintergrunde durch ein dämmerndes Gebirge eingeschlossen; die Landschaft ist vom Künstler aufgefaßt im Augenblick des Sonnenunterganges, der Landmann kehrt vom Felde heim mit seinen Heerden, alle Häupter sind entblößt und alle Hände sind gefaltet, denn es ist die Zeit der heiligen Abendglocke, und aller Lärm und alle Arbeit ruht; die Sonne sendet nur noch zwei röthlich-goldne Flammen zwischen den Bäumen des Gebirgs herüber — mit Wehmuth füllen sie das Herz, indem man sie betrachtet, sie deuten an, wie schwer die Sonne scheidet. Klar ist der Abendhimmel und vom Abendscheine wunderbar durchglüht, man kann kein Auge mehr davon verwenden, wenn man einmal hingeblickt, es ist, als sähe man ins Tiefste aller himmlischen Geheimnisse und jetzt und jetzt müsse sich Etwas dort begeben, das uns vor Seligkeit der Sinne fast vergehen und unser Herz in Wonne schwelgen mache, die nur die Heiligen des Himmels kennen; man sieht hin und wieder hin und wird nicht satt und wird darnach nur immer wärmer, sehnsuchtsvoller. Nur ein leichtes Wölklein, goldduchglüht, schwebt einsam über dem Gebirge in der Abendluft wie ein Abschiedfähnlein von der Sonne losgelöst und nun über allen Ländern flatternd; das Wölklein erleichtert das erschütternde Ermessen, wie weit, wie endlos weit das Auge an ihm vorüber noch in die Tiefe eines heiligen, unnennbaren, seligen Abendhimmels dringt. Senkt sich das Auge endlich thränenfeucht und selig von diesem Anblick auf das abendliche Erdendunkel nieder, so wird man mit andachtsvoller Wehmuth inne, diese Erde sei doch die eigentliche Heimat nicht für unser Herz, obwol man eingesteht, auch sie ist schön und schöner noch als wir mit unsern Schwächen sie verdienen. Betrachtet man sie dann genauer,

so ruft man aus, sie ist doch ein Paradies, ein dunkleres nur als über jenem Abendhimmel, man muß nur fromm empfinden wie dort und hier der andachtsvolle Landmann, der entblößten Hauptes heimwärtsschreitet und lächelnd mit verklärten Blicken auf dem Abendhimmel ruht... An diesem Bilde hängt Ihr ganzes Herz; zu diesem Bilde kommen Sie, wenn Sie Andacht fühlen wollen, und Stunden lang können Sie in Betrachtung gegenüber sitzen; ängstlich halten Sie es verschleiert, jedes Stäubchen wehren Sie mit Sorgfalt ab, und daß sich keine unberufene Hand damit zu schaffen mache, ist Ihrer Dienerschaft aufs strengste untersagt, dem Bilde nur zu nahen. Sie haben dieses Bild mit Golde aufgewogen, und rührend ist's, mit welcher Andacht Sie's dem Fremden als besondere Gunst enthüllen; ist der Schleier weggehoben, dann stocken Ihre Worte, Ihre Blicke feuchten sich und lange ist es nicht gerathen, Ihr Sinnen und Betrachten dann zu stören. In einer solchen Stunde heiliger Bewunderung sagten sie vor kurzem noch zu mir: «Ja, das ist doch wahr: das Höchste, was der Mensch hier leisten kann, geschieht doch durch die Kunst; ein Spiel nur scheint sie und ist Schöpferin — alles Andere ist blos verständiges Trennen und Zusammenfügen Dessen, was vorhanden ist; ein Ebenbild Gottes auf Erden ist doch der Künstler nur...» Nun, Herr Graf, dieses Bild, welches Sie so tief begeistern kann, ist von jenem armen Jungen gemalt, welcher vor funfzehn Jahren über sein Lebenselend weinend in der Residenz vor Ihnen stand... Sie sehen also, auch dann und wann ein Meistertalent wäre auf Ihrem Gebiete zu entdecken, wenn man sich nur die Mühe nehmen wollte, es aufzusuchen und das Gefundene mit Freuden zu ermuntern, zu unterstützen..."

„... Wie ich von der Kunst denke, haben Sie mir

eben mit meinen eigenen Worten bewiesen. Gern gestehe ich ein, ich bin erschüttert, ein solches Talent nicht im Keime schon beachtet, ermuntert, unterstützt zu haben; ich hätte mir den schönen Ruhm eines würdigen Mäcens mit diesem einen Falle schon erwerben können. Doch wollen Sie unterscheiden, daß die Einen die Kunst verehren und befördern, indem sie ihr Talente schon im Keime werben und pflegen, bis sie blühen und Früchte tragen; die Andern, indem sie Schöpfungen der reifen Kunst erst lieben, würdigen und — kaufen. Habe ich das eine auch versäumt, so darf ich mit dem andern mich wol trösten. Mit Golde im wahren Sinne habe ich sein Bild dem Künstler aufgewogen."

„Die Ansicht ist zwar vornehm, doch find' ich sie bequem und kühl; dazu wäre übrigens nicht nöthig, daß Sie Gebieter über dieses Land hier sind und mit den Menschen zu schaffen haben, welche es bewohnen. Als Sie das Gemälde mit Gold aufwogen, haben Sie vielleicht nicht daran gedacht, welche Wohlthat oder welche Freude Sie dem Künstler mit Ihrem Golde machen wollten; man kann mit seinem Angebote so hoch gehen, um seine Mitbewerber schnell genug zu schlagen, bevor ein Fürst mehr anbietet als man selbst, ein Mäkler aber mehr als der Fürst, weil er auf einen König rechnet, der ihm seinen guten Vortheil bei dem Wiederabkauf bieten wird. Ein Kunstwerk aber (und das ist die Ansicht Jener, welche die Kunst nicht achten blos, auch innerlichst erfassen) sollte eigentlich nicht käuflich sein und nicht verkäuflich; ein Kunstwerk ist ein unschätzbares Stück der Künstlerseele selbst, und wie man Liebe, Freundschaft, Treu' und Glauben nicht verkauft, so sollte auch ein Kunstwerk nur verschenkt an Jene werden, welche ohnedies des Künstlers Herz im voraus schon besitzen."

„Der Ansicht wäre ich wol auch, wüßte ich fromme

Wünsche nicht von Dem zu scheiden, was man Wirklichkeit, was man Leben nennt."

„Die Wirklichkeit, das Leben zu regieren, ist der Mensch doch Meister dieses Lebens; aber er liebt behagliche Gewohnheit mehr als Neuerungen, die sein höchstes Wohl betreffen — und so muß denn auch im Leben so Vieles frommer Wunsch nur bleiben."

„Der Einzelne kann nicht für Alle; drückt die ganze Masse abwärts, so erheben sich die Einzelnen vergebens."

„Denkt Jeder so, dann ist Alles eine träge Masse und verloren geht der Zweck der Welt. Ich aber seh' das Uebel nur darin, daß nicht ein Jeder bei sich selbst beginnen mag, sein eigener Hohepriester und König zu sein in diesem heiligen Reiche: Leib; denn nicht gering sind seine anvertrauten Unterthanen: die Gedanken und Gefühle; regierte sich ein Jeder weise, dann wären ja auf einmal Millionen rüstig, die zum Höchsten strebten, und näher stünden wir dem Zweck der Welt."

„Sie sprechen eine Aussicht aus, die mich unerwartet von dem Vorwurfe befreit, als sei es an mir allein gelegen, wenn mein Unterthan im Ganzen wenig bietet, das den Geist erfreuen könnte; denn Sie sagen, es rege und rette sich ein Jeder selbst. Dabei fallen mir jene Weltverbesserer ein, welche nur immer Regierungen und ganze Staaten im Munde führen, als läge es an denen allein, daß es mit der Weisheit der Menschen im Ganzen nicht recht vorwärts, nicht recht werden will."

„Meine Ansicht geht Hand in Hand mit der, welche jene Weltverbesserer im Munde führen; denn wer vermag sein eigener Lehrer zu sein als nur Der, welcher durch Umgebung, Leitung, Bildung eine gewisse Stufe erreicht hat? Und wer hat diese Mittel, Menschen zu leiten und zu bil-

den, in den Händen als eben die Regierungen, die wohlgeregelten Staaten? Nur wahre Bildung führt zur Humanität und Humanität ist aller Bildung Blüte. Man leite Jeden gewissenhaft zur Entwickelung, zur Freiheitsliebe und Freiheit an, statt Jeden gewissenlos davon abzuhalten. Wenn jene Weltverbesserer nicht immer selbst die Muster alles Großen und Guten sind, so wird man es doch loben müssen, daß sie für das Gute fechten, und ich kann nicht umhin, meine freudigen Hoffnungen für die Zukunft gerade deshalb auszudrücken, weil ich die Welt so weit fortgeschritten sehe, daß sie es für Ehrensache hält, für das Gute zu kämpfen, wenn sie auch die gute noch nicht ist... Was der Staat im Ganzen und Großen, das haben Sie hier im Kleinen und Besondern zu erfüllen. Sie bilden einen Staat im Staate, Sie sind hier ziemlich unumschränkter Herr; Sie machen sich Ihre Stellung auch sonst recht gut zu Nutze, warum gerade da so ängstlich und bedacht sein, wo es gilt, durch eine höhere Sorgfalt für das Wohl des Unterthans bei diesem einen Zustand herbeizuführen, der wahrhaft menschlich, der vernünftig genannt werden müßte? Mit dem Staate ginge auf diese Art dasselbe vor wie mit der Menschheit, wenn jeder Einzelne vernünftig, human geworden wäre; denn machten alle kleine Herrscher des e i n e n Staates ihre anvertrauten Seelen frei, der Staat im Großen wäre frei und gerettet und trotz der Sünden der Geschichte eine Wohlthat Derer, welche ihn bewohnen."

„Ich will eine Ansicht nicht tadeln, welche so schön und menschenfreundlich klingt, ich will nur eine Antwort geben, die sich mehr an das Mögliche, an das Wirkliche hält, als an den wohlgemeinten Flug Ihrer dichterischen Ideen. Anders sieht bald Alles aus, wenn Sie betrachten wollen, was die Geschichte dieses Ländchens ist und was für

dasselbe bis auf meine Tage nach und nach geschehen ist. Eine Gegend voll Sumpf und Wald, ganz Wüste und Verwilderung, empfingen sie meine Ahnen als Lohn für wichtige Verdienste, und an ihnen lag es erst, ein fruchtbar lichtes Land dem finstern Urwald abzuringen. Fleißige Menschen mußten erst gerufen, unterstützt und angeleitet werden, endlose Kosten waren im voraus nöthig ohne Aussicht auf baldige Zurückerstattung. Sehen Sie sich um; von friedlichen Dörfern blinkt es rings herum, die Arbeit ist geregelt, das Land ist wunderbar benutzt, und wo kaum hundert Menschen einstens Nahrung fanden, da regen sich jetzt Tausende und haben was sie brauchen, und verdienen was sie mäßig wünschen können. Erlauben Sie — das hab' ich so schon überkommen, rastlose Großväter und ein reger Vater haben diese Güter hier so weit gebracht, ich will mich dessen auch im mindesten nicht rühmen. Doch daß ich meiner Ahnen Fleiß als mein Verdienst nicht brauche auszugeben, erwähne ich nur Das: Seit ich mich hier Gebieter nenne, wähle ich meine Diener und Beamten nur aus meinen Unterthanen, zahle ich jährlich ein Bedeutendes für Verbesserung der Schulen und der Kirchen, helfe ich selbst die Priester wählen und verpflanze jeden neuen Vortheil, den der Oekonom entdeckt, auf meinen Grund und Boden. Ich glaube, das ist auch Etwas und ich darf's als etwas Gutes wol erwähnen. Was aus diesem Gebiete, das wir nun benutzt und fruchtbar sehen, ohne meiner Ahnen Fleiß geworden wäre, überlass' ich Ihnen zu bedenken."

„Ich bedenke nur, was aus jenen Länderstrecken geworden ist, die nicht ein edler Vorfahr angefangen hat zu nützen und zu pflegen. Man sieht jetzt auch so gut wie hier die schönsten Dörfer blinken; findet Menschen, wohlhabender als hier; Gesetze, minder drückend als die Ihren;

Sitten, freier und anmuthiger als hier. Dort mahnen keine Spuren an Leibeigenschaft wie hier; dort hat der Menschenfleiß den Menschen reich und frei gemacht; hier hat er sich für seinen Herrn bemüht seit 180 Jahren und blieb in Banden. Sein Herr ist reich, die Kosten der Urbarmachung sind ums Millionenfache eingebracht; allein die Geld- und Leibesdienste dauern fort, als wär' das Volk verdammt, Das, was es leistet, schnell vergessen, und was es einmal leiden mußte, sich verewigen zu sehen. Wie? Für Verbesserung der Schulen zahlen Sie? Ich weiß es, ja; allein es werden Dächer und Wände ausgeflickt, die Lehrer mögen fast verderben. Für Erhaltung der Kirchen wird gesorgt und jede Wahl der Priester überwacht? Wie so kommt es dann, daß Kirchen so verwahrlost stehen und Priester ihre Gemeinden reizen, quälen, verdummen, verderben, mishandeln dürfen? Aus Ihren eigenen Unterthanen erziehen Sie sich die Beamten? Um so schlimmer! So wüthen diese in ihrem eigenen Fleisch und Blut und verweigern den Rechtsspruch, zerbrechen durch elende Martern eines elenden Großherrnspielens den ehrlich-geraden Charakter Ihres Unterthans? Nein, nein! Ich will nicht weiter gehen. Ich will nicht nennen, was ich sonst noch wüßte — auch Ihnen möchte ich nicht allzu große Schuld aufbürden. Was Sie erwähnten, ist zwar Etwas, was Sie, gering gerechnet, schuldig sind; indessen könnte es in seinen Folgen manches Gute bringen. Anders aber, dünkt mich, würde Der verfahren, der über Alles, was Sie besitzen, als ein großer Menschenfreund und Künstler — als Schöpfer verfügen wollte!"

„... Sie fliegen einem Ziele zu ... Ich will nicht stören; lassen Sie doch hören..."

„Sehen Sie, ein Beispiel liegt uns nahe. Wer in der Residenz Ihr Lieblingsbild betrachtet, der sendet seine

Phantasie nach allen den schönsten Ländern aus, läßt sie in Spaniens heitern Thälern suchen, dem auenreichen Donaustrome folgen, auf den Rhein mit Ahnung blicken, meint in der Provence das schöne Land zu finden, welches auf dem Bilde unser Herz mit Paradiesesfreuden füllt — wer sollte glauben, daß dem Künstler keine andere Landschaft zum Musterbild gedienet habe als — diese hier, des Künstlers liebe Heimaterde mit dem kleinen Flußgebiet und jenem dunklen Waldgebirge dort? Und dennoch ist es so... Blicken Sie um sich: dort geht die Sonne eben nieder, wehmuthsvoll und lächelnd blickt sie durch die Bäume des Gebirgs herüber, und von Purpur und von Strömen Goldes stralt der ganze Abendhimmel; hören Sie, wie dort und hier das Abendläuten durch die Lüfte zittert, es ist die Zeit der frommen Abendglocke und der Landmann kehrt still betend heim an seinen Friedensherd, die ganze Heiligkeit des Augenblickes dringt mächtig auch in unsre Seele. Aber welch ein kleines Bild legt diese Landschaft uns vor Augen gegen jenes, von Künstlers Meisterhand erzeugt? Sehen Sie den kleinen Fluß durch die Landschaft rinnen, kleine Auen nur umdämmern seine Ufer und das Gebirge liegt uns hier so störend nahe! Was ist unter Künstlers Hand aus alle Dem geworden! Mit welcher Kunst und Liebe ist dieses Land in schönere Strecken ausgedehnt, das beengende Gebirge in nebelhafte Ferne hinausgerückt, der kleine Fluß in einen Prachtstrom umgeschaffen, in dessen königlichen Wogen sich reiche Auen widerspiegeln? Heimatliebe! Heimatliebe! Und du, o Geist der schönen Künste, der selbst das kleine Sichtbare einer höhern, ungeahnten Größe still, liebevoll, erschütternd entgegenwachsen läßt — ihr allein habt dieses Wunder so vollbringen können! Weil der Künstler nie vergessen konnte, daß ihn hier ein liebend

Mutterherz an sich gedrückt, daß er hier der Väter süße Sprache zum ersten mal vernommen; weil er auf dieser kleinen Heimaterde den ersten Lebenstritt versucht und weil ihn hier die ersten Kinderspiele unterhalten haben, kehrte er nach langen bittern Leiden seiner Künstlerfahrt zurück, erneuerte den Göttereindruck früher Kinderjahre und verewigte diesen Boden durch ein rührend hohes Meisterwerk der Kunst... Wie nun, Herr Graf? Auch Sie sind hier geboren, auch Sie hat hier zum ersten mal ein Mutterherz in Liebe warm gehalten; Sie sind in einem Hause des Glücks und Ueberflusses aufgewachsen; Ihr erster Blick, den Sie umher gethan, zeigte Sie gleich reicher als tausend Andere, zeigte Sie geehrt, geachtet, gefürchtet und geliebt, bevor Sie alles Dessen würdig heißen konnten. Wie viel mehr Grund also hätten Sie, dies Heimatland zu lieben, als jener Künstler, den früh genug der Armuth schwerer Drang dem Vaterhaus entzogen hat? Wie kommt es, daß Sie nicht auch dies theure Heimatland verewigen durch ein Schöpfungswerk der Liebe? Der Maler hatte nur die todten Gegenstände der Natur, des unbewußten Lebens für seinen Zweck zu nützen — Sie aber haben hier den Menschen zur Verfügung, und Das könnte ein Kunstwerk geben, das Sie verherrlichte für alle Zeiten!"

„... Ich kann dies Beispiel nicht ganz gelten lassen. Groß ist die Kunst zwar, Gegenstände der Natur mit Meisterschaft zu schöner Einheit aufzufassen und so die schon vorhandene Schöpfung nachahmend abzubilden; wie ich diese Art der Kunst verehre, wissen Sie. Anders ist es, mein' ich, Künstler sein am Menschen selbst; denn wer im Leben mit Menschen künstlerisch verfahren will, der muß ängstlich erst versuchen; Ideen, nach denen er verfahren soll, die können ihn verwirren, er hat, um es kurz zu sagen, noch

kein Muster für sein Werk, so wie der Maler, vor den Augen."

Ein leidenschaftlicher Drang wollte hier Walter zu einer stürmischen Antwort hinreißen, doch wußte er sich noch zu fassen und sagte nach einer Pause nur mit ernstem Lächeln:

„... Zwischen deutschem Himmel und deutscher Erde ist die Atmosphäre von jeder Ideenherrlichkeit geschwängert, die aus den weisen und dichterischen Gemüthern aller Zeiten und Länder aufgestiegen ist; aber wieder nur weise und gelichtete Gemüther reichen bis hinauf, jene Geistesdüfte, welche doch für jedes Herz bestimmt sein müssen, einzuathmen. Was kann jetzt nöthiger und erwünschter als Vermittlung sein, die den hohen Geist der deutschen Atmosphäre in lebendig schöne Form verdichtet und wie sanften Frühlingsregen niederfallen macht auf das gesunde Volksherz, daß er es tief durchdringe und für eine Zeit, die kommen wird, befruchte? Freilich, um Das zu können, ist vor Allem nöthig, daß man den hohen Geist der Zeit auch ganz begreife und auf sich selbst im Tiefsten wirken lasse. — Und wer Das an sich erlebt, der wird nicht weiter fragen, was ihm obliege, leicht werden ihm alle seine Pflichten klar..."

Der Graf schien nicht so sehr um eine Erwiderung verlegen als vielmehr bedenkend, die er hatte, auszusprechen; so fuhr denn Walter mit demselben ernsten Lächeln fort:

„Sehen Sie, Herr Graf, ein Beispiel liegt auch hierin nahe ... Als ich Sie vor meiner Abreise aus der Hauptstadt das letzte mal besuchte, traf ich Sie über den Inhalt eines Buchs so in Theilnahme befangen, daß es schwer hielt, Sie auch im Verlaufe unsers Gesprächs davon abzubringen; Alles, was angeregt und gesprochen wurde, schien Sie immer wieder auf den Inhalt jenes Buchs zu-

rückzuführen, Sie wurden nicht müde, sich zu äußern: «Ja, wenn es im Leben wie in diesem Buche um das Volksherz stünde, eine hohe Freude wäre es, Unterthanen sein zu nennen, ihr Gebieter, ihr Lehrer, ihr Freund zu sein; da ginge keine Mühe und keine Weisheit verloren, welche man dem Volk zuwenden möchte, und die höchsten Pflichten wären es, dem Volke in unsern Tagen wirklich alle Pflege und Liebe zuzuwenden. Aber», fügten Sie hinzu, «das Volk ist weit entfernt, so zu sein und sich äußerlich so zu geben; der Dichter greift aus seiner Brust seine verklärten Gestalten und kümmert sich wenig, wo der Leser sie im Leben wiederfinde. Ich meinerseits bedaure, nachdem ich dieses Buch gelesen, daß mein Unterthan so weit entfernt ist, diesem Ideal zu gleichen . . .» Noch viel Aehnliches fügten Sie hinzu und ich hielt damals nur mit Mühe eine Erwiderung zurück, welche ich besser auf diesem Grund und Boden anzubringen hoffte. Hören Sie also, daß in jenem Buche niemand Anderer dargestellt ist — als Ihr Unterthan, und daß der Darsteller selber einer Ihrer Unterthanen ist. Nur was wirklich ist, hat der Dichter zur poetischen Verklärung erhoben und hat damit gezeigt, wie das Volk auch äußerlich erscheinen würde, wenn die Machthaber und Pfleger darauf sehen wollten, den tiefen, herrlichen Quell eines freien, unverkümmerten Volkslebens durch die rechten Mittel ans Tageslicht zu locken, anstatt ihn ewig durch tausendfache Tyranneien der Befehlsspielerei und schlechten Unterrichts in die stille Tiefe jeder einzelnen Volksbrust hinabzuscheuchen. Die Aufgabe ist nicht leicht, sie würde mindestens eine große Umwandlung der gegenwärtigen Verhältnisse fodern; vor Allem aber wäre dem Beispiele des Dichters zu folgen, der, selbst ein Kind des Volks, dessen geheimstes Thun und Denken mit stiller Liebe kennen

lernt, erfährt, was es im tiefsten Herzen empfindet, was es ahnet, wünscht, wie es sich freuet und wie es weint. Kein Touristenohr und -Auge merkt im eiligen Vorüberfluge, was ein Volksherz innerlichst erfüllt; es verschließt sich ihm, weil es mit gutem Grunde argwöhnt; nur auf den Spiegel der eingeborenen Poetenseele fällt das reine Bild des Volksgemüths, jede feinste Regung zittert drauf wie in der Volksbrust selber. Nun braucht es sich nur die höhern Bedingungen eines freiströmenden Volkslebens gewähret denken, und vor seinem Dichterauge werden Gesichte wirklich, die niedergeschrieben mit wunderbarer anheimelnder Macht den Leser erschüttern. Ihr, die ihr blanke Schlösser mitten unter euerm Volke bewohnt, schließt euch da nicht gar zu vornehm ab oder entflieht nach den Mauern eurer Hauptstadt, bevor ihr auch wie ein Kind der Heimat euch zu Hause eingelebt und euere Herzen hier erwärmet habt; erreicht ihr später dann mit großer Leichtigkeit Aemter, Würden, Macht und Ansehn, so benutzt sie auch mit einem Hinblick auf das höhere Wohlsein eueres Volks; sucht dem Volke freiere Blicke gegen den Himmel auszuwirken, edlere Haltung gegen übermüthige Erdenmacht zu gewähren; lehrt es für seinen eigenen Herd reden, und hört es an; zeigt dem Volke Etwas, wofür es sich mannhaft begeistern darf; verfahrt wie jener Maler Ihres Lieblingsbildes: erweitert vor dem Geistesauge eueres Unterthans dies Heimatland zum großen deutschen Vaterlande mit breitern und auenreichern Strömen, mit höhern und schönern Gebirgen, bewohnt von blutsverwandten Brüdern von einem Ende zum andern! So werdet ihr eines Tages euer Volk finden — geworden wie es euch die Dichter zuerst prophetisch in ihren Büchern vorgeführt, und ihr werdet euch dann die echten, die wahren Künstler auf Erden nennen

dürfen. Gern wird sich der Dichter dann begnügen, die zweite Rolle zu spielen und aufzuzeichnen was ist, und der Zukunft zum Muster aufbewahren was gewesen ist. Aber laßt ihn jetzt nicht allein mit seinen frommen Phantasien, sagt nicht, das helfe nichts, damit sei nichts gethan! Soll der Dichter mehr thun als seine Träume zeichnen, so tretet ihm auch euere Macht ab; wollt ihr aber euere Macht nicht lassen, so gesteht doch ein, daß er das Wort zu sprechen und ihr es ins Werk zu setzen da seid!"

Nach einer langen Pause erwiderte der Graf:

„... Nun gut, ich möchte nicht, daß Sie umsonst geredet hätten ... Wo aber nun beginnen? Wo find' ich jenen Maler, der mir mein Lieblingsbild gemalt? Ich will vergüten, weil ich ihn so sehr gekränkt ..."

„Das wird sich schwerlich machen; denn im Herzen jenes Malers hat das einstige Zusammentreffen mit Ihnen und noch spätere Erfahrungen in der vornehmen Welt eine Herbheit erzeugt, die Nichts mehr versüßen wird. Von dieser vornehmen Welt will er nichts mehr wissen; er sagt: es sei ein herzloses, eingebildetes, verzogenes Geschlecht und tauge durchaus nicht, mit einem freien Künstlerherzen zu verkehren, denn dieses kenne nur den Adel der Seele und sonst keinen. Er sagt: dieses vornehme Geschlecht meine, die Welt sei nur seinetwegen da, und der höhere Schwung der Künstlerseele ergehe sich nur in schönen Werken, um sie ihren Blicken voll Kälte und Lüsternheit zur Kurzweile vorzuwerfen. Sie sehen, wie einseitig und doch mit vielem Recht sich der gekränkte Künstler da ergeht und wie schwer es halten möchte, ihn milder umzustimmen ... Um ihn sei Ihnen auch nicht weiter mehr zu thun; er ist berühmt und gar wohl aufgehoben."

„Aber der Poet? Was thu' ich ihm zu Liebe? Poeten sind sonst keine reichen Leute, wie glauben Sie, daß ich ihn erfreue? Er ist doch auch ein Eingeborener, der mir das Völklein so verklärt geschildert hat? Hätte ich auch ihn auf irgend eine Weise unsanft angelassen? Meines Wissens hat sich nie ein Dichter bei mir melden lassen."

„Erlauben Sie, das möchte ich ihm auch nicht angerathen haben. Nein, Herr Graf, der Poet, von dem wir reden, hat Sie stets vermieden, weder als armer Schlucker, noch als Narr mochte er Ihnen kommen, am allerwenigsten fand er solche Aufwartung einem Poeten von Charakter angemessen. Er schrieb sein Werk und machte kein Geräusch und mit einem: „Gott segne dich, mein ehrlich Walten", trat er hinaus damit ins Leben, vor den Leser hin, der Stimme seines Volks seine That und seine Hoffnung anvertrauend. Und der Segen war mit ihm! Nun fühlte er, wie herrlich es ist, sich frei und offen mit seiner That hinauszustellen, anstatt sich seinem Volk durch Mittler, Helfershelfer, Protectoren aufzudrängen. Nun war sein Glück gemacht; die Freude machte neue Dichterquellen rauschen; der Gedanke, daß nun Tausende begierig horchen, was er ferner Schönes und Gutes bieten werde, hob und stärkte sein Gemüth, befeuerte seinen Muth, ließ ihn wohl erwägen, was er der Menschheit nützen oder schaden könne, wenn er Wahrheit oder Gleisnerei für seine Schöpfungen erwähle. Bald genug wurde es ihm deutlich, Charakter fodere man heutzutage vom Dichter und ein Charakter nur heiße der wahre Dichter; denn es ist genug des weichlichen Gejammers, der gleisnerischen Verfälschung aller Wahrheit, jener sklavischen Nachzirkelung alter Muster, die nur groß sind, weil sie Spiegel ihrer Welt bedeuten, aber übertragen auf unsere Zeit zum jam-

mervollen Zwitterbilde werden und zusammenpassen wie Pariserhut und Römertoga, wie Glacéhandschuh und blanke Stahlrüstung. Unsere Zeit hat ihren eigenen Inhalt und braucht ihre eigenen Formen auch; wer sie noch nicht begreift oder nicht zu fassen wagt, der warte ab, bis ihm größere Talente erst die rechten Muster aufgefunden haben, dann allenfalls helfe er den entdeckten Reichthum ans Licht befördern, ordnen, würdigen! .. Doch wohin gerathe ich? Von dem Poeten wollte ich erzählen, der sich auf den Flügeln der Begeisterung in die ferne Zukunft fortgeschwungen und sein Heimatvölklein dargestellt hat, wie es einst erscheinen wird: gesund an Leib und Seele, frei, wahrhaft fromm, gemüthvoll, fröhlich, stark und über seine eigenen Rechte klar und wachsam — war da zu hoffen, daß sich der Poet jemals mit Ihnen verstehen werde? .. Herr Graf, wenn Sie dem Maler und dem Poeten wirklich eine Freude machen wollen, so lassen Sie den Geist ihrer Werke auf Ihre Meinungen und künftige Bestimmungen von Einfluß werden, vielleicht kommen sie Ihnen, wenn Sie sich als edler Künstler an Ihrem Unterthan versuchen, von selbst als gleichstrebende Männer entgegen und reichen Ihnen ihre Freundeshände. Erst aber müssen alle Lasten fort, die den Unterthan auf ungerechte Weise drücken, eine Verfassung der Gemeinden muß ins Leben treten, die vernünftig ist und Rechte sichert, die dem kleinen Staat im Staat gebühren, der Unterricht muß besser, die Lehrer gut besoldet, die schlechte Priesterschaft von Unterlassung oder Uebertreibung ihrer Pflichten durch weise Gesetze und immer wache Uebung derselben abgehalten werden. Der Beamte muß in seine Schranken mit Ernst zurückgewiesen werden: er ist ein Diener des Staats, und der Staat ist eine freie Gemeinschaft aller Staatsbewohner. Dem Volke gehört ver-

nünftige Lecture, daher muß die Presse frei sein und das Volk durch freies Wort erzogen werden. Allein dazu gehört, daß die Regierung sich selber vernünftiger gestalte: ein unverletzlich Oberhaupt, verantwortliche Minister, gleiche Vertretung der ganzen Nation am Throne, Gleichheit vor Gericht, öffentliches Gerichtsverfahren, Reform im Kriegerwesen — und schließlich: Deutschlands Einigung, Deutschlands kräftige und freie Nationalvertretung! Das ist der Gang, die Foderung der Zeit! Der Adel, der bei uns so viel bedeutet, höre diese Foderung der Zeit und folge ihrer Richtung — und verewige und erfrische sein Dasein, indem er es veredelt; oder er fahre fort, ungerechte Rechte auszuüben, die besten Aemter zu besetzen, den Fortschritt zu verhindern, in ein glänzendes Taumelleben aufzugehen — und mit jedem Tage mehr ein verächtlicher Schatten zu werden; denn die Zeit geht ihren festen Schritt und wer sie nicht erfassen oder wer sie hindern will, über den geht sie hinweg mit Riesenschritten und macht aus blühenden Leben todte Schatten."

Der Graf stand eine Weile ruhig da und schwieg erbleichend; dann faßte er Walter's Hand mit Heftigkeit und sagte:

„Guter Freund, bis zu welcher Schwindelhaftigkeit verirrt sich Ihre Ansicht! *) Wissen Sie, wo Sie dieses sagen? Wissen Sie, wie es in unserm Lande steht? O man sieht, Sie sind ein Neuling noch in diesen Landesgrenzen! Lassen wir das gut sein. Es ist gesagt und sei auch schon vergessen. Wir bleiben Freunde — aber nimmermehr von diesen Dingen!"

„... Herr Graf", sagte Walter nicht ohne einige

*) 1847.

Bemerkung, „jetzt merk' ich mit Bedauern, Frankreichs schreckliche Erlebnisse hat die Weltgeschichte vergebens als Warnungstafeln für die Zukunft aller Nationen aufgestellt ... Nun hab' ich weiter Nichts zu sagen ..."

Walter erinnerte, daß er Se. Excellenz schon allzulange von der Rückfahrt in sein Schloß abgehalten habe, und begleitete ihn bis an den Wagen.

Hier sagte er: „Wir werden uns schwerlich mehr vertrauter sprechen, Excellenz, denn ich habe als Ausländer bis jetzt gegolten und ich kann die Täuschung länger nicht mehr dauern lassen. Auch ich bin einer Ihrer Unterthanen. Indem ich das gestehe, trennen sich wol unsere Wege und Ihre Schwelle bleibt für mich verschlossen. Lassen Sie sich deshalb nicht beirren, thun Sie sich deshalb keinen Zwang an, denn behielte ich Ihre Freundschaft auch — Ihrer Gemahlin darf ich als Unterthan mich nimmer innerhalb ihrer Gemächer zeigen. Ich gebe diese flimmernden Vortheile gern aus freiem Willen auf. So lange ich als Ausländer galt, fremde Sprachen sprach, ein Lied nicht ohne Stimme und Methode sang und über aristokratische Dinge gefällig reden mochte, ward mir große Gunst zu Theil — der Unterthan verbannt mich von der Schwelle Ihres Hauses. Nicht minder als jener Maler und Poet an Jugendleiden reich, bin ich endlich in einen glücklichen Hafen meiner Zukunft eingelaufen und darf sagen, daß ich, was ich bin und weiß, mir fast allein verdanke. So bin ich denn der Dritte im Bunde, der, weder Ihrer Hülfe noch Ihres Rathes theilhaftig, doch seinen Lebensweg gemacht hat, und ich muß bekennen, daß für Sie einiges Schmerzliche darin liegen mag, daß nur fremde gute Menschen uns Drei in ihren Schutz genommen haben, während Sie von unserer Existenz nicht eine Ahnung hatten ... Leben Sie wohl,

Herr Graf. Unsere Bekanntschaft im Karlsbade war von mir nicht in der Absicht angeknüpft, um Sie irgend zu täuschen und zu betrüben; das Meiste hat sich von selber eingeleitet und nur durch mein Schweigen bis zu diesem Augenblicke forterhalten ... Leben Sie wohl! .."

6.

Die nächsten Folgen.

Viele Dorfbewohner hatten kurz zuvor von verschiedenen Seiten dem wunderbaren Ereignisse zugesehen, wie ein gräflicher Wagen, von zwei Prachtschimmeln gezogen und mit Kutscher und Jäger in glänzender Livrée darauf, angehalten hatte, wie dann der Jäger und hierauf der Graf selbst abgestiegen und unserm jungen Wanderer Walter nachgegangen waren. Man rief sich zu: dahin zu sehen, Das anzuschauen, das Wunder zu betrachten! Größere und kleinere Gruppen waren vor den Häusern und auf Anhöhen zusammengelaufen, um den Schauplatz zu sehen, wo der Herr Graf den Dorfsohn Walter, als er ihn endlich eingeholt hatte, freundlich bei der Hand nahm und nun mit ihm ein langes vertrautes Gespräch begann. Pahlsen selbst, als er diese freundliche Begrüßung sah, lehnte sich in einiger Entfernung wie träumend an einen Baum und konnte lange seine Sprache nicht finden. Es liefen die Leute um ihn zusammen und bestürmten ihn mit Fragen, die er nicht beantwortete oder gar nicht hörte. Ohne es selbst zu wissen, hatte er den Hut feurig gegen das rechte Ohr gerückt und lehnte mit der Schulter am Baume, leidenschaftlich vorgebeugt, und schaute unbeweglich dem Gra-

fen und seinem Sohne eine Weile zu, die im Gespräche bald einige Schritte hin und wieder gingen und bald stehen blieben. Plötzlich brach er auf und kehrte in sein Haus zurück. Viele folgten ihm lärmend, fragend, unter Ausrufungen nach. In der Stube erst kam sein Herz zum Sprechen, indem er leidenschaftlich auf- und niederging.

„. . . Kinder, Freunde, Nachbarn, wie ihr da seid — laßt mich, laßt mich!“ rief er. „Es ist anders, mir ist doch vor einer Weile nicht so gewesen. Jetzt versteh' ich, was man sein kann, was man werden kann, wie weit man's bringt, wenn man das Rechte wird. Pfarrer, Amtmann, kein Mensch hätte mir bewiesen, was mein Sohn ist und kann — versteht einen Vater! Jetzt könnte mir geschehen, daß ich mich selbst nicht mehr kenne. . . O laßt mich, laßt mich eine Weile. . . Wenn ich anfang' und geh' so auf und ab, so hitzig wie jetzt; wenn ich trommle an den Fenstern, hinausstürm' in den Garten und wieder zurück und dabei Kluges und Alles rede — so versteht einen Vater! Was thut nicht ein Vater für einen solchen Sohn? Wer hat wieder ein solchen? Wer? . .“

So wirkte eine blinde Ehrfurcht vor dem Grafen auf die Gemüther. Nach diesem Vorfalle wäre jeder Stand, jede Beschäftigung, die sein Sohn gewählt, unserm Vater Pahlsen willkommen und heilig gewesen, denn die Auszeichnung, welche seinem Sohne von Seiten des Grafen eben zu Theil wurde, machte sein Vertrauen, seine Hoffnungen, seine Vaterfreude unsäglich.

Noch eine gute Weile überließ sich Vater Pahlsen in der Stube seinem lauten Herzenssturme, dann aber wurden ihm die vier Wände zu enge, er eilte mit dem ganzen Schwarm Menschen hinterher wieder hinaus nach dem Garten. Hier erfuhr nun auch Mutter Magdalene, was vor-

gefallen war, und während des besten allgemeinen Durcheinander der versammelten Menge kam nun Walter von dem Grafen zurück.

Alles ging ihm mit Neugier und Verwunderung entgegen; Vater Pahlsen selbst, verlegen und beinahe ehrfurchtsvoll, voran. Seine Rechte war sogar schon auf dem Wege, den Hut etwas zu lüften.

„Du . . . Sohn . . .", begann er, „sag' mir nur, was ist denn das? .. Se. Excellenz steigt aus dem Wagen — steigt aus und geht dir nach und nimmt dich bei der Hand und drückt sie dir auch, kann sein — und redet mit dir wie mit einem Freund oder Bruder. .. Sag', was hast du ihm zu Lieb' gethan, oder er dir? Wie seid ihr so bekannt geworden? Oder woher bist du denn gar so was Vornehmes, daß du mit dem Excellenz-Grafen so verfreundet thun darfst wie mit einem Bruder? Ich vermein' nicht anders, als ich muß mir über die Augen fahren und aus einem Traum erwachen — o was wär' ein Traum dagegen! Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst — größer, lustiger, frischer, ganz alert; du bist ja gar mein Sohn nimmermehr — den Hut könnte man völlig herunternehmen, wenn man nicht wüßte, daß du der Walter Pahlsen doch noch bist!"

„So habt ihr uns zugesehen?" fragte Walter lächelnd. „Ihr, Vater, und Ihr, meine Mutter, und ihr Alle, liebe Leute?"

„Freilich, freilich, was denn sonst?" rief Pahlsen. „Aber sag' uns nur, wie hat denn so ein Wunder mit dem Excellenz-Grafen geschehen können? Ich vergess' es mein Lebetag nimmer. .. Sag', was bist du denn eigentlich? Was hast du denn gar so Besonderes gethan?"

Walter dachte: Welche Kunst, welche Wissenschaft bringe

ich jetzt beim Volksbewußtsein in Ansehen, worauf ich dann nützlich weiterbauen kann? Zweifle ich noch? Die ärmste in Anerkennung und doch die heiligste und fruchtbarste Kunst im Leben, wenn sie würdig ausgeübt wird, die Dichtkunst, will ich jetzt in Ansehen bringen. Laut fuhr er fort: „Was ich eigentlich gethan habe, daß Se. Excellenz mein Freund geworden ist? — Ein Buch habe ich geschrieben!" Die kleine Unwahrheit wurde ihm nicht allzu leicht.

„Ein Buch — ein Buch hast du geschrieben?" sagte Vater Pahlsen. „Und wegen eines Buchs hat dich Se. Excellenz auf einmal so zum Freund? Was ist das für ein Buch? Etwa auch ein Neues Testament oder ein Ritterbuch?"

„O nein. Ich habe ein Buch geschrieben, denkt euch, in diesem Buche — kommt ihr Alle vor!"

Eine allgemeine Bewegung entstand und Jeder rief mit Verwunderung: „Wir? Wir?"

Walter weidete sich eine Weile an dieser allgemeinen Unruhe und Neugier und sagte dann: „Ja, ihr Alle!"

Man sah sich lebhaft an. Einige lachten, Einige errötheten, Einige drängten sich vor, Einige zogen sich zurück, jenachdem sich das Bewußtsein eines Jeden meldete; denn in diesem Augenblicke war den Meisten nicht anders, als läge ihr geheimstes Denken und Fühlen, Thun und Treiben vor aller Welt offen und preisgegeben da.

Nach einem langen Zögern wagte es Vater Pahlsen endlich zu fragen: „... Nun, mein Sohn", fragte er, „was verhandelt denn dein Buch von uns? Was steht darin?"

„Ja wißt", erwiderte Walter, „ich kann euch nicht auf einmal Alles so genau sagen, für heute aber erfahret so viel: ich habe euch in meinem Buche vor aller Welt

als sehr gut und sehr brav geschildert. So z. B. habe ich in das Buch geschrieben: ihr seid Alle durch die Bank hübsche, starke, gesunde Leute, kaum daß Einem in zehn Jahren einmal ein Finger oder ein Zahn weh thut, und deshalb, habe ich hinzugesetzt, seid ihr bei aller Armuth immer glücklich und seelenfroh, der Herr Graf selber könnte sich ein Muster an euch nehmen, wie man mit Wenigem zufrieden und dabei wie ein Fischlein im Wasser gesund sein kann. . .“

Vielen verging das neugierige Lächeln etwas und Vater Pahlsen sagte nach einer Pause mit verlegen ernster Miene: „Mein Sohn, das ist recht schön und gut . . . aber du hättest nicht mit dem Finger auf Se. Excellenz zeigen sollen, das wird uns jetzt als Uebermuth ausgelegt werden, und wer weiß, ob Se. Excellenz nicht glaubt, daß wir dir so was in die Feder dictirt haben. . . Mein Sohn, das hättest du nicht schreiben sollen. Und das Andere auch nicht ganz so: wir sind nicht Alle schnurgerad und hübsch und wie von Eisen gesund; die viele Arbeit rackert uns doch um Vieles zusammen. Wie viel' alte Männer haben wir denn im Dorf, die nicht ihren Bug auf dem Rücken haben? Geht nicht der Wumser Franz herum, daß es zum Erschrecken ist? So einen Buckel sucht man auf dem ganzen Erdboden umsonsten. Und was gibt's noch sonst für allerlei Uebel bei uns! Hör' nur einmal im Winter das Husten bei uns an, wenn wir so alle Augenblick von der brennheißen Stube in die eiskalte Luft hinaus müssen, und oft nur mit bloßen Füßen in den Schuhen — daran hast du gar nicht mehr gedacht. Jetzt denk' dir aber, der Herr Graf wollte einmal durch unsere Ortschaften fahren und unsere schnurgeraden schönen Gestalten mustern und es käme ihm gerade unglücklicher Weise des Wumser Franzen sein

erschrecklicher Buckel in den Weg — Sohn, Sohn, was wird sich Se. Excellenz der Herr Graf dabei denken?"

Alles lachte laut auf, selbst dem Vater Pahlsen zuckte ein Lächeln um den Mund, weil er fand, daß es doch eigentlich lustig ausgefallen war, was er sehr ernsthaft hatte vorbringen wollen. Doch gleich war Alles wieder stille und horchte besorgt, ob im Buche nicht noch Mehres vorkommen würde, was übertrieben wäre und ihnen schaden könnte.

„Macht euch keine Sorgen deshalb", sagte Walter sehr erheitert durch die Rede seines Vaters, „ich glaube, ich habe in meinem Buche nicht gerade so auf Se. Excellenz hingezeigt, ich habe, glaube ich, nur so im Allgemeinen gesagt: es könnte sich mancher große und reiche Herr ein Muster nehmen, wie man mit Wenigem glücklich sein kann. Auch das von euerer Gestalt habe ich schon so herausgemeißelt, daß man noch ein Plätzchen findet, wo man sich Einen mit einem unglücklichen Buckel hindenken kann. Gebildete Leute wissen ja, daß es in Allem eine kleine Ausnahme gibt... Dagegen wird euch Das erfreuen, was ich weiter von euch in das Buch geschrieben habe."

„Ja sag', sag', was steht weiter in dem Buche?" fragte der Vater.

„Ich habe geschrieben, daß ihr Alle herzensgute liebe Leute seid; daß ihr euch einander lieb habet wie Bruder und Bruder; daß niemals unter euch ein Betrug erhört wird und daß man viele Jahre lang hier leben müßte, um von einem Scheltwort oder sonst von einer Grobheit zu hören. Vorzüglich habe ich gerühmt, daß ihr Alle miteinander treu seid wie lauteres Gold, ihr sagt einander niemals was Unrechtes nach; wenn ihr den Nächsten fehlen sehet, so wollt ihr es gar nicht sehen. Verzeihen, sagt ihr,

ist die allerschönste Sache, und einander in der Noth gutwillig aushelfen ist Gott wohlgefällig. Euer Allerbestes aber habe ich auf die Letzt' gelassen. Das ist nämlich, daß unter euch gar niemals ein langohriger Verräther gefunden wird, das ist ein Mensch, der überall herumhorcht und gerne hören möchte, daß Jemand etwas Uebles von der Herrschaft oder von den Beamten sagte, damit er dann geschwinde hinlaufen und es der Herrschaft stecken könnte. Und so habe ich euch als liebe, gute, freundliche, fleißige, kluge, treue und fromme Leute beschrieben, daß alle Welt ein förmliches Verlangen kriegen muß, euch heimzusuchen, euch zu sehen."

Große Stille und Verlegenheit; nach einer erklecklichen Weile erst nahm Vater Pahlsen den Hut herunter und wischte sich verlegen die Haare in die Stirne.

„... Sohn", sagte er, „Respect und viel Dank für dein schönes Lob über uns Alle... Ich glaub' auch, wir sind keine schlechte Leute! Aber höre, mein Sohn — ich weiß doch nicht — du hast uns da zu viel Gutes angethan. Du lebst nicht mehr ganz unter uns, alles Böse von deiner Kinderzeit her hast du so viel als vergessen, kann sein, daß dir nur mehr alles Gute vor den Augen steht, und so hast du ein schönes Lob in das Buch geschrieben. Viel Dank noch ein mal. Aber du hättest doch auch sagen sollen, daß wir da auch hier und wann einen wilden Streit oder einen grausamen Unfrieden haben, daß es mit der geringen Aushülf' untereinander auch gar oft seinen Haken hat, ja daß auch manches Haus in beständigem Krieg ist und Kinder mit den eigenen Aeltern streiten. Du mußt auch denken, ein so Einer, der dein Buch gelesen hat, könnte auf einmal daherkommen und unsere schöne Herrlichkeit sehen wollen; könnt' ihm nicht gerade zu-

erst ein Schreien und Raufen in den Weg fallen? Hör' auf, hör' auf, so eine Rauferei und der Wumser Franz mit seinem erschrecklichen Buckel könnte dir dein ganzes Buch in Verruf bringen."

Diesmal kam nur hier und da Einem ein unruhiges Lachen aus, oder Einer wagte es leise Beifall zu nicken; man war auf Walter's Antwort zu sehr gespannt.

„Nun ja", erwiderte Walter, „versteht sich, Vater, daß ich auch da nicht gesagt habe, daß es gar keine Ausnahme unter euch gebe. O, ich habe schon auch manche Anmerkung fallen lassen, daß es dann und wann z. B. doch Einen oder den Andern unter euch gibt, der mit jeder dummen Geschichte oder mit jedem Wort, das Einer im Rausch manchesmal aussagt, zur gnädigen Herrschaft buckelt und es wie eine göttliche Verheißung ausschüttet — ihr könnt euch denken, daß ich über so Einen schwere Noth schreie in meinem Buch. Gleich habe ich aber hinzugesetzt: Ihr Andern habt den größten Abscheu vor so einem Menschen, und es weicht ihm Jeder aus wie Einem, der die Pest mit sich herumträgt!"

Vater Pahlsen setzte ernsthaft seinen Hut wieder auf und sagte: „Das ist recht." Die meisten Männer erhoben nun auch ihre Stimmen, um zu bestätigen, was Vater Pahlsen gesagt hatte. Dabei waren alle Blicke auf den Haltauer Lorenz gerichtet, der sich zwingen wollte auch zu lächeln und Beifall zu nicken. Es gelang ihm aber nicht recht; indem er sich verwirrt dehnte und fortschlich, brachte er nur hervor: „O . . . Es gibt derawelchene Leut' schon. . . Wie man's nimmt, kann man's nehmen. . . Wer ruft mich denn dort bei Namen?"

Walter sah dem Unglückseligen, der sich davonschlich,

eine Weile nach und sagte dann, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben:

„Seht nun, so habe ich noch gar Vieles in das Buch geschrieben, und wenn ihr es einmal lesen wollet, so wird es euch schon gefallen; besonders wo ich sage, daß man euch zu viele Lasten auferlegt, daß euch die Beamten gemeiniglich wie schlechte Leute behandeln, daß die Geistlichkeit ihre Pflichten schlecht erfüllt und entweder von Butter und Eiern und von dummen Betschwesterschaften, Klosterbauen und andern Nichtsnutzigkeiten lieber spricht als von den rührend heilvollen Lehren unserer göttlichen Religion und so weiter. Ihr, lieber Vater, laßt Euch keine Sorge kommen, daß ich Se. Excellenz damit beleidigt habe, Ihr habt ja gesehen, wie er mich freundlich behandelt hat.“

„Je nun“, erwiderte Pahlsen, „ich bin auch schon zufrieden mit Allem, was du thust, Alles ist mir jetzt recht. Es kann gar nicht schaden, wenn einmal über unsere Steuerlast, über die Beamten, über die Geistlichkeit ein ehrbares Wort verlautet; zu arg ist zu arg, es lauft Alles darauf hinaus, daß wir nach und nach wirklich schlechte Leute werden müßten — zum Glück haben wir mit den Aemtern nur selten zu thun und müssen nur alle Sonntag einmal eine Predigt hören: dazwischen hat man Zeit, das Aufdisputirte wieder abzubeuteln... Aber sag', jetzt wirst du doch nicht schon aufhören, Bücher zu schreiben, mein Sohn? Nun ja, wenn das eine solche Ehre ist, wie Se. Excellenz meint, so muß man so Etwas nicht gleich wieder stehn lassen, was? Ich meine nicht. Ist dir seither nichts mehr eingefallen, was du schreiben könntest? Ei ja doch! Das wäre schön. — Was für ein Buch wirst du jetzt schreiben?“

Walter ließ einen sanften Blick über das Angesicht der Mutter streifen, und sagte dann:

„Jetzt, Vater, will ich ein gar liebes, frommes Büchlein schreiben. Es handelt von einer Mutter, die ihres Gleichen auf Erden suchen muß. Von dieser Mutter hat nämlich vor langer Zeit ein Söhnlein studirt, aber weil Vater und Mutter nicht viel haben zusetzen können, so ist es dem kleinen Studenten immer schlechter und schlechter ergangen, sodaß er in der Hauptstadt, wo man die letzten Schulen durchmachen muß, beinahe verhungert wäre. Er hat aber seinen Aeltern davon kein Wort geschrieben, bis es ihm auf einmal mit Gottes Hülfe sehr gut ergangen ist und er in einem reichen Hause Aufnahme gefunden hat. Jetzt erst hat er sein Unglück heimgeschrieben und — denkt Euch, weil er jetzt gar so freundlich von einer Stadtmutter aufgenommen und gepflegt worden ist, denkt Euch, ist seine Mutter auf dem Lande eifersüchtig auf die Stadtmutter geworden und hat sich darum viel bekümmert und betrübt. Die Geschichte, glaube ich, ist im Tirol vorgefallen und ich will Euch noch nicht sagen, wie das Ganze abgelaufen ist — aber denkt Euch, was das für ein liebes Büchlein werden wird, wenn ich das recht deutlich und rührend aufschreiben werde! Ich will Euch's gleich schicken, wenn es fertig sein wird.“

Vater Pahlsen lächelte und dachte: „Da geschieht im Tirol beinahe gerad' so Etwas, was ich in meinem eigenen Haus erlebe. Mir scheint Alles, meiner Magdalene will auch so was zu Herzen.“

Mutter Magdalene stand da mit wehmüthig bleichen Wangen und sah mit zuckenden verwirrten Blicken vor sich in die Luft; sie fürchtete ihr Innerstes zu verrathen, wenn sie Jemand in die Augen sehen würde.

Um sie nicht lange einer solchen Verlegenheit auszusetzen, sagte Walter zu den versammelten Leuten: „Es wird spät, liebe Nachbarn, wir wollen heimsehen.“ Und seine Mutter lächelnd am Arme nehmend fügte er hinzu:

„Mutter, Ihr habt mir ja heute ein Lieblingsnachtmahl zubereiten wollen — vergessen wir nicht beinahe ganz darauf? Kommt herein in unser Haus. . .“ Die Mutter folgte stille, und besorgte mit wunderlichen Gefühlen ein gutes Nachtmahl ihren lieben Gästen.

7.

Die Dorf- und Stadtmutter.

Aber andern Morgens konnte Mutter Magdalene kaum erwarten, bis sie mit dem Studentchen wieder allein durch den Garten gehen und ihr Herz erleichtern konnte.

Sie hatte denselben Brief von ihrem Sohne wieder bei sich, dessen Schluß ihr das Studentchen schon gelesen hatte; heute sagte sie: „Weil wir gerade wieder alleine sind, Herr Studentlein, wär's Euch nicht auch recht lieb, wenn Ihr einmal erfahren könntet, wie es meinem Walter ergangen ist, ehvor er von Euerer Mutter in Euer Haus ist aufgenommen worden?“

„O ja, Frau Mutter Walterin. Erzählet mir, ich bin sehr gern bereit zu horchen.“

„Je nun, Herr Studentlein, was braucht es erst erzählet werden? Es ist schon aufgeschrieben und steht in diesem Brief; wir haben ja gestern nur das allerletzte End' davon gelesen.“

„O ich möchte Alles lesen.“

„Je nun, je nun, Ihr dürfet es ja nur sagen, Herr Studentlein, wenn Ihr lesen wollet, hier ist der nämliche Brief.“

Sie entfaltete den Brief sorgfältig und übergab ihn dem Studentchen.

Der Knabe las, und Mutter Magdalene litt bald wieder schweren Herzensjammer über den Brief ihres Sohnes, in welchem er nach überstandenem Elend in einer so großen und theuern Stadt dasselbe mit rührender Milderung eingestand, um seine spätere Rettung desto glänzender hervorzuheben.

Es schien zu Mutter Magdalene's thränenreicher Wehmuth nicht wenig beizutragen, daß ihr heute das Stadtherrchen gerade, das Söhnlein der Stadtmutter und Retterin, den Brief vorlas. Bei manchen Stellen, welche die Mutter Pahlsin am heftigsten erschütterten, wußte sich der Kleine gar nicht zu helfen, er ließ dann die eine Hand mit dem Briefe sinken, die andere drückte er verlegen an die Wange und blickte gerührt-verwundert zu der leidenden Dorfmutter auf; so bitterlich weinen und schluchzen hatte er keine Mutter noch gesehen. Eine nie gekannte Wehmuth schwellte auch sein junges Herz und mit stiller Ehrfurcht hielt er immer bei einer besondern Schmerzensstelle inne, bis ihn Mutter Magdalene durch die Thränen lächelnd selber fortzufahren bat.

„Ihr müsset Euch nicht irre machen lassen, Herr Studentlein“, sagte sie dann mit sanfter Leidensmiene und noch oft dazwischen schluchzend. „Ich kann, ich kann mein Jammern nicht zurückhalten, wenn ich da erfahr', wie es meinem eigenen lieben Kind in der Fremde ergangen ist. O, ihr Kinder, ihr Kinder!“ fügte sie hinzu, „was macht

ihr uns für Kummer und Noth, wenn auch Alles schon vorüber und verwunden ist!"

Als die Schilderung der Lebenssorgen Walter's immer noch fortfuhr düsterer und verhängnißschwerer zu lauten, da rief Mutter Magdalene schmerzlich aus:

„Ich laß' jetzt nicht sobald wieder ein Kind von mir, das weiß ich, ich hätte keine Nacht keinen Schlaf mehr und könnte keinen Tag einen Bissen mehr ruhig essen. Nein, nein, ein gutes Kind sagt Einem niemals gleich, daß es ihm übel geht und schreibt nur immer: Ich bin, Gott sei Dank, gesund und es geht mir, Gott sei Dank, recht wohl — und derweile lauft es vielleicht doch in einer wildfremden Stadt herum, hat nichts Warmes schon zwei Tag her bekommen können, weiß nicht recht, wo es sich hinlegen soll, wenn es finster wird, und da am Ellenbogen fangt der Rock an und wetzt sich durch und durch und hat überall Flecken vom Herumliegen im Gras, und die Stiefel sind steinhart und haben auf Wochen schon keine Bürste gesehen, und der Hut geht ein und alle Farb' und Haare gehen ihm aus — ja ja, so ein Gesundsein auf Gott Lob! wissen wir jetzt schon auch, Gott sei Dank, wie es ist, und haben schon auch manchen Handwerksburschen durch unser Dorf gehen sehn, wo man nicht recht gewußt hat, sinkt er oder sein Hut mehr zusammen, und wo er nur halbwegs angestreift ist, hat er ein Trümmlein Rock hängen lassen, und die Kinder haben es auf Stangen herumgetragen: Hier ist Betteln und Fechten verboten! Geht, geht Kinder", fuhr sie fort, „die Unruh' einer Mutter hat schon recht, wenn sie Tag und Nacht sinnirt und doch lieber wünscht, daß sie euch gar nicht hätte verlaufen lassen. Schreibt mir da nicht mein Kind, mein Walter, daß es ihm in der großen wildfremden Stadt nicht viel besser ergangen ist? Freilich hat

er, Gott sei Dank, doch an guten Kleidern niemals Noth und Elend erlitten, das wär' ja gar, daß Einem das Herz auf der Stelle brechen müßte — so viel haben wir ihm, Gott sei Dank, noch schicken können; aber der Mensch lebt ja noch nicht von den Kleidern allein, er muß auch rechtschaffen zu essen und zu trinken haben, sonst muß er draufgehen gutwillig oder nicht wie das erstbeste Vögelein mitten in seinen schönsten Federn ohne Futter. Und das ist's ja, Herr Studentlein, was mir noch jetzt so vielen Kummer macht, daß mein Walter einmal wirklich zwei geschlagene Tage keinen Bissen zu essen bekommen hat, daß er von Hunger und Leiden ganz niedergebeugt durch die Stadt herumvagirt ist, wo Alles groß ist und reich ist und im Ueberfluß da ist, und wie er einen Retter gesucht hat und keinen hat finden können; der beste Speisegeruch ist ihm aus allen Häusern entgegengekommen und aus allen Bäckerläden hat der größte Vorrath auf ihn herausgesehen, aber kein Mensch hat gesagt: Deine Mutter zu Haus wird schönen Kummer haben, daß du so voll Hunger da herumgehst; komm herein und iß dich einmal satt. Es hätte ihm auch kein Mensch den Kummer angesehen, dazu wäre mein liebes Kind, mein Walter, viel zu stolz und geschämig gewesen. O, Herr Studentlein, das ist jetzt freilich vorbei für ihn — schon recht für ihn — aber ich erlebe es erst jetzt von einem Tag zum andern recht in meinem Herzen, so was vergißt man nicht so leicht mehr; es ist gerade manchmal zum Lautaufschreien, und ich glaub' oft, ich muß vor Weh vergehen, daß mein Kind in der Fremde das hat erleben müssen."

Mutter Magdalene's kummervolle Rede war hier jener Stelle des Briefes, worin Walter seine bittersten Erlebnisse erzählte, eigentlich vorausgeeilt, und besann sich nun erst wieder, den lieben Kleinen weiter lesen zu lassen.

„Geltet, geltet, Herr Studentlein", sagte sie, „ich halte Euch schön überall auf, und Ihr möchtet lieber gewiß gern weiter kommen, bis wo mein Walter in Euer Haus gekommen ist? Ich bin halt ein seltsames Weib, Herr Studentlein, Ihr müsset mir schon auch ein klein Bröselein etwas zugute halten. Leset, leset jetzt nur weiter! Das Alles ist eigentlich nicht für Euch geschrieben, Herr Studentlein; ich mein', so was sollet Ihr Eurer lieben Mutter von hier aus gewiß nicht schreiben können, Ihr sollet gewiß bei uns nicht Hunger leiden und auch an sonst nichts einen Mangel haben."

Das Stadtherrchen las nun weiter, und es war in der That auf das allerschmerzlichste erschütternd, einen jungen Menschen so voll tiefen Gemüths, voll geistiger Begabung und besten Willens äußerlich so gar verlassen und von jeder Menschenhülfe abgelöst zu sehen. Walter begnügte sich nicht mit den gewöhnlichen geistigen Fertigkeiten, die man auf den Schulen einübt, um dann seinen Weg im Staatsdienst anzutreten; nach Wissenschaft in der erschöpfendsten, heiligsten Bedeutung des Worts dürstete seine Seele, und ihr hätte er gerne seine ganze feurige Jugend gewidmet, um später gereift mit den Resultaten seines Strebens in das Leben zurückzukehren und es, so weit er es als Einzelner vermochte, zu durchdringen und zu reinigen. Aber zu seinem Schmerz und Schauder wurde er nur zu bald inne, wie wenig in dem fluchwürdigen Polizeistaate für Jene vorgesehen ist, die aus innerstem Drange höher streben als es eine beschränkte Staatsdienstbarkeit erfodert. Verlassen und aufgegeben ist ein edles junges Herz, wenn es nicht Spannkraft hat für eine längere Dauer und wenn nicht ein blinder Zufall die tausend und tausend sehenden Menschen beschämt, die das bedeutende Schicksal eines Bruders

in Händen hätten, aber statt zu helfen, kälter als das herzlose Schicksal rechts und links vorübereilen. — Das Stadtherrchen selber wurde während des Weiterlesens einige male blaß und die Mutter rief in erneuerter Klage:

„... Und das Alles hat er uns nicht eher heimgeschrieben, als bis er es allein verwehtaget hat; das ist's ja und thut mir immer gar so weh. Es ist von meinem Kind recht schön, daß er uns den Jammer hat ersparen wollen; er hätte aber doch mehr Vertrauen haben sollen, ach, im allerschlimmsten Nothfall wär' uns noch Haus und Hof für ihn feil gewesen."

Aber dem Aergsten nun entgegensehend brachen der Mutter jetzt die Knie, sie mußte sich jetzt auf eine Zaunschranke niederlassen und zog schwerer seufzend auch das Stadtherrchen neben sich nieder; nur durch einen Wink zeigte sie diesem an, daß er fortfahren und auf sie gar nicht mehr achten möchte — dann drückte sie stille schluchzend sich die Schürze über die Augen und ließ den vollen, schweren Kummer ihres Mutterherzens schweigend über sich ergehen.

Das Folgende des Briefes lautete also:

„... Jetzt, meine lieben Aeltern, habe ich mir nicht mehr zu helfen gewußt, es ist mir gar nichts mehr eingefallen, wie ich auf ehrliche Weise mein Leben erhalten könne, und jetzt wäre es auch schon zu spät gewesen, mich aufzumachen und zu Euch, liebe Aeltern, heimzugehen; meine Kräfte sind ganz erschöpft gewesen, ich hätte schwerlich das erste Dorf außerhalb der Stadt erreicht. So habe ich mich also in mein Schicksal stillschweigend ergeben, habe einen letzten Brief an Euch geschrieben und dabei viel geweint; den Brief habe ich auf den Tisch in meinem Stübchen hingelegt, habe dann meinen Hut genommen, und bin aus der Stadt hinaus und habe mich unter eine Linde hin-

gelegt, damit ich meinen Hunger verschlafe oder gar nicht mehr erwache. Aber ich habe vor Kummer um Euch, liebe Aeltern, nicht einschlafen können; ich bin kaum im weichen Grase dagelegen und habe mein Gesicht bitterlich weinend an den Erdboden gedrückt, so habe ich Euch leibhaftig vor meinen Augen gesehen und Euer Bild nicht mehr aus dem Herzen bringen können. Jetzt habe ich Euch gesehen, liebe Aeltern, wie Ihr oft in meiner Kindheit vor meinem Bett gestanden seid und gemeint habt, ich schlafe; Ihr habt wieder von Euern Hoffnungen gesprochen, wenn ich geistlich sein würde oder sonst ein großer Herr und was Ihr noch an mir für Glück erleben würdet, vor Allem, daß ich Euch nie einen Kummer machen und nicht beschwerlich fallen werde, wenn ich mir einst selber helfen könne — nun sehet, was ich als Knabe mir vorgenommen habe, ich 'hab' es treulich gehalten: ich habe Euch von meinen Leiden lieber nichts gesagt, denn ich hätte Euch ja Kummer machen und hätte Euch beschwerlich fallen müssen. Dann, o liebe gute Mutter, seid Ihr mir wieder vorgekommen, als sitzet Ihr gerade dort an der Ecke des kleinen Tisches in unserer Stube und habet gerade das kleine unruhige Schwesterlein auf dem Schoos und sehet so unbestimmt in die Welt hinein, nicht recht traurig, nicht recht froh, wie Einem manchesmal schon ist, wenn Einem Allerlei durch die Seele geht; ich habe mir gedacht, Ihr denket gewiß gerade an mich und wünschet, daß ich doch so alle Monat ein mal bei Euch sein könnte, man habe ja immer so viel zu reden und es sei nie eine rechte Freude, wenn man nicht recht vollzählig beisammen sein kann. Ich habe mir auch gedacht, Ihr werdet so nachsinnen, was ich denn gerade so machen möge, ob ich vielleicht gerade bei Tafel sein werde und was ich wol Gutes zu essen haben möge — und ob es denn auch

wahr ist, was ich Euch geschrieben habe, daß ich so gesund bin und daß es mir so wohl ergehe. Bei diesem Gedanken ist mir vorgekommen, als werdet Ihr vor meinen Augen immer mehr betrübt und im Gesichte bleich; durch das Fenster neben Euch ist die Sonne breit hereingefallen und hat bis auf den Erdboden hinab einen blauen Streif gemacht, darin hat mein kleines Brüderlein gespielt und sein Geschrei hat Euch, liebe Mutter, aus Euerm Dahinsinnen aufgeweckt, wie Ihr gerade angefangen habt, um mich zu weinen. Meinen Vater habe ich vor mir gesehen, wie er ohne Ruh' und Rast im Hause herumgeht, wie hinter ihm die Thüren zufallen, daß die Fenstern zittern, und wie er immer und immer die Knechte sucht und die Knechte ihn. Da reißt auf einmal ein toller Sturmwind Thür und Thor auf, wirft Schindel und Steine vom Dach und die Fenster schlagen ihre Flügel an die Wände, daß Millionen Scherben peinlich auseinanderpfeifen und niederrieseln — und mitten unter diesen Traumgesichten bin ich eingeschlafen."

Nun stand in dem Briefe weiter, wie nach einem langen Schlafe Walter endlich erwacht, eine Weile verwirrt umsichblickt und als er sich wieder recht besinnt, mit erneuertem Kummer seine Schmerzenslage überdenkt.

Ein wunderliebes Hündchen liegt neben ihm im Grase und sieht ihn mit spiellustigen Aeuglein an und wedelt freundlich mit dem langbehaarten Schweifchen und scheint jede Regung Walter's als eine Auffoderung zu verstehen, scherzend im Grase herumzuspringen. Walter richtet sich etwas auf und stützt den Kopf auf die rechte Hand; das Hündchen schlägt sogleich ein lustiges Gebell an und springt ganz überfreudig um Walter herum und glaubt, jetzt werde ein rechtes Gaudium beginnen; allein Walter sieht ihm eine Weile schweigend zu und sagt: „Was suchst du denn bei

mir, o Kleiner? Ich kann nicht mit dir spielen, weil ich müde bin, und kann dir auch nichts geben, wenn du etwas von mir willst; geh' lieber und suche deine Leute auf, die werden mit dir scherzen und dich pflegen, bei mir ist wol kein Bleiben.“ Und wie er noch so redet, kommt eine junge Dame die Allee daher und erblickt das Hündchen kaum, als sie mit einem Freudenrufe auf dasselbe zueilt, sich nach demselben bückt, es auf die Arme hebt und laut frohlockend hin und wieder wiegt. „Du undankbares Thier“, ruft sie dazwischen, „das ist deine ganze Erkenntlichkeit für alle Lieb' und Pflege in meinem Haus, daß du dich bei erster Gelegenheit davon machst und jedem Fremden lieber als deiner Herrschaft angehörst? So muß ich dich auf Gottes freier Straße einfangen, um dich endlich wieder heimzubringen? Wie soll ich dich bestrafen? Bist du es werth, daß man deinetwillen so viele Sorgen erduldet, daß man so viel Geld hinauswirft, um dich suchen zu lassen? Wer hat dir zu essen gegeben, du liederlicher kleiner Schelm du, und wie bist du aller Gefahr so glücklich entgangen?“ So in ihrer Freude plaudernd ging die junge Dame weiter; ein Diener folgte ihr. Walter legte sich schwermüthiger als zuvor ins Gras zurück und blickte mit halb geschlossenen Augen in das zarte Frühlingslaub der Linde empor, und wenn ein raschelnder Sperlingsschwarm durch die Aeste fuhr, schneite ein ganzes Blütengestöber auf ihn nieder. Unmuth übermannte ihn, er knirschte mit den Zähnen und dachte: „Unter Schmerzen bin ich geboren worden, mit wenigen Ausnahmen habe ich unter fortwährenden Schmerzen gelebt und hier wirft mich das schmerzlose Dasein aus, granweis unter Schmerzen mein Leben entweichen zu lassen. Ist's nicht gerade, als wäre für Alles in der Natur viel reichlicher und väterlicher gesorgt als für das trefflichste Geschöpf

derselben, den Menschen? Natur und Thiere selbst rauben uns noch von der spärlichen Liebe der Menschen. Nun wol, wenn dieses Niederfallen der Blüten auf mich andeutet, wie bald man kühle Erde auf meine Leiche niederschütten wird, so will ich trachten, das Ganze bald zu Ende zu bringen ..." Er wollte sich eben ein rascheres Mittel des Todes ersinnen, als er plötzlich ein leichtes Drücken auf der Brusthöhle spürte, ein leises Schnaufen hörte, und als er die Augen öffnete, das kleine Hündchen erblickte, welches mit den Vorderpfötchen auf seine Brust sich stellte und freundlich wedelnd ihm mit lustigen Blicken in die Augen sah. Fast erschrocken richtete sich Walter etwas auf und sagte: „Sag' mir doch, du wunderliches Thier, was bist du schon wieder da bei mir? Bist du deiner Herrin schon wieder entsprungen? Deine Herrin hat recht, du bist ein leichtsinniges, undankbares Thier; verlass' mich, geh', sonst glaubt man an Ende, ich locke dich absichtlich an mich; ich will nichts mit dir zu schaffen haben, marsch!" Aengstlich warf sich jetzt das wunderliche Thier zu Boden, als suche es vor seiner zurückkehrenden Herrschaft Schutz, und Walter mußte sich entschließen aufzustehen, um dieser entgegenzugehen, wenn diese wirklich zurückkehren sollte. Es dauerte auch nicht lange, so sah er die bekannte Feder auf dem Damenhute über dem Gebüsche daherschwanken, die junge Frau erschien wieder in der Allee. Walter ging ihr entgegen und sagte: „Ich dachte wol, daß uns Beiden das kleine Thier noch einige Unruhe verursachen dürfte; da ist es schon wieder bei mir zurück, ohne daß ich es rufe; ich bitte, nicht mir die Schuld beizumessen; ich weiß nicht, was es ist, aber ich kann das wunderliche liebe Thier auf keine Weise los werden." Mit sichtbarer Verlegenheit lächelnd erwiderte die Dame: „Ich habe meine liebe Sorge mit

diesem undankbaren Thiere. Pflege und Gewohnheit haben es mir endlich lieb gemacht im Hause und da entspringt es mir vor einigen Tagen ohne Gewissensbisse und ist nirgend zu finden. Eben will ich's mit verzeihender Zärtlichkeit noch selbst nach Hause tragen, da entspringt es mir abermals von den Armen und eilt hierher zurück." Zu dem Hündchen niederschauend sagte sie: „Nun, hast du dich besser besonnen und willst du mir jetzt freiwillig folgen?" Das Hündchen zog den Schweif ein, stellte sich knapp hinter Walter's Fuß und streichelte diesen mit dem sammtnen Vorderpfötchen, als wolle es dem jungen Fremden ein bittendes Zeichen geben, daß er sich seiner annehme und es bei sich behalten oder mit ihm nach Hause gehen wolle. „Konrad, nimm du das Hündchen auf", sagte jetzt die Dame zu dem Diener, „und bringe es nach Hause." Aber als habe das Thier diese Rede verstanden, ergriff es knurrend die Flucht und zog ängstlich einen Halbkreis auf der Wiese und blieb endlich, ein Männchen machend, im hohen Grase sitzen. Während Walter und der Diener ihre Augen dem Hündchen folgen ließen, betrachtete die Dame den jungen Fremden eine Weile schweigend von der Seite, über dessen schöne Züge eine Wehmuth, nicht zu schildern, ausgebreitet lag. Walter merkte, daß er so im Stillen betrachtet werde, ließ es aber unbekümmert geschehen, nur den Augenblick ersehnend, wo er wieder allein sein konnte. Jetzt lockte der Diener auf allerlei Weise das launische Hündchen näher; allein das Thier schien trotzig und ängstlich zugleich, und machte keine Miene zu folgen, vielmehr entfloh es, als der Diener einige Schritte auf die Wiese hinein machte, ängstlich in einem Halbkreise weiter. „Das wird nichts helfen, das verjagt ihn nur noch weiter", sagte nun Walter, über den seltsamen Ungehorsam des Thieres

etwas verstimmt. „Ich sehe schon, ich werde da allein helfen können." Mit Lächeln winkte er den Diener zurück und sagte: „Ich will nun suchen das Thier an mich zu locken." Und wirklich; der Diener war in die Allee kaum zurückgetreten und Walter auf die Wiese vorwärtsgeschritten, als das Hündchen freundlich wedelnd und bellend Schritt für Schritt entgegenkam, sich dann zu Walter's Füßen unmäßig glücklich drehte und an ihm mit Lustgebell emporsprang. Ein Vorderpfötchen des aufwartenden Thieres in der Hand haltend wendete sich Walter nun zur Dame zurück und sagte ernst-freundlich: „Gnädige Frau, das einzige Mittel ist nun wol, daß ich Ihnen das Hündchen selbst nach Hause führe; erlauben Sie es, so bin ich gern bereit." Die junge Dame war ganz still und nachdenklich geworden, jetzt erwiderte sie: „Sie erweisen mir einen großen Gefallen, wenn Sie sich zu dieser Freundlichkeit verstehen wollen. Doch betrübt es mich fast, daß Sie eines so undankbaren Thieres wegen sich bemühen sollen." „Ich erfülle Ihnen einen Wunsch, gnädige Frau, und so werde des Thieres nicht weiter gedacht." Man ging einer sehr schönen Sommerwohnung in der Nähe Wiens entgegen; Jedes schien lieber seinen eigenen Gedanken stille nachzuhängen als ein Gespräch gemeinsam anzuknüpfen. Zwar wurden dann und wann einige Worte gewechselt, doch waren sie nicht von Bedeutung. Vor dem Thore ihrer Wohnung hielt die Dame einen Augenblick stille und schien etwas wohl Bedachtes reden zu wollen, es gelang ihr aber nicht nach Wunsche. „Ich danke Ihnen herzlich" war das Ganze, was sie sagen konnte. Walter zog, von stiller Wehmuth überfallen, nur den Hut und wollte gehen; ging auch einige Schritte, bis er merkte, daß das Hündchen wieder lustig neben ihm herspringe. Sehr unwillig stampfte er mit dem

Fuße und rief: „Aber, du unbegreifliches Thier, in welche Verlegenheit wirst du mich noch bringen? Soll es denn durchaus scheinen, als habe ich dir's angethan, mir zu folgen? Geh' augenblicklich und verlaß mich, sonst muß ich noch Gewalt brauchen, um mich von dir zu befreien!" Umsonst; das Hündchen machte ein Männchen und erhob die Vorderpfötchen freundlich bittend. „Ei was soll mir das?" sagte Walter, „mit solchen Höflichkeiten ist uns Keinem gedient; komm wenigstens, daß ich dich zu deiner Herrschaft zurückbringe." Er kehrte um. Schon vor dem Hausthore kam ihm der Diener wieder entgegen und sagte: „Die gnädige Frau läßt recht sehr ersuchen, doch bis in die Wohnung hinaufzukommen, sonst werden wir das Thier in Ewigkeit nicht in unsere Hände bekommen." Noch tiefer verstimmt und doch eiligern Schrittes, als er gekommen war, folgte Walter dem Diener in die Wohnung hinauf; freudig bellend umhüpfte sie das Hündchen. In dem großen Vorzimmer stand die Dame noch in vollem Anzuge und Walter in wunderbarer Unruhe erwartend; die Thüre nach der Vorhalle war zum ungehinderten Eintritt der Ankömmlinge angelweit offen geblieben. „Gnädige Frau", sagte Walter während seines Hereintretens, „es ist mir herzlich leid, Ihnen nur einen Augenblick dieses Thieres wegen Unruhe gemacht zu haben." Die Dame erwiderte, von ihrer Unruhe könne gar nicht die Rede sein, wol aber müsse sie bedauern, Waltern eines so undankbaren Thieres wegen so sehr bemüht zu haben. Ihre Bitte wäre, daß Walter nur einige Augenblicke verweilen möchte, bis ihr Mann aus seinem Zimmer käme, um dem Wiederbringer des Hündchens, seines Lieblings, selber danken zu können. Walter wollte sich eben dieser Höflichkeit mit Entschuldigungen entziehen, als der ziemlich bejahrte Mann der Dame erschien. Es

war ein mittelgroßer, bequemer Herr mit einem freundlich runden Gesichte und gutmüthigen blauen Augen. „So ist er wieder da?“ sagte er ohne besondere Lebhaftigkeit froh. „Er lebt noch und ist frisch und gesund?“ Er meinte das Hündchen und klopfte dabei dessen Rücken einige male mit lustigem Behagen; dann vor Walter hintretend nahm er mit seinen beiden Händen dessen Rechte und sagte lächelnd: „Sie haben da mir und meiner Frau keine gewöhnliche Freude gemacht. Wollen Sie uns aber eine noch größere Freude machen, so bleiben Sie über Tisch bei uns. Sie werden zwar keine Tafel finden, aber was der gute Appetit behaglich verlangen kann, wird zur Genüge da sein; sagen Sie uns zu.“ Ueber Walter's Angesicht fuhr ein düsterer Ernst, der Niemanden entgehen konnte, dann erwiderte er etwas heiterer: „Ich muß mich wol länger und näher betrachten lassen, ob ich nicht ein Mensch voll gefährlicher Kunststücke und Zaubereien bin.“ Diese Antwort gefiel denn ausnehmend und man trat in die innern Zimmer der Wohnung und setzte sich, da eben aufgetragen wurde, zu Tische. Der Genuß wohlbereiteter Speisen und eines Glases guten Weines verfehlten eine gewisse Stärkung und Ermunterung bei Walter nicht, er wurde, wenn auch nicht viel heiterer, doch wohlgefällig redseliger. Als man aufstand, hatte Jedes von den Dreien eine nachhaltige Bemerkung sich in die Stille des Herzens zurückgelegt. Walter hatte den Blick des Herrn des Hauses auf eine Weise wunderbar gefunden, daß er sich gestehen mußte, nie etwas Aehnliches gesehen zu haben. Es lag etwas so rührend Stilles, so traumhaft Unbestimmtes in den freundlichen blauen Augen des Mannes, daß sie ebenso gewannen als leise schauern machten. Die junge Hausfrau dagegen war gewiß, in Walter's Seele stecke ein unsaglich tiefes Leid,

und kein Wunsch war nun lebendiger in ihrer Brust, als diesem Leide auf die Spur zu kommen. Ihr Gatte aber fand den jungen Fremden werth, des besten Mannes Freund zu sein. Man saß nach Tische nicht lange beisammen, als der Gatte aufstand und freundlich sagte: „Kinder, ich will ein wenig ruhen; Gewohnheit überwältigt mich, ich bitt' euch, plaudert nach Gefallen weiter, vielleicht stimm' ich nach einem kurzen Schläfchen selber wieder ein …" Was nun zwischen Walter und der jungen Hausfrau in einem langen Gespräche Liebes und Gutes, Freundliches und Ernstes verhandelt wurde, stand weder in dem Briefe, noch kann hier Alles aufgezeichnet werden. Nur so viel darf Erwähnung finden: die Unterredung war entscheidend für alle Zukunft Walter's. Gegen Abend erschraken Beide über ein ängstliches Läuten im anstoßenden Zimmer, die Hausfrau eilte hinein und kam nach einer Weile nassen Auges mit der Botschaft heraus, daß ihrem Manne plötzlich bedenklich unwohl geworden sei. Walter wollte sich entschuldigen und die besorgte Gattin nicht länger von der nöthigen Sorgfalt für den Kranken zurückhalten, aber sie erwiderte, daß sie vielmehr von ihrem Gatten den Auftrag habe, Waltern zu ihm ins Nebenzimmer zu führen, denn er habe eine tiefe Vorliebe für ihn gefaßt. Der Kranke schien auf Walter schon mit einer gewissen Ungeduld zu harren und streckte ihm von weitem schon die Hand entgegen. „Lieber Freund", sagte er, „es ist mir leid, daß ich Ihnen den Anblick eines Unpäßlichen nicht ersparen kann, ich sag' es grad' heraus, ich habe Sie lieb gewonnen und möchte Sie noch ein Weilchen reden hören. Setzen Sie sich ein wenig zu mir; nicht wahr, Sie nehmen mir's nicht übel?" Indem er so sprach, wurde sein freundlich blaues Auge leicht umschleiert und immer traumhaft ungewisser; er lächelte

wohlgefällig, so lange Walter sprach, und lehnte sich dabei bequemlich in die weiche Ecke eines Sophas zurück. Sowie aber Walter eine längere Pause machen wollte, richtete er sich immer etwas und fast heftig auf, reichte ihm die Hand hin und sagte liebevoll: „O, schön, das ist schön, daß wir uns kennen gelernt haben. Aber gehen Sie noch nicht, lieber Herr Walter; Sie müssen nun alle Tage mit uns speisen.“ Als er endlich nach seinem kleinen siebenjährigen Knaben Gustav fragte und das Kind ihm gebracht wurde, ersah Walter den rechten Augenblick, um sich zu entfernen. Die Hausfrau begleitete ihn mit feuchten Blicken bis an die Thüre. Tausend wunderbare Empfindungen bewegten sie. „Sie werden doch das plötzliche Kränkeln Ihres Gatten nicht für gefährlich halten, gnädige Frau“, sagte Walter. „Der Himmel gebe es, daß es nicht gefährlich sei“, erwiderte sie; „ich will abwarten, was der Arzt sagen wird.“ Dann fügte sie hinzu: „Meines Mannes Neigung für Menschen, die er einmal liebgewonnen, war von jeher ohne Grenzen. Sie haben sein ganzes Herz, Herr Walter, seien Sie für uns sichtbar, so oft Sie können; jedenfalls unser Gast, so lange Sie an unserer Gesellschaft Wohlgefallen finden ...“ Nicht minder als die junge Hausfrau von wunderbaren Gefühlen überkommen, verließ Walter das Haus, den Park, die nächste Umgebung und schlief die Nacht auf dem Gebirge in einer Bauernhütte. Als er andern Tages zurückkehrte und sich nach dem Befinden des unpäßlichen Gatten erkundigen wollte, kam ihm das Kammermädchen mit den Worten entgegen: „Unser gnädiger Herr ist heute Nacht gestorben.“ Walter stand eine Weile betäubt und erstarrt da und konnte nicht sprechen. Indem er noch unentschlossen war, ob er sich unberufen in den Schmerz des Hauses mengen oder sich doch lieber entfernen

solle, löste das Mädchen seine Zweifel, indem sie sagte, daß sie von der gnädigen Frau den Auftrag habe, wenn Herr Walter komme, ihn nicht fortzulassen. Mit sehr schwerem Gemüthe trat also Walter ein und fand die junge Hausfrau fast noch mehr, als er sich gedacht, in Jammer aufgelöst. Sie empfing ihn mit lautem Weinen und führte ihn an das Todtenbette und sagte unter schmerzhaftem Schluchzen: „Herr Walter, da sehen Sie Ihren schnell gewonnenen und ebenso schnell verlorenen Freund." Walter konnte sich nicht enthalten, eine schmerzliche Thräne zu weinen. Also das lag in dem freundlichen blauen Auge des gutmüthigen Mannes angedeutet? Ein so nahes Sterben verkündete der traumhaft irre Blick desselben? Walter unterließ es, die trauernde Hausfrau mit leeren Worten zu trösten, denn er wußte wol, hier könne nur die Zeit allein mildern und heilen. — An demselben Tage unternahm Walter noch den liebevoll ersonnenen Auftrag der jungen Hausfrau, in einer für sich unbedeutenden Angelegenheit eine Reise von mehren Wochen anzutreten. Hatte nun Walter erst durch ein inniges Gespräch von einigen Stunden sich zwei Herzen für die Dauer erworben, so darf man von dieser Reise sagen, daß sie die spätere fast unbeschränkte Betheiligung Walter's an allen Hausangelegenheiten eröffnete. Nach wenig Monden war ein junger liebenswürdiger Mann wie durch ein Wunder an der Spitze eines sehr wohlhabenden Hauses und ebenso bald geliebt und beneidet, wo er erschien.

Und so stand nun der ganze Hergang seines wunderlichen Erlebnisses in Walter's Briefe einfach dargestellt, und es folgte nur noch eine heitere Schilderung seines Glückes, das ihm nun von Tag zu Tage voller, reicher in dem Hause seiner Gönnerin zu Theil wurde. Das Studentchen war

so gut im Zuge des Lesens, daß er auch in den Schluß des Briefes hinüber und ihn bis zu Ende las; wir kennen ihn bereits.

Mutter Magdalene hatte nach und nach die Schürze immer tiefer von den Augen ins Gesicht herabgedrückt, je nachdem des Sohnes Schicksalswendung immer erfreulicher zu werden anfing, und die Thränen, die noch immer flossen, wurden nach und nach aus Schmerzensthränen endlich Freudenthränen. Nur gegen den Schluß des Briefes mengte sich nicht wenig Wermuth in Mutter Magdalene's Freude.

„Sehet, sehet, Herr Studentlein, was Ihr für eine prächtige Mutter habt", sagte sie. „O, ich seh' schon, daß Ihr es keine vierzehn Tage bei mir aushalten werdet, zu so einer Mutter lauft man über Hals und Kopf zurück, wenn man kaum ein paar Tage von ihr verreist ist. Ich seh' das ja auch an meinem lieben Sohn, meinem Walter, es ist gerade, als wär' ich gar nicht mehr auf der Welt vorhanden. Wär's ein Wunder", fuhr sie mit wehvoll-leiser Stimme fort, „wenn man wie die Mutter im Tirol seinen Kummer hätte über eine so liebe Mutter in der Stadt? Wird die Mutter im Tirol, von der uns gestern mein Sohn erzählt hat, ihren Sohn je wieder einmal einfangen und am Herzen halten können? Ich glaube, das geschieht auch nimmermehr wie bei mir. Und mein Sohn will so was niederschreiben und jeden Wildfremden lesen lassen — das sollt' er nicht, das sollt' er nicht! Was fällt ihm ein? Davon braucht kein Mensch zu wissen. Was geh' ich — will sagen, was geht die Mutter im Tirol die wildfremdesten Leute an? Mutter ist Mutter — und das versteht auch Niemand."

Das Studentchen blickte inzwischen mit träumerischen Augen über den Brief weg in die Luft hinein und war

ganz stilles Verwundern über den romantischen Schein, in welchem der Brief ihn seine Mutter und seinen Vater erblicken ließ; so fast verklärt war ihm seine Mutter besonders niemals vorgekommen, es regte sich wirklich jetzt in ihm ein stilles Heimweh nach der Mutter, die er mit einem lichten Schein um das Haupt zu finden hoffte.

„Ja ja", sagte er, noch immer mit unverwandten Augen vor sich hinblickend, „ja, Frau Mutter Walterin, ich werde doch für dieses mal wieder nach Hause reisen, ich werde doch lieber ein anderes mal kommen, ein anderes mal hat es mir vielleicht meine Mutter selbst erlaubt, daß ich lange bleibe, oder sie kommt gleich selbst her auf Besuch, Frau Mutter Walterin."

Mutter Magdalene erblaßte und lächelte und sagte nach einer Weile: „O, ich hab' es ja gewußt, Herr Studentlein, ich will Euch auch nicht mehr bereden, daß Ihr länger bei mir bleiben sollet, als es Euch gefällt; es sollte halt ein jedes Kind wie Ihr an seine Mutter denken, dann wär' es besser, dann wär' es gut." Ihre Stimme zitterte, die Schürze rückte wieder vom Kinn allmälig hinauf bis vor die Augen. Sie wurden unterbrochen: das Hofer-Käthchen kam mit dem Johanneslein an der Hand.

„Grüß' Gott", sagte Käthchen, „mein kleiner Rabax da läßt mir keine Ruh', bis ich ihm das Herrlein aus Wien zeige, er plagt mich schon gestern und heut den ganzen Tag." Mit freundlichem Lächeln sah sie dann dem Studentlein in die klaren Augen und setzte hinzu: „Nicht wahr, Herr Studentlein, Ihr nehmet's nicht übel auf, daß ich mit ihm komme?"

„O, gar nicht", sagte Gustav unbefangen, während Johanneslein erröthend und die Unterlippe zwischen die Zähne kneifend sich tiefer in die Schürze der Mutter hüllte.

„So red' jetzt mit dem Herrn Stadtherrlein", sagte Käthchen heiter, den Kleinen aus der Schürze wickelnd.

„Ja, red' mit mir", sagte der kleine Student: „Wie heißt du denn?"

„Johannes."

„Was hast du da?"

„Mein Schulbuch."

„Gehst du jetzt in die Schule?"

„Ja."

„Zeig' her, was lernst du denn schon?"

Johanneslein zeigte sein Lesebüchlein.

„Also lesest du schon?"

Johanneslein blätterte, bis wohin er bereits vorgedrungen.

„Schön!" sagte das Studentlein. „Ist weit in die Schule?"

Johanneslein schüttelte freier aufblickend den Kopf und zeigte über die Schulter.

„So warte, so gehe ich mit dir; ich möchte eure Schule gerne sehen."

Käthchen lachte sehr glücklich, als sie den kleinen Stadtherrn mit ihrem Söhnlein an der Hand durch das Dorf schreiten sah; Johanneslein war selig und blickte sprachlos lächelnd nur von Zeit zu Zeit dem Studentlein in die Augen. Bald umschwärmte sie die übrige Dorfjugend, die nach der Schule eilte, und Johanneslein wurde beneidet und bald auch leise geneckt. Der Lehrer sah das Studentlein kaum der Schule näher kommen, als er seinen alten Schulrock auszog und geschwinde einen bessern nahm; mit vielen Complimenten und etwas verlegen begrüßte er den feinen jungen Gast und führte ihn in die Schule, wo er nach dem Gebete sogleich eine Art Prüfung mit seinen besten Schülern vornahm. Er ließ eine Regula-de-Tri rech-

nen, fragte aus den Regeln der Unterscheidungszeichen und ging dann zum Dictando über. Bis auf Letzteres ging Alles ganz gut. Hier aber wollte selbst der Premier der Schüler nicht stich- und hiebfest sein; bis endlich das Stadtherrchen aufsprang und den letzten Satz mit staunenswerther Schnelligkeit mit Kreide auf die schwarze Holztafel schrieb; der Satz hieß:

„Gedenke, daß du ein Mensch bist und daß alle Menschen sterblich sind.“

Und das Studentchen schrieb ihn gleich auch Lateinisch darunter:

Memento, te esse hominem et omnes homines esse mortales.

„Das heißt es auf Lateinisch“, sagte das Studentchen.

Mäuschenstille war es in der ganzen Schulstube vor Erstaunen. Lächelnd sah der halb verlegene Lehrer auf den geschriebenen Satz und nickte Beifall, denn der Satz war tadellos; das Lateinische darunter umkreisten seine Blicke indessen mit gewisser Ehrfurcht, denn da stand nun mehr als er selber faßte und verstand.

Bleich, wehmüthig, verloren und vergessen saß indessen Johanneslein weitab von dem Hauptschauplatze. Sein Herz verlor sich in dem Gedanken, wie herrlich es jetzt wäre, wenn er groß wäre und sich vor dem Studentlein auszeichnen könnte; aber er tröstete sich wieder, daß er einst auch als Studentlein kommen und so leichthin Deutsch und Lateinisch schreiben werde. Er sah schon die ganze Schule wie jetzo staunen, bedachte aber nicht, daß einst, wenn das geschehen würde, die Schule längst von andern Schülern besetzt sein werde.

Erst nach der Schule suchte das Studentlein seinen kleinen Kameraden wieder auf und führte ihn an der Hand

nach Hause. Johanneslein war überselig und plauderte daheim von nichts als vom Studiren und von dem Studentlein. Alle Tage waren nun die zwei Kameraden beisammen, bis nach einiger Zeit ein Ruf an Walter und das Studentlein erging, der Beide eilig nach Wien zurückberief.

8.

Ein Brief, der ankommt und viele Unruhe verursacht.

Mutter Magdalene stand eben auf der Hausthürschwelle, als der Postbote mit seinem ledernen Ränzchen den obern Hof herunterkam.

„Wer kriegt wol heute einen Brief?“ dachte sich die Mutter. „Etwa mein Sohn Walter oder der Jäger drüben oder der Achaier von seinem Studenten?“

Der Postbote ging, als er Mutter Magdalene auf der Hausthürschwelle erblickte, weder schneller noch langsamer, machte weder ein froheres noch ernsteres Gesicht, noch rief er einen Gruß der lieben Meisterin entgegen; erst als er bereits ganz in ihrer Nähe stand, machte er wie zufällig sich besinnend plötzlich vor der Mutter Halt.

„Ihr seid halt immer der nämliche Schelm!“ sagte die Mutter mit wunderlichen Gefühlen. „Wenn Ihr nichts für uns in Euerm Ränzchen habt, da kommt Ihr von weitem schon mit Geschrei und Lachen, als hättet Ihr so viel für uns, daß wir's mit unserm ganzen Haus kaum auslösen könnten; habt Ihr aber etwas für uns, da wollt Ihr mit einer Ernsthaftigkeit vorüber, als wär' noch die ganze Post im Dorfe zu vertheilen. Ich habe schon wirklich geglaubt, Ihr wollet vorüber.“

„Nein, heute hab' ich was für Euch", sagte nun der Bote lächelnd, „es ist ein Brief an Euern Sohn, Herrn Walter."

Er wollte sein Botenränzchen, das ihm an der linken Hüfte herabhing, sogleich aufschließen und den Brief herausnehmen, aber Mutter Magdalene ließ es nicht geschehen; denn bis er hereinkäme in die Stube und ein Glas Milch und ein Stück weißes Brot gekostet hätte, könne sie den Brief nicht nehmen. Auch habe sie kein Portogeld bei sich und einen so feinen Brief, wie sie an ihren Walter kämen, möge sie nicht gleich zwischen die Finger nehmen.

Es war ein schwüler Nachmittag, der Bote ließ sich die Auffoderung zu einer so freundlichen und erquicklichen Einkehr nicht zwei mal sagen; er folgte und öffnete erst in der Stube sein Ränzchen.

„Ich hab' ihn auch schon obenauf gelegt", sagte er, „damit ich nicht lange suchen dürfe", und legte den Brief mit gewisser Vorsicht auf die Ecke des Tisches, welche Mutter Magdalene vorher mit der Schürze säuberlich blank gewischt hatte. „Er ist frankirt", fuhr er fort, als die Mutter mit Brot und Milch aus der Kammer zurückkam, „ich habe also nur zwei Kreuzer Münze zu bekommen."

Die Mutter stellte die Erquickung vor den Boten auf den Tisch hin, legte Messer und Löffel und die zwei Kreuzer daneben und sah dann, die Hände über den Rücken gelegt, mit stiller Ehrfurcht auf die Adresse des Briefes nieder.

„Er ist aus Wien", sagte der Bote, indem er sich kleine Brotspalten in die Schüssel schnitt; „mir scheint, von dieser Schrift hab' ich Euerm Herrn Sohne schon mehre Briefe gebracht, die Schrift ist sehr schön, mir scheint aber nach Allem, es ist eine Damenschrift."

Der Mutter lief es warm und wehmüthig durch das Herz.

„Wenn es dieselbe Schrift ist wie im vorigen vor acht Tagen“, sagte sie, „dann ist es schon eine Damenschrift; dann weiß ich auch von wem.“

Sie ging schnell in die Kammer, um den Brief zu holen, und zwei schwere Thränen waren gerade im Herunterlaufen über ihre Wangen, als sie mit dem Briefe wiederkam.

„Es ist kein Wunder, wenn Euer Herr Sohn seine Bekanntschaften mit reichen und lieben Frauen in Wien gemacht hat“, meinte der Postbote schmunzelnd und tapfer in die Schüssel greifend; „wenn er mir begegnet und ich kenn' ihn nicht, so grüß' ich ihn aus freien Stücken eher als nicht, weil ich fürchten müßte, ich lasse einen jungen Grafen ohne Gruß vorüber.“

Mutter Magdalene legte den ältern Brief neben den neuesten und sagte: „Ist es eine und dieselbe Schrift?“

Der Postbote schluckte etwas schneller, was er im Munde hatte, und sah herübergeneigt die beiden Ueberschriften an. „Ja“, sagte er, „es ist dieselbe Schrift.“

Die Mutter stand noch eine Weile da, mit wunderbarer Erschütterung auf die Briefe niederschauend, nahm hierauf den ältern Brief und ging damit wieder in die Kammer; an der Thüre meinte sie der verwunderte Bote plötzlich schluchzen zu hören, schnell rief er, um sich zu überzeugen: „Wo habt Ihr heute Euern Sohn?“ Mutter Magdalene faßte sich, so weit es ging, und sagte halb zurückgekehrt: „Er ist mit dem Herrn Studentlein in den Wald.“

Der Bote sah, mit dem Schluchzen vorher war es richtig gewesen.

In allerlei Gedanken aß er noch den Rest des Brotes

und der Milch, steckte die Portokreuzer ein und sah nach, ob sein Ränzlein wohl geschlossen sei; dann stand er auf und an die Kammerthüre tretend, weil die Mutter nicht mehr sichtbar wurde, rief er:

„Nun, liebe Pahlsin, Ihr kommt nicht mehr und ich muß fort; behüt' Euch Gott derweile!"

Ohne abzuwarten, ob eine Antwort aus der Kammer komme, eilte er nun weiter und begegnete draußen dem Sohne Walter, der mit dem Studentlein an der Hand eben heimkam.

„Einen Brief aus Wien habe ich gebracht", sagte der Bote mit gezogener Mütze; „ich wünsche einen guten Tag und glückliche Nachricht, Herr von Walter."

In froher Wallung ließ der Begrüßte sogleich des Studentchens Hand los und eilte gegen die Thüre; ohne zurückzusehen rief er: „Habt Ihr denn ausgerastet und Euch gestärkt?" und dem Knaben eine Münze in die Hand legend fügte er hinzu: „Lauf und gib's dem Boten."

Als Walter zur Stubenthüre hereintrat, ging zugleich die Kammerthüre auf und die Mutter kam heraus.

„Mutter, ist's wahr? Ein Brief aus Wien ist hier?" rief Walter.

„Dort auf dem großen Ecktisch . . .", erwiderte die Mutter nur und blieb schmerzvoll an der Kammerthüre stehen, jede Miene des Sohnes mit feuchtem Auge prüfend, als er den Brief erbrach und las.

„Mutter, ich muß gleich morgen wieder fort", sagte Walter unruhig auf- und niedergehend, nachdem er den Brief gelesen hatte; „meine zweite Mutter schreibt mir da in großer Angst, daß sie sich in einer Sache nicht zu rathen und zu helfen wisse, ich muß sogleich nach Wien zurück, es leidet keinen Aufschub."

Mit wehmüthiger Fassung erwiderte die Mutter nach einer Weile: „Mein Sohn, wenn es sein muß, da soll dich Niemand halten.“ Sie mußte sich neben der Kammerthüre niederlassen, es wankten ihre Knie.

„Was schreibt dir deine liebe wiener Mutter?“ fragte sie nach einer Weile und fügte dann mit einigem Zögern hinzu: „Wirst du mir auch diesen Brief wie alle andere lesen?“

Walter entfaltete den Brief und las:

„Mein lieber, lieber Walter! Kommen Sie unverzüglich nach Wien zurück, wenn Sie mich in einer drängenden Angelegenheit nicht gänzlich rathlos lassen, wenn Sie einen ungünstigen Ausgang unserer süßesten Hoffnungen nicht mit Gleichgültigkeit abwarten wollen. Der Umstand, daß auf dem letzten Testamente meines verstorbenen Mannes das Datum vergessen und ein viel älteres mit dem nöthigen Datum vorgefunden worden ist, bringt mich eben so in schweren Nachtheil der Erbschaft, als die Verwandten meines Mannes ihre Erwartungen steigern dürfen, wenn nicht aus den übrigen Papieren meines Mannes die Zeit der Abfassung seines jüngsten Testamentes nachgewiesen werden kann. Kommen Sie, kommen Sie; es ist, als könnte meinen großen Sorgen Niemand abhelfen als Sie, als müßte ein günstiger Ausgang unserer Angelegenheit so lange hinausgeschoben bleiben, bis Sie wieder bei mir sind, mein bester Freund, mein treuster Rathgeber, mein lieber guter Sohn, wie Sie sich selber gern nennen. Eilen Sie wie mit Flügeln zu mir zurück; ich sehe wohl, wenn ich es auch ertrüge, so will es ein wunderliches Schicksal nicht, daß wir lange in Abgeschiedenheit und Trennung leben. In der Hoffnung, daß Sie durch Nichts zurückgehalten

werden, meinem Rufe zu folgen, erwartet Sie Ihre getreue Wienermutter Philippine."

Den Inhalt des Briefes, der für sie viel zu hoch abgefaßt war, mit stillem Sinnen überdenkend blieb Mutter Magdalene unbeweglich auf ihrem Platze sitzen; nur einige Stellen des Briefes waren es, die ihr nur zu verständlich waren, und die ihr nun immer und immer durch die wehmuthsvolle Seele gingen.

„Mein Walter, mein lieber lieber Walter", sprach es immer lauter nach in ihrem Innern, „kommen Sie unverzüglich nach Wien zurück . . . Kommen Sie, es ist, als könnte meinen großen Sorgen Niemand abhelfen als Sie, mein bester Freund, mein treuster Rathgeber, mein lieber guter Sohn . . . Eilen Sie wie mit Flügeln zu mir zurück — es erwartet Sie Ihre getreue Wienermutter Philippine."

Es war keine Sylbe in dem Briefe, die sich auf Walter's wirkliche Mutter bezogen und nebenbei bemerkt hätte, wie er sie über seine eilige Abreise trösten und beruhigen solle, wie er die Wienermutter noch besonders bei ihr entschuldigen möchte, weil sie ihr den Sohn so unerwartet und gewaltsam entführe, im Gegentheile hieß es am Schlusse des Briefes nur: „In der Hoffnung, daß Sie durch Nichts zurückgehalten werden, meinem Rufe zu folgen, erwartet Sie Ihre getreue Wienermutter . . ."

Das war nun freilich schmerzlich, ein Kind so sehr zu lieben, als Mutter auf den ersten Platz im Herzen des Kindes Anspruch zu haben und sich doch so stillschweigend bei den dringendsten Angelegenheiten bei Seite gesetzt, übergangen zu sehen.

In ihr stilles Nachsinnen versunken merkte Mutter Magdalene nicht, welchen langen, ernsten Blick Walter auf

ihrem wehmuthsvollen Angesichte ruhen ließ, nachdem er den Brief zu Ende gelesen hatte; er war fort, als Mutter Magdalene endlich aufblickte, und ihr Mann, der gute Pahlsen trat herein.

„Du, lieber Mann", sagte Mutter Magdalene, ohne aufzustehen und noch immer in ihr träumerisches Denken versunken, „ein Brief von Wien ist wieder da und denke dir, unser Walter muß gleich morgen wieder fort, die Wienermutter will es haben; sie hat da etwas wegen eines Testaments im Sinne und da meint sie, unser Walter kann unter allen Menschen ihr alleine helfen."

Pahlsen hatte mit der Rechten den Hut an den Nagel des Drambaumes aufgehangen, fuhr sich mit der Linken über die Stirne und sah etwas gebückt vor sich nieder.

„So so", sagte er, „Mmmm . . . ja, liebes Weib, was sein muß, wird halt auf jeden Fall sein müssen. Bedenk', was die Frau in Wien für unsern Sohn gethan hat; was wäre er, wo wäre er, wenn sie ihn nicht wie ihr eigenes Kind in ihr Haus genommen und auch so verpflegt hätte? Wenn sie also schreibt, daß er fort soll, so muß er fort, es mag uns jetzt schon schwer ankommen oder leicht."

„Das sag' ich auch", meinte die Mutter und drehte sich hinweg, um ihr Angesicht nicht sehen zu lassen.

Pahlsen, der während seiner Rede nur flüchtige Seitenblicke über sein Weibchen hatte streifen lassen, sah nun ernsthaft zu ihr auf und nach einer Weile sagte er:

„Mach' ihm und dem Studentchen die Wäsche und was sie sonst noch brauchen zurecht, ich will hinaus und das Wägelchen richten, bis zur ersten Post will ich ihn und das Studentchen fahren."

Unter lauter Tumult des Zusammenlesens und Ord-

nens vergingen nun die übrigen Stunden des Nachmittags, denn in der Hoffnung eines andauernden Aufenthalts hatte man Kleider und andere Dinge aus den Koffern bereits durch die ganze Wohnung zerstreut.

Mutter Magdalene zeigte sich indessen musterhaft in ihrem heimlichen Kummer; sie ließ keine Sylbe fallen, daß sie gegen die schnelle Reise etwas einzuwenden habe, sie war nur Thätigkeit den ganzen Nachmittag und bis in den Abend hinein und als nun endlich die Koffer wohlgepackt, verschlossen und mit Adressen versehen waren, sagte sie nur zu Walter und dem Studentchen:

„Gehet jetzt und schlafet aus, es wird sehr früh zum Aufbruch kommen."

Das Studentlein sprang geschwinde noch ins Hofer-haus hinüber und nahm von seinem kleinen Kameraden, dem Johanneslein, Abschied; zurückgekommen ging er bald darauf zu Bette.

„Gute Nacht, Mutter", sagte Walter.

„Gute Nacht, Frau Mutter Walterin", sagte das Studentlein.

Höchst sonderbar und schmerzlich war es unserm guten Vater Pahlsen, als er bald darauf sein Weibchen bitterlich in das Kopfkissen weinen hörte. Doch war sie die Erste aus den Federn, als der Hahn zum ersten mal rief, und stellte den Kaffee auf den Tisch, bevor die Reisenden noch mit ihrem Anzuge fertig waren.

Mit wahrem Heldenmuthe ertrug die Mutter ihres Sohnes Abschied, als er ihre Hand ergriff, sie dann auf die Wange küßte und sagte:

„Nun, Mutter, ich hab' Euch doch noch immer am liebsten auf dieser Welt. Lebt wohl und betrübt Euch nicht zu sehr, daß ich diesmal so eilig fort muß, vielleicht

komm' ich eher, als Ihr denket, wieder. Ich will Euch die Wienermutter herzlich grüßen!"

„Bleib' gesund, mein Kind", sagte die Mutter und nickte zu den letzten Worten des Sohnes; dann bei Seite tretend zog sie die Schürze über die Augen und weinte bitterlich, bis die Reisenden endlich bequem genug und zur Abfahrt bereit auf dem Wägelchen saßen.

„Geltet, Herr Studentlein, geltet", sagte sie dann mit verweinten Augen wieder hinzutretend, „so wollt Ihr auch Euer Wort nicht halten und bei mir den Sommer bleiben! Was muß Eure liebe Mutter für eine ganz andere liebe Mutter sein, daß Ihr vor Freuden zittert, wenn es heimwärts heißt nach dem schönen Wien. So grüß' Euch Gott und kommt bald wieder, ich möchte Euch auch immer eine gute Mutter sein wie Eure Mutter meinem Walter!"

Das Studentlein reichte ihr die Hand hinunter und sagte:

„O Frau Mutter Walterin, es ist sehr schön bei Euch und ich werde schon kommen, wenn es mir wieder einmal erlaubt sein wird."

„Eure liebe Mutter wird es Euch halt nicht gern erlauben?" sagte Mutter Magdalene.

„O ja, Frau Mutter Walterin", erwiderte das Studentlein; „zur guten Mutter des Herrn Walter wirst du immer dürfen, so oft du willst und Ferien hast, hat meine Mutter bei der Abreise gesagt."

„Hat sie das gesagt?" erwiderte Mutter Magdalene mit einem Anfluge lebhafter Freude. „Ja, Ihr sollet immer bei mir gut aufgehoben sein!"

„Nun, ich fahre, liebes Weibchen", sagte jetzt Vater Pahlsen mitten drein. „Hast du uns noch etwas zu sagen?"

„Nein, jetzt nichts mehr", erwiderte die Mutter vom Wägelchen zurücktretend und die Schürze aufs neue wehmuthsvoll über das Kinn schlagend; eine Thräne schlug die andere, indem sie ihr Auge unverwandt auf ihrem Sohne ruhen ließ und halb laut hinzufügte:

„In Gottes Namen, mein Sohn, gib Acht und verwahr' dich wohl und denk' an deine Mutter . . ."

Als das Wägelchen bereits eine Strecke zwischen den Feldern weiter gefahren war, dachte Vater Pahlsen:

„Weil sich mein liebes Weib so heldenmüthig gezeigt hat, daß es meinem Walter nicht aufgefallen ist, so will ich's lieber noch verschweigen, was ich an ihr seit einiger Zeit bemerke — es ist doch so: sie ist eifersüchtig, daß ihn neben ihr noch eine andere Mutter so in Lieb' und Pflege bei sich haben soll . . ."

Walter aber dachte:

„Weil ich den Vater bei allem Dem so ruhig und ohne Argwohn sehe, so will ich ihm auch diesmal keinen Wink noch geben — o liebenswürdiges, himmlisches Mutterherz, das nicht ertragen kann, daß mir von zweiter Mutterhand die Liebespflege werde, die du mir allein gewähren möchtest!"

Als das Wägelchen endlich von den steinigen Feldwegen auf die Poststraße hinüberlenkte, blickte Vater Pahlsen zufällig zurück und sagte fast erschrocken:

„Da steht auf dem nackten Berge dort ein einzelner Mensch, es ist ein Weibchen; geh', schau durch dein «Sperpegif», lieber Walter, ob es nicht gar die Mutter ist, die uns von dort herunter nachsieht?"

Walter sah durch seinen Tubus und rief erschüttert:

„Ja, bei Gott, Vater, es ist die Mutter; sie hat die

Schürze um den Mund geschlagen und blickt uns unbeweglich nach!“

Die Reisenden sahen eine gute Weile zurück und suchten der nachblickenden Mutter durch Winken mit Tüchern noch freundliche Abschiedszeichen zu geben; indessen schien sie diese nicht deutlich genug wahrzunehmen.

„Jetzt ist sie den weiten, rauhen Weg gelaufen und hat den schwindeligen Berg erstiegen, daß sie uns nur eine Weile noch sehen könne“, dachte Vater Pahlsen.

Walter dachte tief ergriffen:

„So darf es nicht lange mehr dauern, sie muß das Wahre bald erfahren . . .“

Als Vater Pahlsen von der ersten Poststation wieder zurückfuhr, dachte er wol nicht, wie bald er diese Straße wieder fahren würde.

9.

Ein Brief, der nicht ankommt und die Unruhe vermehrt.

Vierzehn Tage waren vorüber, aber kein Brief aus Wien war angekommen.

Mit seltener Unruhe dachte Vater Pahlsen: „Es wäre doch recht schlimm gefehlt, wenn in acht Tagen noch kein Brief da wäre.“

Aber es kam auch während der folgenden acht Tage kein Brief von seinem Sohne.

„Es ist nur wegen seiner Mutter, die wieder denken wird wer weiß was“, dachte mit vermehrter Sorge Vater Pahlsen. „Ich will noch ein mal acht Tage zusehen, dann geh' ich aber nach. Wer weiß denn, wo es wieder fehlt?

Ein Brief liegt oft ein halbes ewiges Leben lang auf einem Seitentischlein und kein fauler Bote will ihn alleine unter die Leute tragen, bis er Kameraden kriegt; so hat man in drei Wochen oft einen Brief und man könnt' ihn in zwei Tagen haben."

Ohne seinem Weibchen zu sagen, wohin er gehe, machte sich Pahlsen wirklich eines Tages auf den Weg nach der Post und fragte da:

„Ist der Herr Postmeister zu Hause?"

Man erwiderte: „Der Herr Postmeister ist auf dem Felde."

Pahlsen fragte weiter: „Wo ist des Herrn Postmeisters sein Feld?"

Man erwiderte: „Des Herrn Postmeisters sein Feld ist da draußen rechter Hand links, wenn man zwischen den Häusern dort hinausgeht hinten herum."

Pahlsen dankte lächelnd: „So, so; ich sage meinen Dank und meine wol, ich soll's noch finden."

Und als er endlich des Herrn Postmeisters Feld gefunden hatte, fragte er einen Arbeiter: „Treff' ich da ihn selber, den Herrn Postmeister, auf seinem Felde?"

„Nein, den trefft Ihr jetzt schon nicht mehr da, den Herrn Postmeister, auf seinem Felde, aber Ihr werdet den Herrn Postmeister da drüben um das Wäldchen herum am Bach hinunterwärts auf einer Wiese treffen; gerade ist er hin."

Auf des Herrn Postmeisters Wiese gras'te eine kleine Magd und die fragte Vater Pahlsen nun: „Ist das des Herrn Postmeisters seine Wiese, meine Liebe?"

„Ja, ja, das ist sie schon des Herrn Postmeisters seine Wiese; der Herr Postmeister ist da gewesen, aber ist

den Augenblick wieder fortgegangen; zu Hause trefft Ihr ihn."

Zu Hause war nun wirklich die Kanzleithüre offen und Vater Pahlsen trat herein.

„Herr Postmeister", sagte er, „ist kein Brief da an Jakob Pahlsen?"

„Pahlsen?.. Pahlsen?.. aus Wien?" fragte der Postmeister.

„Ja, aus Wien", antwortete Vater Pahlsen.

„Richtig, ja ich glaube; ich habe schon vor einiger Zeit einen Brief da auf die Seite gelegt, mir scheint, er ist für Euch; Pahlsen also — Pahlsen... Ich werde ihn gleich haben, er muß da unter den Papieren liegen... Pahlsen, Pahlsen... Nun, da ist er schon... Aber halt! Ich habe mich geirrt; der Brief ist zwar aus Wien, aber an Herrn Herrn Graniggelpeter in Wulfingen."

Vater Pahlsen hatte schon gemeint, den Brief des Sohnes in der Hand zu halten; jetzt sagte er betrübt: „So also ist von meinem Walter kein Brief da? Liegt vielleicht noch ein Brief unter den Papieren? Vielleicht ist der für mich."

„Nein, nein, ich habe keinen als diesen bei Seite gelegt; wenn nicht der Postbote einen Brief für Euch mit fort hat, so ist keiner für Euch angekommen."

„Dann bitt' ich nur, Herr Postmeister, wenn ein Brief aus Wien für mich ankommt, so legt ihn nicht auf das schöne Seitentischchen, die Ehre ist gar zu viel, aber schickt mir ihn expresse ins Haus, der Bote mag kosten, was er will; es kommt mir Alles darauf an, daß ich den Brief je eher je lieber in Händen habe."

Mit schwerem Herzen ging Vater Pahlsen wieder heim. Ihm war die ganze Angelegenheit eigentlich nur der Mutter

wegen wichtig, denn es entging ihm nicht, wie seltsam unruhig diese gegen sonst ihr Commando im Hause betrieb, wie sie oft mitten in ihrer stürmischen Lebhaftigkeit nachsinnend stille hielt, tief wehmuthsvoll aufathmete und dann ängstlich, als besorgte sie belauscht zu werden, in ihrer Arbeit sehr geschäftig fortfuhr.

„Ich habe doch groß gefehlt", dachte sich Vater Pahlsen auf dem Heimmarsch, „daß ich meinem Walter das Geheimniß nicht doch lieber eingestanden habe. Es wäre zum wenigsten nicht das geschehen, daß wir jetzt einen Brief wie einen Bissen Brot in großer Hungersnoth erwarten müssen — das wird noch großes Uebel setzen."

Sich besinnend, wie lange er nach der Post und wieder nach Hause auf dem Wege sei, dachte er weiter:

„Jetzt werde ich heimkommen und es wird aufgefallen sein, wo ich so lange gewesen bin; was sage ich, wenn ich gefragt werde? Was hilft's, die Wahrheit muß ich dennoch sagen."

Er hatte Recht.

Kaum in die Stube getreten, fiel auch schon eine lebhafte Frage um die andere über ihn her.

„Wo gehst du denn herum einen geschlagenen halben Tag, daß kein Mensch errathen kann, wohin du verschwunden bist?"

Es war Mutter Magdalene, die so fragte.

„Auf der Post bin ich gewesen, weil ich gerade nichts Wichtiges zu schaffen gehabt habe — wer weiß denn, wo es steckt: ich meine, unser Sohn hätte schon lange geschrieben, sein Brief ist aber noch nicht da."

Mutter Magdalene stand am Fenster, die linke Hand über die Brust legend, die rechte darauf stützend; eine wehmüthige Röthe zog langsam aus der Tiefe der Brust durch

ihre Wangen und nach einer Weile sagte sie mit schmerzlichem Lächeln, ohne zu Vater Pahlsen aufzublicken:

„Ja, ja ... vergessen und versunken!"

Mit gewisser Ruhe verrichtete sie hierauf ihre Arbeiten wieder und Niemand außer Vater Pahlsen ahnte, was in ihrem Herzen vorging.

In derselben Nacht geschah etwas zum Entsetzen Pahlsen's und des Hausgesindes: um Mitternacht läutete auf einmal das Glöcklein, welches sonst als wohlklingender Morgenruf die Leute weckte, gellend durch das Haus. Pahlsen fuhr aus dem Schlafe auf und sah Mutter Magdalenen heftig und rastlos an dem Stricklein neben dem Bette reißen.

„Um Gotteswillen", rief er, „Weibchen, was gibt es, was machst du? Sind Diebe im Haus? Ist Feuer ausgebrochen?"

Immerfort läutend sagte Mutter Magdalene: „Siehst du denn nicht, heller Tag ist's und wir schlafen Alle noch! Mein Gott, o Gott, ich habe lauter Feuer und Flammen in meinem Blut — was ist das für ein verschlafenes, todtes Leben in unserm Haus! Draußen hör' ich die Halsglöcklein der Thierheerden schon, die Peitschen knallen und die Leute rufen, nur unser Haus liegt brunnentief im Schlaf! Auf, auf! Steht Niemand auf? Will Niemand hören?" Und sie fuhr fort an der gellenden Glocke zu reißen.

Pahlsen erhob sich und ging zum Fenster.

„Licht ist's genug", sagte er, „doch ist's nicht Tageslicht, o Weibchen. Laß' doch gleich vom Läuten ab; nicht Tag ist's, liebes Weibchen, Nacht ist's, Mitternacht erst, es scheint nur der Mond so hell."

„So hab' ich nur im Traum vermeint? .. O Mann,

o Mann, was leid' ich und wie ist mir!" sagte Mutter Magdalene und ließ vom Läuten ab. „Feuer, Feuer, Feuer in Mark und Bein, o das geht mir an das Leben!"

Erschrocken und erschüttert über den wehvollen Klageton kam Vater Pahlsen vom Fenster schnell zum Bett zurück und sagte: „Magdalene, so schlimm ist dir? Sag', bist du krank?"

„Krank, krank, krank ...", sagte Mutter Magdalene traumhaft schmerzlich wieder in Schlaf versinkend — „O mein armes Schäflein, fremd ... so fremd ... so fremd ..."

Schweigend und betrübt blieb Vater Pahlsen vor dem Bette stehen und sah eine Weile auf sein unruhig entschlummerndes Weibchen nieder; dann dachte er:

„Ich muß das Haus zufriedenstellen, kein Mensch wird wissen, was es gibt."

Der eine Knecht war eben heimgekommen und wollte sachte durch die Bodenthüre zu seinem Bette schleichen, denkend: „Es ist erst Mitternacht, da schläft sich's noch zwei, drei Stündchen recht glückselig" — da entsetzte ihn der wahnsinnig gelle Glockenton in solcher Weise, daß er wie angewurzelt stehen blieb und mit keinem Schritte vorwärts konnte. Die Magd saß aufgeschreckt im Bette, streifte sich das aufgelöste Haar in Ordnung und griff nach ihrem Kopftuch in der Meinung, es sei Morgen, aber die schlaftrunkenen Augen wollten sich nicht öffnen und die erschrockenen Sinne wollten noch nicht ganz erwachen. Da kam Hausvater Pahlsen die Stiege herauf und sah den Knecht in voller Kleidung und sagte:

„Was? So hat es dich so schnell aufgeschüttelt? Zieh' dich nur wieder aus und ruh' noch eine Weile, ich will dich schon später wieder wecken." Auf den Mägdeboden

hinüberrufend sagte er: „Bleibt nur liegen noch, es ist zu früh, die Mutter hat im Traum geläutet.“

Schlaff legten sich die Mägde wieder zurück, der Knecht ging seinem Bette zu und dachte: „Das paßt gut“; doch kummervoll stieg Vater Pahlsen wieder die Treppe hinunter, ihm ahnte, was kommen dürfte: andern Morgens stiegen Alle gesund und munter aus ihren Betten, nur Mutter Magdalene nicht, sie lag im Fieber.

Vater Pahlsen ging zum Arzte und sagte:

„Herr Doctor, um Rath hätt' ich gebeten! Was meint Ihr, Herr Doctor: Wir hätten zum Beispiel einen Sohn, einen wohlgerathenen, guten Sohn, und den Sohn hätten wir studiren lassen und er hätte auch mit Gottes Beistand glücklich bis hinauf studirt, wo es eine kleine Stadt nicht weiter bietet und eine große Stadt vonnöthen wird; jetzt hätten wir den Sohn nach Wien geschickt und es wäre noch immer jede höhere Schule auch vom Fleck gegangen, nur die Mittel, Herr Doctor, die Mittel hätten sich für eine so theuere Stadt nicht mehr finden wollen. In dieser großen Zwänge, Herr Doctor, käme jetzt auf einmal ein Brief von unserm Sohn und aller Noth wäre auf einmal abgeholfen — unser Sohn wäre in Wien in einem reichen Haus gut aufgenommen, geschätzt und geliebt, mit Allem versorgt und versehen, die herzgute reiche Frau die nähm' sich seiner an wie eines eigenen lieben Kindes, sodaß alle Sorg' und Bekümmerniß leicht ein Ende haben könnte; aber da finge die rechte Noth erst an. Die Mutter auf dem Lande kann nicht denken und ertragen, daß jetzo in der Stadt eine andere Mutter in der Stadt ihren Sohn verpflegen und freundlich halten soll, und da versperrt sie ihren Kummer erst in aller Stille in ihr gutes Herz, möchte keinem Menschen davon etwas sagen, geht aber abgejam-

mert genug herum, daß man es von weitem sehen und errathen kann; schlaft jetzt kaum mehr eine Nacht, fährt auf und weckt das ganze Haus, eh' sich ein Haushahn noch hat hören lassen, und mit einem mal heut Morgen liegt sie im Fieber und vermag sich gar nicht mehr. Was ist da zu thun, Herr Doctor? Den Rath hätt' ich mir gern erbeten."

Der Doctor fragte: „Ist das die Geschichte von Euerm Sohn und seiner Mutter?"

„Herr Doctor, ja; was ist zu thun?"

„Geht nur heim voraus", erwiderte der Doctor, „ich muß die Kranke sehen, ich komme nach."

Der Doctor kam und verordnete gegen das Fieber; Nachmittags in einer guten Stunde aber verordnete Vater Pahlsen etwas für das Herz der Kranken und das war viel besser als der Rath des Arztes.

Er setzte sich nämlich vor das Bett der Kranken und sagte so:

„Nun, liebes Weibchen, wie ist dir jetzt?"

„Gut, besser, besser ... ich weiß nicht recht ...", erwiderte Mutter Magdalene.

Er nahm sie bei der Hand, befühlte sie und sagte weiter:

„Die Hand ist nicht so heiß mehr wie vor Mittag, nun so Gott will, wirst du wieder bald gesund; nur Geduld, Geduld, mein liebes Weibchen, dann wird Alles wieder gut... Sag' mir, wenn du wieder gesund bist, was dir lieb ist, Alles was in meinen Kräften steht, das sollst du haben. Ich weiß, du hast manchmal eine Sehnsucht, ein Schüsselchen Kaffee zu trinken: du sollst Kaffee haben, es wird nicht über unsere Kräfte gehen, wenn du alle Tage ein mal die Freude hast; du sollst die Woche zwei mal auch

vom Fleische etwas haben, vom schweren Mehl verlang' ich nicht, daß du noch länger allein lebst. Denk' nach, was du sonst von neuen Kleidern willst, ich möchte dir auch da nichts Nöthiges versagen. Dann, wenn du wieder dastehst, gesund und frisch, zum Trost der Kinder und zu meiner Freude — da wirst du mich auf einmal am Wägelchen klopfen hören, die Räder werde ich prüfen, den Sitz ausbessern und überpolstern lassen, du wirst mich öfter um den Rappen sehen, bis er glänzt als wie ein Grafenroß — Magdalene, werde ich sagen, Roß und Wägelchen sind bereit, wie wär's, wann machen wir unversehens die Probirfahrt und besuchen unsern Sohn in Wien? Da wir Roß und Wagen haben und auch sonst mit Kost uns wohl versehen können, was kann die ganze Freude kosten? Denk' dir den Walter, der sich nimmer kennen wird vor Glückseligkeit, wenn er uns sieht; denk' dir, wir sehen auch einmal sein zweites Mütterlein und sehen Wien, das große schöne liebe Wien, mein gutes Weibchen, was sagst du? Was meinst du? Wie gefällt dir dieser Streich?.. Schau, wie du lächelst, schau, wie dir leichter ist — geh', geh', leg' dich nicht auf die andere Seite, ich sehe doch, wie dich's freut, daran zu denken..."

Ein Verklärungsschein ergoß sich über Magdalenens Angesicht, ins tiefste Wesen drang ihr dieser Freudenantrag.

Gegen Abend erneuerte sich das Fieber freilich wieder, aber schon merklich schwächer als den Tag zuvor; andern Tages saß Mutter Magdalene schon im Bette auf, sie phantasirte nicht einen Augenblick mehr, der Doctor fand sie auch auf dem Wege der Genesung; am dritten Tage war die Kranke schon viele Stunden außer Bette, am vierten Tage stand sie heiterer als vor ihrer Krankheit an der

Spitze ihrer Hausgeschäfte. Nie war sie inniger im Umgange, rastloser in ihren Arbeiten, vertraulicher mit den Leuten im Hause gewesen als jetzt.

Die ältere Magd nahm sie noch denselben Tag geheimnißvoll zur Seite und sagte:

„Komm, daß ich dir etwas insgeheim vertraue! Elis', du wirst in kurzem meine Stell' vertreten müssen, im Haus die Aufsicht führen, kochen, auf die Kleinen achten; ich verreis'. Halte mir brav Ordnung, laß' mir keine Noth ins Haus und wegen meiner Kinder will ich dir das Letzte schon noch sagen. Sonst schweig' jetzt noch; wann ich verreis', das wirst du noch erfahren."

Den Oberknecht nahm sie andern Tags zur Seite.

„Was macht der Rappe", sagte sie. „Ist er wohl beschlagen? Fütterst du ihn gut? Gib ihm, was er mag, Hafer, wenn du meinst auch etwas Korn; er wird bald Kräfte brauchen, ich und mein Mann verreisen nächstens. Jetzt sieh dazu, was ich dir mitbring', wird dir's gut verlohnen; sonst aber schweig' fürs Erste noch davon, verstehst du? Weiter braucht's Niemand zu wissen."

Vater Pahlsen bemerkte das recht gut und wollte nicht erscheinen, als habe er auf sein Versprechen schon vergessen. Er klopfte und prüfte und verbesserte am Wägelchen so eifrig, als sei es ihm nun wirklich voller Ernst mit dieser Reise; indessen wünschte er nichts inniger, als sie aufzugeben, denn ihm entgingen die Beschwerlichkeiten nicht, die eine solche Reise mit sich bringen mußte. Den Wunsch zu reisen nach und nach zu schwächen, schob er erst die Zeit ins Weite, wann zu reisen wäre, und gewann den Doctor, daß er eine Reise vor Verlauf von wenigstens sechs Wochen durchaus für unzulässig hielt; dann sprach er in vertrauten Stunden von Dem und Dem, gegen was sich die

Mutter auf der Reise wol zu hüten habe, und wenn sie sagte: „Gott gerechter, muß so ein Reisen was beschwerlich sein!“ da fiel er sogleich ein: „O Kind, was meinst du denn? Das ist von den Beschwerden noch kein kühler Thau! Von den Nachtquartieren höre erst, von den dunstigen Wirthshausstuben, die man Nachts von einer Eck' zur andern mit Stroh bestreut, auf das sich dann alles mögliche Gesindel hinniederstürzt: Viehhändler, Bettler, Juden, Pfannenflicker, Handwerksburschen, Betrunkene und noch allerlei andere Fremde, die dir alle verdächtig scheinen werden; da kannst du rufen: Gott gerechter, muß so ein Reisen was beschwerlich sein!“

Aber desungeachtet lenkte Mutter Magdalene immer ein:

„Wer etwas so Gutes und Liebes will, wie wir, der muß sich doch nicht schrecken lassen.“

Da kam eines Tages endlich ein Brief von Walter. Er schrieb, daß er glücklich in Wien angekommen sei, entschuldigte sich, daß er so lange nicht geschrieben habe, denn er hätte gar zu viel zu thun gehabt, nun aber sei die Angelegenheit der Wienermutter glücklich in Ordnung und er hoffe bald wieder Vater und Mütterlein daheim besuchen zu können. Folgte hierauf ein schöner Herzensgruß von der Wienermutter und von dem Studentlein extra.

Vater Pahlsen jubelte innerlich, als der Brief gelesen war, denn er meinte nicht anders, als die Mutter werde den Gedanken an die Reise nun von selber fallen lassen.

Aber er irrte sich gewaltig; gerade jetzt erst beschloß die Mutter unabänderlich zu reisen.

In gelinder Verzweiflung kaufte er daher nächsten

Nachmittages Zucker und Kaffee und brachte sie mit den Worten heim:

„Da sieh, mein liebes Weibchen, ob ich mein Wort auch halten kann! Da hast du und das sollst du daheim nun alle Tage haben.“

Er dachte: hat sie ihn nur ein mal recht verkostet, er hält sie schon zu Hause, die Weiber müßte ich nicht kennen!

Aber die Mutter sagte: „Ehvor wir reisen, fang' ich nimmer damit an, und wenn ich heimkomm', will ich ihn auch wie bis jetzt gerathen, unser Haus erschwingt so Schleckereien nicht.“

Eines Tages brachte Pahlsen ein schönes Seidenhalstuch für Mutter Magdalene und eine schwere Masse Stoffe für Kinderkleider heim.

„Ehvor wir reisen“, sagte er, „mußt du ja auch sorgen, daß Alles noch wol fertig wird; man muß die Kleinen erst gut versehen, ehe man verreist.“

Er dachte: ehe sie die Näherin und den Schneider einfängt und das Alles fertig wird, vergehen Wochen; so verdräng' ich sie bis zur Ernte hin, dann ist's von selbst mit allem Reisen aus.

Aber Mutter Magdalene sagte: „Lieber Mann, das Alles muß ruhn und bleiben, bis wir wiederkommen;“ sie zählte auf den Fingern ab, daß die Kinder noch mit Kleidern wohlversehen seien, und dagegen war nichts einzuwenden.

Seufzend ergab sich Vater Pahlsen endlich drein.

Er schrieb in aller Heimlichkeit mit ungeheuern Buchstabenhaken einen Brief an seinen Sohn in Wien, darin er ihm seine baldige Ankunft vermeldete. „Um Jessu Kristi wilen“, schloß er, „ich häd der Reiß noch gern die Rad-

sperr' angeleggt, alleine die Mutter ist einmal schon im Lauf, ich halt sie nimer auff."

Dann ließ er Vorrath für die Reise kochen, den Rappen frisch beschlagen, packte ein, und als die letzte Nacht vor der Abfahrt sich zu lichten anfing, brach er mit der Mutter in aller Stille auf. Sie gab mit weinenden Augen der ältern Magd ihre letzten Befehle, die Kinder wohl zu halten; der Vater sagte zu dem Rappen „hi" und weiter ging es nach der Straße, auf der sie Wien erreichen sollten.

10.

Die Reise nach Wien.

Die Mutter Magdalene war niemals eine Meile weit über die Heimat hinausgekommen. Als nun heute die Sonne aufging, hatte sie bereits alle bekannten Gegenstände der Heimat hinter sich und vor sich lauter fremdes Land und lauter fremde Wohnungen und Menschen.

Ein tiefes Schauern überkam sie bei dem Gedanken, wie jung die Kinder oft von ihren Aeltern und aus der Heimat müssen, wie trostlos es ihr schiene, wenn sie auf der einförmigen Straße alleine weiter müßte.

Rechts und links standen bald Wälder in leichten Morgennebeln düster-schweigsam da, ihre Bäume schienen, indem der Rappe vorwärts schritt, geräuschlos und traurig durcheinander zu gehen; bald starrte ein verwitterter Fels so kahl und schläfrig in die Lüfte, oder ein nebelhauchender Abgrund schoß knapp neben der geländerten Straße in die Tiefe. Wiesen und Felder sahen den Reisenden gleichgültig

im Morgenlichte nach, auf der Straße kam ihnen Niemand entgegen als dann und wann ein Handwerksbursche, den das Ungeziefer so früh aus der Wirthsstube versprengt hatte, oder ein schwerer Fuhrmannswagen, der in der kühlen Morgenluft vorwärts trachtete, um während der heißen Mittagssonne rasten zu können.

Wie schmiegte sich Mutter Magdalene enger an Vater Pahlsen, jetzt den einzigen bekannten lieben Menschen in der Fremde, der sie schützte, für sie sorgte, den sie doch unter lauter fremden Gegenständen immer vor Augen haben konnte. „Ein Mann ist doch was Rechtes werth", dachte sie im Stillen, „was wär' ich da in der weiten Welt alleine, hätt' ich meinen lieben Alten nicht bei mir?" Selbst der Rappe, das Wägelchen, jedes Tuch und jedes Päckchen auf dem Wägelchen gewannen jetzt in ihren Augen sehr an Werth; ihr war schon leichter, wenn sie nur etwas Bekanntes unter so vielen unbekannten Dingen erblicken konnte.

Einmal schaute sie mit freudiger Bewegung in die Lüfte, als würde sie erst jetzt auf noch etwas sehr Liebes und Bekanntes aufmerksam: die Luft bis zu den Wolken erscholl von Lerchengesang.

„Das ist doch schön", bemerkte Mutter Magdalene, „die lieben Lerchen hört man überall, wohin man kommt; es ist gerade, als thäten sie uns wie getreuliche Bekannte vom Hause her überall hin folgen, daß sich der Mensch auf seiner Reise nicht gar so fremd und verlassen vorkomme in der Welt."

Als man bald darauf ein fremdes Dorf erreichte, hier und da sich langsam eine Hausthüre aufthat und in die frische Morgenluft ein schlaftrunkener Mensch heraustrat, um sich beim Brunnen zu waschen, da sagte Mutter Magdalene:

„Du, Alter, jetzt werden die Unsern daheim wol auch schon aufgestanden sein und Eins ums Andere sichtbar werden; wenn mir nur mit den Kindern kein Unglück geschieht, das macht mir den allergrößten Kummer."

„Sei nicht kleinmüthig, Magdalene", sagte Vater Pahlsen; „die Elis' wird ihre Sache schon vorsichtig machen, ihr dürfen wir die Kinder mit gutem Gewissen anvertrauen. Das Glück ist, daß wir heuer gerade Ehehalten haben, die Einem durch die Bank treu sind, denen man schon einmal auf ein vierzehn Tage eine rechte Hand lassen darf. Von unserm Oberknecht erwart' ich eben auch gewiß eine rechte Ordnung im Haus, das allein besorg' ich, daß er sein Herrenrecht gar zu strenge führen möchte; etwas nachsichtig dürfte er schon Das und Das befehlen, einem Mitehehalten ist selten leicht gehorsamt wie dem Herrn von Rechtswegen."

„Die Kinder werden jetzt noch schlafen", fuhr die Mutter mit erinnerungsseligen Blicken fort. „Wie werden sie schauen und fragen und nach der Mutter rufen! Sie werden im Anfang von der Elis' gar nichts wissen wollen, bis doch zuletzt das Rufen und Wehren nichts helfen wird und sie der Hunger endlich aus den Betten plagt. Die Elis' hat eigentlich einen schweren Stand, bis wir wieder kommen. Was wird die Arme für Geschichten und Ausreden ausstudiren müssen, bis sie den Kleinen ihre Neugier etwas abstillt; es wird nicht zu ertragen sein, wenn mitten in der besten Geschichte Eins von den Rabaxeln mit der Anfrag' durchfährt: Aber wo ist die Mutter, aber wann kommt der Vater?"

„Ihr Stand ist wirklich nicht der allerbeste", sagte Pahlsen.

„Der Friedel wird immer das Oberhaupt der Rebellion

sein, der wird die Andern tausend mal im Tag der Mutter und dem Vater entgegenführen und immer unverrichteter Sach' wieder heimkehren müssen. Bald wird er ihnen weismachen, Wien liegt gegen St.-Anna hin, bald wird es hinter dem Föhrenwäldchen liegen, bald über den großen Stein hinaus — ich wollt', ich könnte ihren Gesprächen zuhören, es wäre mir oft ein Trost und eine selige Freude."

„Das kannst du auch einmal wieder; weil das Reisen hat geschehen müssen, so gib dich nur im Guten drein", sagte Vater Pahlsen und schnalzte mit der Zunge dem Rappen, daß er die mälig aufsteigende Höhe frischer in die Zügel schieße.

Einen gemeinschaftlichen Trost fanden Beide in dem Gedanken an den sechszehnjährigen Loisl *), dessen Gegenwart immerhin von nützlicher Bedeutung war, sofern es wirklich eine Wirrniß zu Hause geben sollte.

Von den Kindern und von den Dienstboten ging das Gespräch bald auf die Nachbarn und auf alle Angelegenheiten des Dorfes über, und während sie mit jedem Schritte des Pferdes weiter von dem heimatlichen Schauplatz sich entfernten, rückte jeder heimatliche Gegenstand ihrem vollen Herzen näher, alles Gute wurde mit warmer Liebe durchgesprochen, alles Ueble, wenn auch mit vieler Nachsicht, so doch streng genug verurtheilt.

„Gott, wie sind die Menschen oft!" rief Mutter Magdalene ein mal aus; „so nahe beieinander leben sie, müssen sich immer unter den Augen sein, brauchen Eins das Andere im Jahr herum so oft, und doch kann's immer Etwas geben, was sie untereinander bringt. Es sollte halt Jedes ein mal auf Reisen gehn, da wird man inne, was es

*) Aus dem „Hofer-Käthchen" uns erinnerlich.

Liebes ist, zu Hause sein bei den Seinen und unter lauter Nachbarn und Bekannten!"

Während solcher Gespräche erstieg der Rappe mit dem Wägelchen rüstigen Schrittes einen Hochzug der Straße, von dem aus man das schöne fruchtbare Angelthal vor Augen hatte, mit Dörfern, Märkten, Städtchen und einer Stadt besäet; aus buntgrünen Auen stiegen Hügel auf mit Kirchen oder Burgen auf den Häuptern, und hinter diesen gegen West und Südwest überragten Waldgebirge sich und bildeten die Grenze.

„Gott, wie groß ist die Welt!" rief Mutter Magdalene aus; sie hatte so viel Land und Menschenwohnungen in ihrem Leben nie vor Augen gehabt.

Lächelnd erwiderte Vater Pahlsen: „Mein Kind, du verwunderst dich zu früh. Wenn wir über die Berge dort (er zeigte gegen Südost) hinaus sind, wirst du wieder so viel Land und noch viel mehr erblicken und überall andere Menschen und andere Menschenwohnungen."

Nach einer Weile stillen Nachdenkens fragte Magdalene nach derselben Richtung zeigend: „Schau einmal dorthin, was ist denn das Weiße dort, es ist wie ein weißer Thurm, kann aber doch kein Thurm nicht sein, weil es gar zu schief in die Höh' verlauft."

„Das dort?" erwiderte Vater Pahlsen. „Das ist die Straße, die wir fahren müssen, die führt nach Wien."

„Das ist die Wiener Straße?" rief Mutter Magdalene. „Und ist denn da ein Hinaufkommen menschenmöglich? Es ist ja wie eine Thurmmauer steil und glatt."

„Das erscheint nur so; sind wir einmal dort, so führt es doch zum Verwundern mälig 'nauf und man ist droben, eh' man's denkt", erwiderte der Vater.

„Sag, Alter, erreichen wir denn heute noch die hohe Bergstraß'?“

„Das wäre schlimm; ehvor es Mittag wird, haben wir die Bergstraß' lange schon im Rücken.“

„Gott, Gott!“ erschauderte das Herz der Mutter, „und dann ist erst ein halber Tag verfahren und vier Tage soll das in einer geraden Linie immer vorwärts gehen! Ich denk', wir kommen nimmermehr zurück und die Welt ist gar nicht auszumessen.“

„Ja ja“, bemerkte Vater Pahlsen mit leisem Anklang, daß die Reise nicht so ganz sein fester Vorsatz gewesen, „viel haben wir uns mit dieser Reise unterstanden, ich hab' dir Alles auch vorausgesagt, du bist darüber nicht derkommen.“

„Wir werden unser Kind sehn“, sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer, der gleich schwer an Wehmuth als an Freude wog, „und unser Kind muß schon ein Leiden werth sein.“

Vater Pahlsen ward stille und Mutter Magdalene versank in tiefes Sinnen.

„Diese harte, lange Straße ist der Walter das erste mal als Studentchen zu Fuß nach Wien gewandert“, dachte sie, „und jetzt soll es seiner Mutter zu beschwerlich fallen, fahrender denselben Weg zu machen? Das wär' schlimm genug, so etwas darf mich nicht verdrießen. Gut, daß ich einen solchen Weg damals nicht wie jetzt vor Augen gehabt habe, ich hätte mein liebes Kind nicht fortgelassen um keinen Preis in der Welt.“

Ihre Gedanken und Empfindungen verloren sich nun immer bunter in Reiseabenteuer, Leiden und Gefahren ihres Sohnes. Erblickte sie einen Rastenden, dann sah sie auch ihren Walter an der Straße müde niedersinken; erblickte sie

auf einem Lastwagen rückwärts einen erschöpften Wanderer aufgeladen, so dachte sie: „so wird auch Walter oft zu einem gutherzigen Fuhrmann seine Zuflucht genommen haben". Wehmuth, Kummer, Freude und Sehnsucht durchzogen in dunklem Drange ihre mütterliche Seele, bis der Anblick der Kreisstadt ihre Aufmerksamkeit wieder nach außen lenkte.

Mutter Magdalene hatte niemals so viele und so schöne Häuser auf einem Platze und in solcher Ordnung gesehen. Vater Pahlsen lenkte den Rappen absichtlich durch die Hauptgasse und über den „Ring" der Stadt. — „Damit du auch einmal was Neues und Verwunderliches siehst", bemerkte er lächelnd. Es verwunderte sich Mutter Magdalene um nichts weniger über die vielen Menschen, welche in den Gassen immer was durcheinander zu laufen hatten, als über die großen Häuser, die so schön in Reih' und Glied schnurgerade Linien machten. Jeden Augenblick entlockte ihr ein anderer Gegenstand eine laute Aeußerung; sie wollte hier wissen, was denn die großen Schilder an den Häusern bedeuteten, sie meinte die Schilder vor den Kaufmannsgewölben; dort fiel es ihr auf, wie an manchen Häusern grüne Wände bis über das erste Stockwerk hinaufwuchsen, sie meinte die Weinrebe, die man hie und da so wohl emporgezogen hatte. Als sie über den hübschen viereckigen Platz hinüberfuhren, konnte sich Mutter Magdalene nicht enthalten auszurufen: „Ach wie schön, wie schön! Größer und schöner kann es doch keine Stadt mehr geben!" Sie war noch ganz Verwunderung, als auf einmal ein donnerndes „G'wehr aus!" von der Hauptwache her erscholl und aus der Wachstube eine Schar Kürassiere rasselnd unter Gewehr traten. Der Oberst mit einer zahlreichen Begleitung von Offizieren kam vorüber. Mutter Magdalene war noch ganz stumm vor Verwunderung über diese Erscheinung, als

auf einmal über dreißig Glocken von allen Thürmen wohlklingend anschlugen; jetzt wandte sich ihre Aufmerksamkeit erst auf die großen Kirchen und die hohen Thürme, um deren blecherne Kuppeln ganze Schwärme Dohlen und Schwalben flatterten. „Wie weit kann es ein Stadtmensch doch in der Frömmigkeit bringen", sagte sie, „wenn er nur halbwegs will. Was gibt es da für Thürme und Kirchen und wie viele heilige Messen müssen da alle Morgen gelesen werden!"

Indessen athmete Mutter Magdalene doch erst wieder leichter auf, als sie durch die Vorstadt ins grüne Freie gelangten.

„Schön, o schön ist's in einer so großen Stadt", meinte sie, „aber beschwerlich zu ertragen! Alles nur Mauer und Stein, kaum ein grüner Zweig, nur Stein und Wände und Fenster und wieder Stein."

Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Und was das immer für ein Getöse ist! Aus allen Häusern kommt ein Klopfen, ein Schreien, ein Läuten; dazu rasseln die Wagen auf dem Pflaster, daß man sein eigenes Wort nicht versteht, wenn man auch noch so wollte. Sag', lieber Alter, wie hätte denn die Schildwach' gerufen, wenn der Oberst grad' über den Platz heraufgekommen wär'?"

„Wie?" sagte Pahlsen. „Vermuthlich grad' so wie diesmal."

„Wie kann das sein?" meinte Mutter Magdalene. „Jetzt ist der Oberst quer über den Platz gekommen, darum hat man auch Queraus gerufen."

Vater Pahlsen erklärte ihr, daß der Ruf eigentlich „Gewehr heraus" bedeute und nur eine Ehrensach' vorstelle wie das Hutabziehen vor einer hohen Person; damit gab sich denn auch Mutter Magdalene zufrieden.

Durch das nächste Dorf fahrend bedauerte sie tief, daß sie in der Stadt nicht einige wohlfeile Süßigkeiten eingekauft hatte; denn hier erblickte sie einige so liebe blondköpfige Kinder, daß sie kein Auge von ihnen verwenden konnte und sie lächelnd mit freundlichen Worten anrief; um sie aber doch mit Etwas zu beschenken, ließ sie den Vater einen Augenblick halten und reichte den schüchtern herantretenden Kindern jedem ein Stück Reisekuchen hinunter. Die Kinder griffen erst nach einigen Aufmunterungen verlegen zu und standen noch lange mit den Präsenten in den Händen als nachblickende Gruppen da, bis ihnen die oft zurückschauende und freundlich winkende fremde Mutter aus den Augen verschwand.

„Ist der kleine Weißkopf nicht mit unserm Friedel viel ähnlich gewesen?“ fragte sie außerhalb dem Dorfe voll innigen Vergnügens.

Vater Pahlsen sagte ihr zu gefallen: „Ja, liebe Lene, es ist mir selber so gewesen; die Kinder sehen aus fast eins wie das andere.“ Dabei dachte er: „O Mütter, Mütter, wie habt ihr überall und immer nur eure Kinder im Herzen und vor Augen!“

Jetzt war Mutter Magdalenens Herz wieder voll von erneuerter Erinnerung nach Hause, gleichgültiger wurde sie gegen Alles, was sie nun umgab, einförmig rückten Wäldchen, Felder, Wiesen, Gärten, Höfe und Dörfer an der Straße vorüber; der Rappe schritt tapfer aus, es that ihm wohl auf der ebenen Straße und so waren bald Hügel und Tiefen und wieder neu aufsteigende Höhen zurückgelegt. Die Mutter Magdalene aber hatte bald nachher mitten in ihren lebhaften Gedanken an die Kinder der Schlaf überrascht; Vater Pahlsen schlang den linken Arm um ihre

Schulter und lenkte mit der rechten Hand den Rappen schweigsam die Straße weiter.

So erreichten sie endlich den Fuß jener Bergstraße, welche heute der Mutter Magdalene als weißer Thurm erschienen war.

Pahlsen ließ den Rappen jetzt langsamer gehen und machte vor einem Wirthshause Halt. Der Hausknecht stand eben vor der Thüre und diesem winkte er, daß er dem Rappen Wasser gebe, weil er wegen der schlafenden Mutter nicht leicht absteigen konnte. Während gewässert wurde, kam die Post mit vier Pferden und fuhr die Bergstraße so ziemlich im Eilschritt hinauf; ein Stellwagen, der bald hernach folgte, schüttete am Fuße des Berges erst alle seine Passagiere aus, um sich zu erleichtern, und diese umschwärmten nun den Wagen mit zerknitterten Kleidern lachend und lärmend. Endlich sagte auch Vater Pahlsen wieder: „In Gottes Namen!" schnalzte mit der Zunge und fügte hinzu: „Hi, Rapp!" Der Rappe zog an und nun ging es frisch die steile Bergstraße hinan. Pahlsen wäre gern abgestiegen, um dem Rappen die Last etwas leichter zu machen, aber er durfte nicht von der Seite der schlafenden Mutter weichen; andererseits war er froh, daß sie schlief, denn er wußte, daß sie dieser Ruhe dringend genug bedurfte, indem sie einige Nächte her vor lauter Erwartung, Geschäften und Sorgen kaum ein Auge geschlossen hatte. Die Bergstraße hinauf begegnete Pahlsen einigem schweren Fuhrwerk, das mit doppelter Rädersperre langsam und im Zickzack herunter kam; es war ein bekannter Fuhrmann bei den Pferden des einen Wagens, der sogleich Halt machte und Vater Pahlsen auf das freundlichste grüßte. Sie sprachen eine Weile leise miteinander, um die schlafende Mutter nicht zu wecken, dann reichten sie sich die Hände und sagten: „Behüt' Gott

und glückliche Reise!" Der Fuhrmann fügte hinzu: „Pahlsen, wenn dein liebes Weib aufwacht, so sag', daß ich ihr im Schlaf einen Besuch gemacht habe; ich hätte gefragt, ob sie mich auch so lieb habe wie ihren Mann und sie hätte Ja dazu genickt."

Lachend fuhr Jeder seiner Wege.

Auf der Mitte der Bergstraße ließ Pahlsen den Rappen wieder eine Weile verschnaufen, dann ging es ohne Beschwerde bis auf die höchste Stelle hinauf, wo die Straße eine gute Strecke auf einer Hochebene weiterläuft. Indem hier Vater Pahlsen weiterfuhr, mußte er herzlich lächeln; eine weit größere Aussicht als vor einigen Stunden auf das Angelthal eröffnete sich hier dem Auge und gegen Südost hin wurde eine ähnliche Bergstraße wie die eben zurückgelegte sichtbar. „Wie groß ist die Welt! würdest du wieder ausrufen", dachte Pahlsen, indem er mit lächelndem Wohlgefallen auf Mutter Magdalene niedersah, deren Haupt an seinem Herzen ruhte. Er ließ den Rappen etwas schärfer anziehen und es ging in guter Weise auf der ebenen Straße weiter. Der Mutter war es jetzt wie einem Taucher, der lange unter Wasser endlich sich der Oberfläche nähert: ein dumpfes Sausen löst sich nach und nach in leises Klingen und Summen, und mit einem Schwung ist er auf einmal wieder im freien heitern Licht des Tages und sein Ohr versteht die wohlbekannten Klänge des Lebens, die ihn wieder neu umtönen. Mutter Magdalenens Sinne tauchten jetzt in gleicher Weise nach und nach aus dem Dunkel eines Traumes auf, sie fingen an, die Dinge um sich mälig deutlicher zu fassen; das Ohr eröffnete den Reigen.

Es ging eben an einem Gehöfte vorüber, der Wind bewegte knarrend und seufzend ein großes Scheunenthor; da dachte Mutter Magdalene, ohne noch die schweren Au-

genlider öffnen zu können: „Mein Gott, mein Gott, wie oft hab' ich schon gesagt, daß ein Stein vor das Thor gehört, Niemand will darauf hören; es ist ein helles Kreuz!" In diesem Augenblicke ging der Wagen über einen Stein und die Mutter schlug die Augen auf.

„Wo bin ich?" rief sie und rieb sich die Augen.

„Nun, hast du ausgeschlafen?" sagte der Vater lächelnd. „Wo meinst du denn, daß wir sind?"

Sie blickte um und um, und sagte verlegen: „Ja ja, ich weiß es schon, wir fahren ja nach Wien... Da sieht man die weite Welt vor sich und dort ist die hohe Bergstraß'..."

„Ja ja, du wärst schön zu brauchen auf Reisen in fremde Länder, du weißt ja gleich von halben Tagreisen nichts, weil du sie verschlafst. Die Bergstraß', die du meinst, die haben wir schon lange hinter uns, und das dort ist wieder eine andere."

„Hab' ich denn so lang geschlafen?"

„Drei Stunden, mein Kind, drei ganze Stunden."

„Wirst du denn den Rappen nicht bald einmal wässern?"

„Es ist schon geschehn, mein Kind."

„So weiß ich gar nicht einmal davon?"

„O, du hast noch viel mehr versäumt, der Landauer ist uns mit schwerem Fuhrwerk begegnet, er hat angehalten und hat uns einen Besuch gemacht; er hat dich gefragt, ob du ihn auch so lieb hättest wie mich, und du hast im Schlaf ein tiefes Ja genickt."

„Jetzt geh', hör' auf", sagte sie verlegen lachend, „fang' da auf fremder Straße einen Spaß an... Ist es wahr?"

„Frag' ihn selbst, wenn wir ihn wieder einmal sehen."

„Nun, so will ich mich recht zusammennehmen und nicht sobald wieder schlafen."

Sie blickte nun wieder mit voller Verwunderung umher und sagte: „Warum gibt es aber gar so viel Erdenland in der Welt; wenn es weniger wäre, müßten doch die Menschen näher beieinander bleiben, Eins würde das Andere kennen, es wäre doch ein froheres Leben; so aber ist recht überall in die Weite Raum, die Menschen verlaufen sich Eins vom Andern, jetzt begegnet man lauter fremden Gesichtern, und es braucht etwas, bis Eins vor dem Andern seine Wildheit ablegt."

Indem sie gleich darauf an einer Mühle vorüberfuhren, bemerkte Mutter Magdalene:

„Eine Mühle ist doch auch wieder Etwas in der Fremde, was Einem wie ein guter Freund vorkommt; das Wasser raschelt wie zu Hause, die Mühlrader pumpern und grollen eines wie das andere, und kommt ein Müller zum Vorschein, der sieht gewiß auch schneeweiß aus wie der unsere zu Haus." Indem sie sich erinnerte, daß die Mühle nicht weit von ihrem Hause stehe, rief sie aus: „Wenn nur das mir die Elis' nicht außer Acht lassen möchte, daß mir kein Kind an die Mühlrinne kommt, das macht mir vielen Kummer."

Vater Pahlsen tröstete sie, und es entspann sich nun wieder das erste längere Gespräch über Menschen und Dinge in der Heimat. So wurde die zweite Bergstraße erreicht, man wußte gar nicht wie.

Jetzt stieg Vater Pahlsen ab, er wollte dem Rappen wenigstens hier die Last erleichtern, aber auch die Mutter ließ sich nicht bereden, sitzen zu bleiben; ihr sei das Fahren ohnehin schon sehr peinlich, sagte sie, es werde ihr wieder besser behagen, wenn sie da hinauf zu Fuß gegangen sei. So ließ es denn Vater Pahlsen endlich gelten, und gemüthlich weiter plaudernd schritten sie neben dem Wägelchen

her; der Rappe schien für die merkliche Erleichterung dankbar zu sein, denn er blickte oftmal mit großen lustigen Augen zurück auf seinen lieben Meister. Als sie den Berg erstiegen hatten und etwa noch eine Meile gefahren waren, hielten sie Mittag, dann ging es gestärkt und wohlgemuth weiter; es ereignete sich nicht viel Neues auf der Weiterfahrt, erst das Nachtquartier sollte die Reisenden um einige sehr unangenehme Erfahrungen reicher machen.

Sie mußten nämlich in einem kleinen Dorfwirthshause einkehren, wo sie die Schänkstube so voll zechender und betrunkener Menschen fanden, daß kaum mehr Platz war, wo sie sich erträglich niederlassen konnten. Dunst und Tabackrauch erfüllte die Stube von oben bis unten, und das wüste Lärmen ließ kaum sein eigenes Wort verstehen. Mutter Magdalene jammerte bei diesem Anblick und das erste mal ging ihr etwas wie stille Reue durch die Seele, daß sie doch aus der sichern, eigenen lieben Heimat fortgereist sei. Der große Zweck ihrer Reise mußte sie endlich wieder aufrichten.

„Alter", sagte sie zu ihrem Manne, „wenn die Leute hier ein Zimmerchen haben, zahl's für uns; ich will mir's morgen lieber vom Munde wegsparen, was wir mehr ausgeben, aber hier schlafen kann ich nicht."

Pahlsen fragte den Wirth, ob er ein Stübchen leer habe.

Der Wirth antwortete, er habe kein Stübchen leer, es sei ihm leid.

Als nun die Mutter aufs neue zu jammern begann, sagte Pahlsen nach einer Weile: „Sei nicht so kleinmüthig, Weibchen; warte, mir fällt da Etwas ein, das könnte uns von dem Jammer helfen."

Er ging hinaus, nahm den Hausknecht bei Seite,

drückte ihm etwas in die Hand und sagte: „Kannst du mir zwei Bund schönes frisches Stroh verschaffen?"

Der Hausknecht sagte: „An frischem Stroh ist keine Noth; wohin wollt Ihr es haben?"

„Ich will mir und meinem Weibchen ein Lager da heraus in den kleinen Scheunenverschlag machen, in der Stube drinnen ist doch kein Bleiben."

„Was braucht Ihr da viel Stroh!" meinte der Knecht. „Auf dem weichen, trockenen Heu schlaft Ihr viel besser; ich will Euch noch dazu zwei Polster schaffen, dann mit Euerm Mantel zugedeckt und Ihr sollt kein Heimweh haben nach einem Federbett."

Pahlsen brachte die Botschaft der Mutter in die Schänkstube zurück und erregte große Freude damit.

„Ich seh's ein", sagte sie dann, „wer sollte es in diesem höllischen Gefängniß eine lange Nacht vertragen? Da «luften» ihrer dreißig Kerle bis Mitternacht herein und wenn sie gehen, wird erst kein Fenster aufgemacht; dann kommt halbverfaultes Stroh herein und wem's recht ist, mag sich darüber niederstürzen."

„Und was wir für Schlafkameradschaft bekommen hätten!" rief Mutter Magdalene, auf einige hungrige und müde Handwerksburschen, Handelsjuden und noch einige geheimnißvolle Wanderer zeigend, die schon wankend vor Schlaf auf den Bänken herumlehnten. Pahlsen lächelte und sagte: „Was habe ich dir zu Hause gesagt?"

„Geh', mach', komm", sagte die Mutter drängend, „ich will lieber nichts mehr essen heute, wenn ich nur wo in gesunde Luft kommen kann."

Pahlsen zahlte, und sie eilten ihrer Schlafstelle zu, die ihnen zu großer Zufriedenheit wohlbehagte.

Andern Morgens aßen sie eine kräftige Biersuppe und fuhren wohlgelaunt ihre Straße weiter.

Der Rappe schien sich nun auch in seine weite Wanderung mit mehr Vergnügen zu finden als am ersten Tage, er ging ohne Aufmunterung einen Schritt, der einem Postpferde Ehre gemacht hätte.

Neue Gegenden, neue Höfe, Dörfer, Märkte und Städtchen gingen auch heute an den Reisenden vorüber; sie wurden um einige gemüthliche Erlebnisse reicher und mit erneuertem Interesse kamen Gespräche über die Zurückgelassenen in der Heimat und über den Liebling in Wien an die Reihe. So ging der Vormittag vorüber und auch der Nachmittag. Zum Uebernachten wollten sie Budweis erreichen und fuhren auch wirklich gegen Abend durch das Thor daselbst. Hatte sich Mutter Magdalene kurz zuvor über das große Wasser, die Moldau, sehr verwundert, so schlug sie jetzt die Hände drei mal laut zusammen, denn das war nun eine noch größere, schönere Stadt als sie am vorigen Tage gesehen hatte; es liefen da noch viel mehr Menschen durch die Gassen, es klopften und hämmerten hier noch mehr Schmiede und Schlosser, hier nahm das Aus- und Einlaufen in die Kaufmannsgewölbe und das Klingeln der Meldeglocken gar kein Ende, und auch mehr leichtes und schweres Fuhrwerk rasselte über das Pflaster. Mutter Magdalenens Verwunderung stieg aber auf das Höchste, als sie auf einmal den großen viereckigen Platz vor Augen hatte, von lauter schönen, gleichförmigen Häusern und Schwibbogen eingeschlossen. Vater Pahlsen lenkte über den Platz nach einer Gasse, die ihn vor ein niedliches Einkehrwirthshaus in der Vorstadt führte, das ihm aus frühern Zeiten bekannt war. „Du, Alter", sagte Magdalene noch ganz in Begeisterung, „wenn dann im Wirthshaus Alles in Ordnung

ist, mußt du noch ein mal den Ring mit mir betrachten; Schöneres gibt es doch nicht mehr auf dieser Welt.“ Pahlsen sagte zu und als im Wirthshause Alles wohlbestellt und in Ordnung war, kehrte er auch wirklich mit der Mutter am Arme auf den Ring zurück. Es war gerade die Zeit des Zapfenstreiches, als sie wieder hier ankamen, die Trommeln wirbelten und betäubend schlug ihr Widerhall zurück von den Häusern; durcheinandereilende Menschen erfüllten den großen Platz.

„Was geschieht da?“ fragte Mutter Magdalene.

„Es ist der Zapfenstreich, das Militair macht noch sein Manöver, eh' es schlafen geht“, sagte Vater Pahlsen; „es ist so zu sagen das Gebetläuten für die Soldaten, es muß um die Zeit jeder in der Kaserne sein.“

Nun ging der Mond auf und beleuchtete magisch den großen Platz; die Menschen verliefen sich, aber unsere Reisenden gingen noch eine Weile den Ring auf und nieder und besonders Mutter Magdalene konnte nicht genug sehen und sich verwundern.

„Siehst du“, sagte Pahlsen endlich, „das Haus dort ist der bischöfliche Palast.“

„Da ist der Bischof von Budweis drinnen, der voriges Jahr bei uns gefirmt hat?“ fragte Mutter Magdalene voll heiligen Respects.

„Ja.“

„Du mein Gott, du mein Gott“, fuhr Magdalene fort, ohne eine Auge von dem Gebäude zu verwenden. „Was wird er jetzt gerade machen, der Herr Bischof?“

„Wer weiß denn?“ meinte Vater Pahlsen, „ein so frommer Herr hat gar viele Geschäfte für das Heil und Frommen der Menschen.“

„Vielleicht studirt er gerade auf eine Predigt für den Sonntag", meinte die Mutter.

„Das glaub' ich gerade nicht", bemerkte Pahlsen, „ein Bischof predigt nur, wenn es schon gar ein Sonntag von den allerheiligsten im Jahre ist."

Zufrieden, so viel Schönes und Merkwürdiges in Budweis gesehen zu haben, kehrte nun Mutter Magdalene mit dem Vater Pahlsen in das Wirthshaus zurück; das Nachtquartier war diesmal ganz geeignet, diese Zufriedenheit der Reisenden zu erhalten, denn in der reinlichen Wirthsstube übernachtete Niemand als sie Beide, und sie bekamen frisches Stroh zum Lager und Polster unter den Kopf. Sie hatten sich schon lange hingelagert, und Pahlsen meinte, Mutter Magdalene schlafe bereits, als sie auf einmal sagte:

„Nein, nein, nein, ist dieses Budweis eine schöne, wunderschöne Stadt; ich kann mir gar nicht denken, daß Wien noch schöner sein kann, es kann nicht schöner sein..."

Vater Pahlsen lächelte und dachte: „Es ist ja Zeit, bis du es sehen wirst", dann schliefen Beide ein.

Noch den ganzen folgenden Tag hatte die gute Mutter Budweis vor Augen, und so oft sie durch ein Städtchen fuhren, rief sie aus:

„Seitdem ich Budweis gesehen habe, will mir ganz und gar nichts mehr gefallen; es geht doch nichts über das schöne, wunderschöne Budweis!"

Erst am vierten Tage wurde Mutter Magdalene wieder durch neue Erscheinungen überrascht; denn je mehr sie sich nun der Hauptstadt näherten, desto belebter wurden nach und nach die Straßen. Sie mußten oft weite Strecken ununterbrochen an schweren Frachtwagen vorüberfahren, die aus der Hauptstadt kamen oder nach der Hauptstadt trachteten; die Handwerksburschen gingen nicht mehr einzeln,

sondern in ganzen Schwärmen; von langen Colonnen Arbeiter, die nach Beschäftigung eilten oder von Beschäftigung kamen, wurde den ganzen Tag die Straße nicht leer. Die Posten schossen immer häufiger vorüber, Landkutschen, Stellwagen, Privatchaisen waren sich immer auf den Fersen, als lebten sie von dem Staube, den sie gegenseitig aufjagten. Pahlsen's guter Rappe selber schien sich zu verwundern, wenn er jeden Augenblick zwei oder vier Flinkere seines Geschlechts vorüberbrausen hörte; er blickte dann hoch auf, that eine Weile freiwillig ein Uebriges und ging einen stolzern Schritt, aber die vier Tage hatten seiner Kraft doch ansehnlich zugesetzt, er mußte sich bald wieder in seinen bequemern Bauernschritt finden. In den Schänken gab es nun kein Bier mehr, sondern lauter Wein. Mutter Magdalene nippte Neugierde halber gerne dann und wann ein Gläschen auf eigene Rechnung aus, besonders seit ihr eine heitere östreichische Wirthin den Rath gegeben hatte, früher ein Stück Zucker hineinfallen zu lassen. Auch ließ sie sich einmal Weinsuppe vorsetzen und fand daran ein so ungewöhnliches Behagen, daß sie auf einen Plausch in die Wirthsküche schlich, um das Recept dazu genau zu erfahren. Daß die freundliche Wirthin bei der Gelegenheit mit einigen Abänderungen erfuhr, weshalb Mutter Magdalene nach Wien auf der Reise sei, versteht sich von selbst. Damit man Wien am vierten Tage noch erreiche, wurde der Rappe öfter gewässert und gefüttert, er mußte sich auch einige male die Peitsche gefallen lassen. Jetzt schien es immer augenscheinlicher, daß die ganze Welt auf Reisen sei; jedes Wirthshaus, wo man wässern oder füttern wollte, wurde umstampft von staubigen, heißathmenden Pferden, die Hausknechte waren ganze Viertelstunden nicht zu haben vor Tumult; Passagiere schossen aus und ein, und ein und aus, wie bei

einem Bienenkorbe. Fuhren zwei Wagen davon, so rasselten drei andere mit heißen Rädern und „Oh!“ und „Auf!“ daher. Mutter Magdalene wurde nach und nach ganz schwindlig; vor lauter Schauen und Verwundern hatte sie Stunden lang das Auge auf der Straße und Meilen weit wurde oft zwischen ihr und Vater Pahlsen keine Sylbe gesprochen. Fiel ihr Blick von einem prachtvollen vierspännigen Herrschaftswagen mit glänzenden Livréedienern plötzlich auf ihr schlichtes, armes Fuhrwerk, so gab es ihr einen Herzstich um den andern. „Wenn so viel unmenschlich Schönes in dem Wien zusammenkommt“, sagte sie, „wie sollen wir uns da mit unserer Armuth dann hineinwagen?“ Aber ein anderer Blick auf noch größere Armuth, auf die Wanderer zu Fuße, gab ihr ihre Fassung wieder. „Mann, Mann“, sagte sie endlich, „es kann doch nicht anders mehr sein, das Wien muß doch noch viel größer sein als Budweis; wie könnten so viele Menschen und Thiere und Sachen noch hinein, wenn so schon so viele Menschen und Thiere und Sachen darinnen sind?“

„Nun, liebes Weibchen“, sagte Vater Pahlsen, „ich habe dir früher nichts einzechen wollen, weil ich gedacht hab', du wirst's ja selbst noch sehen — aber jetzt sag' ich dir: stell' dir das liebe Wien so groß vor, wie du willst, du wirst es doch noch viel größer finden.“

„Hör' auf! Hör' auf!“ rief Mutter Magdalene, „mir ist so schon angst und bange; ich habe Herzklopfen, daß ich's bis zu den Schläfen hinauf spüre.“

Da wurde es mälig Abend, in schöner bläulicher Dämmerung lag die Nordseite des freundlichen Kahlenberges dort, unten rauschte die majestätische Donau, Klosterneuburg und Greifenstein schauten malerisch in ihr Gewässer nieder. Das Gebirge zwingt die Straße, in einem weiten

Bogen links Stockerau und Kornneuburg zu berühren. In diesen beiden Städten war das Reisegetöse auf einen noch viel höhern Grad gestiegen; es war, als hörte man das lebengewaltige Wien schon herüberbrausen und pulsiren; hier wurden auch die ersten wiener Fiaker sichtbar, welche während des Tages Gesellschaften von Wien herübergebracht hatten und nun wieder an die Heimkehr dachten. Vater Pahlsen beschloß, lieber in einem Dorfe wo zu wässern, hier war nicht leicht dazu zu kommen; aber selbst vor dem nächsten Dorfwirthshause ging es toll genug zu. Wäre damals wie jetzt die Eisenbahn schon im Gange gewesen, wie würde da erst Mutter Magdalenens Herz erschüttert worden sein, aber sie sah und erbebte schon auch so genug. Sie trank zu guter Letzt noch ein Gläschen Wein und meinte sich heiterer zu stimmen, allein für diesmal wirkte selbst der Wein nicht mehr erfreuend. Die Dämmerung, das Getöse, die ewigen Wolken Staub — und vor Allem ihre wehmuthsschweren Gedanken ließen ihr Herz nicht wieder fröhlich schlagen. Sie näherten sich dem „Spitz" und mußten durch wahre Waldungen von Donauauen. Bis hierher streiften bereits die wiener Spaziergänger. Die weißen Sommerkleider blinkten trotz der Dämmerung lebhaft zwischen den Bäumen durch, hier und da leuchteten schon freundliche Lichter durch die Zweige, und Gesänge aller Gattungen aus Possen, aus Opern von Schubert, von Raimund, von Moser, durchdrangen nach allen Richtungen die Auen. Mutter Magdalene meinte nicht anders als in einem Feenpark zu sein. Plötzlich schrie sie auf: „Jesus Christus! Jesus! Gott!" und schlug die Hände zusammen und wollte helfend von dem Wagen springen; Vater Pahlsen hielt sie zurück. „Du mußt nicht über Alles gleich so erschrecken", sagte er, „du mußt gefaßt sein auf viel An-

deres, was dir noch viel absonderlicher vorkommen wird.“ Sie waren an einer gewaltigen Schmiede vorübergefahren, wo in hohen sausenden Flammenbüscheln das Feuer aus dem Kamine in die dunkle Nachtluft emporschoß, und Mutter Magdalene hatte nicht anders gemeint, als das ganze Haus stehe in hellem Brande. „Gott, du Gerechter!“ dachte sie erschüttert, „wenn mich jetzt schon Alles so ergreift, wie werde ich das Andere ertragen, das erst kommen wird? Wie arm und erschrocken werde ich meinem Sohn erscheinen — und ich habe doch gemeint ...“ Sie wagte den Gedanken nicht auszudenken, obwol er eigentlich ihre erste und letzte Empfindung und der einzige Beweggrund der ganzen Reise gewesen war. Sie meinte nämlich durch ihre Erscheinung vor ihrem Kinde in Wien dessen Herz in Gegenwart der andern Mutter wieder ganz zu gewinnen, hoffte alle ihre Rechte und Ansprüche an ihr Kind wieder zurückzuempfangen, die, wie sie so sehr befürchtete, schon zum großen Theil an ihre mütterliche Nebenbuhlerin verloren gegangen waren. Sie wollte dieser zweiten Mutter vor Augen treten, sie sehen, prüfen, mit ihr um ihr liebes Kind wie die allein rechtmäßige Besitzerin verhandeln — und nun verlor sie Schritt für Schritt von ihrem anfänglichen begeisterten Muth, kam sich schon bei den ersten Anzeichen einer großen Stadt, wo sie eine so bedeutende Rolle spielen wollte, so arm, so erschrocken, so winzig, verlassen und besiegt vor; wie sollte sie, mitten im Tumulte einer so großen Stadt, vor einer reichen Stadtdame, die über die Wunder ihrer Umgebungen mit Gleichgültigkeit hinaus ist, deren feine Sprache sie vielleicht nicht einmal verstehen, viel weniger reden mochte, siegreich bestehen? Es war nicht möglich. Jetzt war sie nahe so weit, ihre zartesten Gefühle und den herrlichsten mütterlichen Vorsatz auf das erschüt-

terndste vor sich selber bereuen zu müssen. Indessen, was auch in ihr vorging, den Vater Pahlsen wollte sie durchaus nicht beunruhigen durch ihren Kleinmuth und durch ihre geheimsten Schmerzen.

Die Dunkelheit brach immer düsterer herein, obwol das nahe Rauschen der Donau und das ferne Getöse der Stadt mit jedem Schritte zuzunehmen schien. So erreichten sie die Taborbrücke und Mutter Magdalene sah sich zum ersten mal über ein so breites Wasser wie die Donau führen.

An der Linie hieß es „Halt!“

Vater Pahlsen mußte den Paß vorzeigen.

Auf die Frage des Polizeimannes, wie lange sie sich in Wien aufhalten würden, erwiderte die Mutter:

„Je Gott, wir werden nicht länger bleiben können als zwei Tage, es ist uns jetzt schon angst und bange, die Stadt ist so groß, man könnte Aug' und Ohr einbüßen, wir wollen nur unser liebes Kind sehen und dann wird sich das Andere schon zeigen ...“

Pahlsen bekam einen Zettel, den er andern Tages abgeben sollte, um seinen Paß zurückzuerhalten.

Nun ging es weiter nach der Taborstraße und immer tiefer in das Getöse der Menschen und in die feenhaften Flammenreihen der Gassenbeleuchtung hinein. Mutter Magdalene faltete andächtig die Hände und ließ mit weinenden Augen alle die Wunder auf ihre erschütterte Seele wirken. Wo war jetzt das schöne Budweis? Wo der schöne bischöfliche Palast? Ohne Zapfenstreich flogen hier mehr Menschen kreuz und quer durcheinander und an ihnen vorüber, als dort der Donner so vieler Trommeln zusammenwirbeln mochte; und wie viel schöner waren die Menschen hier gekleidet, wie schwebend glitten sie über das schöne glatte

Pflaster hin! Auf der Ferdinandsbrücke überfiel unsere Mutter das bitterste Gefühl der Armuth; denn hier waren sie auf einmal das einzige kleine staubige Fuhrwerk mit einem müden Pferde unter lauter prachtvollen Herrschaftswagen voll glänzender Räder und Wände und beladen mit Livréen aller Farben. Die Mutter warf noch einen flüchtigen Blick rechts und links auf den funkelnd beleuchteten Donauarm und nach der von Lichtern glühenden Jägerzeile; ein erdrückendes Gefühl bemächtigte sich ihrer und wuchs von Secunde zu Secunde, als man den Haarmarkt hinauffuhr und weiter durch die Bischofgasse über den Stephansplatz und durch die Kärnthnerstraße. In einem Meere schönen Lichts tummelten sich Menschen und Wagen in schwellenden lebensgefährlichen Massen wie in lauter Jubel durcheinander, die himmelhohen Häuser schienen auf bunt durchleuchteten Krystallen zu stehen, denn schimmernde Gewölbe reihten sich an schimmernde Gewölbe. „Das links, das ist die Stephanskirche", sagte Vater Pahlsen, selbst beinahe sprachlos durch den Anblick dessen, was er vor vielen Jahren schon einmal gesehen hatte. Die Mutter hatte keine Antwort mehr. Sie war stumm und ließ nur durch die Augen alle Wunder ohne Widerstand in ihre Seele dringen. Benennen, begreifen konnte sie nichts; sie fühlte sich selbst nicht mehr, sie ging auf in Schauen und Erschütterung. Endlich fuhren sie wieder zu einem Thore hinaus und rollten zwischen zwei Reihen großflammiger Lichter über das Glacis; jeden Augenblick eröffnete sich rechts und links eine neue Lichtperspective die Glacisalleen entlang und von den Basteien blickten ihnen feenhaft die hohen Lichtgebäude nach. Endlich erreichten sie das erneuerte Getöse eines bedeutenden Straßenlebens, denn sie waren in der Hauptstraße der Wiedener Vorstadt, bis Vater Pahlsen in einen bescheidenen

Gasthof einlenkte, dessen Wirth ihm wohlbekannt war. Wohl voraussehend, was kommen dürfte, ließ er Mutter Magdalene sogleich ein Zimmerchen anweisen und sie hineinführen. Er selbst sorgte für die Unterkunft des Rappen.

Als er in das Zimmerchen hinaufkam, fand er die Mutter Magdalene trostlos schluchzen und weinen.

„Nein, nein, nein, nein!“ rief sie in Verzweiflung, „ich darf meinem Kind nicht vor Augen kommen, er wird mich nicht sehen wollen — was hab' ich gethan und bin nach Wien gekommen?!“

Vater Pahlsen suchte die Jammernde auf jede mögliche Weise tröstend aufzurichten, und es gelang ihm auch zum Theil, als er bemerkte, daß er gar nichts dawider hätte, wenn Mutter Magdalene andern Tages unverrichteter Sache wieder heimfahren wollte, denn es sei ja kein Geschäft, das sein müsse; sie würden ihren Sohn wo anders auch noch einmal sehen als in Wien gerade, die Mutter möge also erst darüber schlafen; wie man nächsten Morgen denken werde, wolle man erwarten. Die große Herzensbedrängniß der Mutter löste sich nach und nach in ein ruhigeres Dahinträumen auf, bis sie von Weh und Ueberspannung endlich abgemattet einem süßen Schlummer in die Arme sank.

Jetzt entfernte sich Vater Pahlsen leise, sagte der Frau Wirthin, daß sie etwas Gutes für sein Weibchen bereit halten möchte, falls es erwachen sollte, sah noch einmal zu seinem Rappen, der staubig und von so langer Reise elend in einem Winkel stand, gab den Auftrag, sein liebes Thier aufs beste zu verpflegen, bis er wiederkomme, und entfernte sich dann in bekümmerten Gedanken. Der Rappe hatte einen Augenblick freudig aufgeblickt, als er seinen Meister hinter sich reden hörte, doch ließ er den Kopf dumpf träu-

mend gleich wieder sinken: er schauderte. Es war eine weite beschwerliche Reise gewesen, die er zurückgelegt hatte, und Wunderbares, höchst Wunderbares hatte er gesehen.

Wohin war Vater Pahlsen indeß gekommen? Er war über das Glacis nach der Kärnthnerstraße zurückgegangen und hatte sich hier im Gedränge verloren; erst nach einer guten Weile kam er in einem Seitengäßchen wieder zum Vorschein und trat auf einen kleinen Platz hinaus, wo er vor einem großen Hause Halt machte. Im zweiten Stockwerke war eine lange Reihe Fenster hell beleuchtet, eine große Flügelthüre zu dem Balcon voll Blumen stand offen, sonst aber war es stille oben, weder Musik noch Gesellschaftslärm ertönte.

Vater Pahlsen trat an das Hausthor und besah sich das Numero des Hauses, es war richtig; dann trat er wieder zurück bis auf einige Entfernung vom Hause, zog den Hut verlegen und fuhr sich einige mal schwermüthig über die Stirn. Es war nun an ihm, den Muth zu verlieren. Hier stand er nun vor dem Hause, in welchem Walter und seine wiener Mutter wohnten; er sollte nun melden, daß er mit der rechten Mutter da sei, aber mit einem bangen Fieber antwortete sein Körper, als sein Herz verlangte, er solle kühn dem Haus zuschreiten und seine Pflicht erfüllen. — — So stand er lange da; rechts und links trieben sich rastlose Menschen an ihm vorüber, er stand wie ein unbeweglicher Fels unter beweglichen Wogen.

Es war gerade in einem Augenblicke, als weniger Menschen vorübereilten und Vater Pahlsen so ziemlich allein unten stand, immer erschütterter im ganzen Wesen und schon beinahe entschlossen, ohne sich zu melden bis auf Weiteres in sein Quartier zurückzukehren: als auf den Balcon im zweiten Stocke zwei Gestalten, ein Herr und

eine Dame heraustraten, denen bald auch noch die Gestalt eines Knaben folgte.

„Wenn mir der Vater doch nur angezeigt hätte, wo er Pferd und Wägelchen einstellen werde", sagte der junge Herr auf dem Balcon, „so könnte ich sie doch suchen und an Ort und Stelle erwarten. Ich weiß, dem lieben Alten wird es eine Pein sein, mich erst aufzusuchen."

Es war Walter, der so sprach.

„Für heute hoffe ich gar nicht mehr, daß sie sich noch zeigen werden; es wird nach und nach zu spät", sagte die Dame. „O wenn ich an die Seligkeiten denke, die wir deiner Mutter bereiten — lieber, lieber Walter, ich kann den Augenblick gar nicht erwarten."

Es war die Wienermutter, die so sprach.

Walter faßte zärtlich ihre Hand und Beide blickten sehr glücklich zu den Sternen auf, die am heitern Abendhimmel als unermeßlich viele Freudenflammen glimmten.

Da rief der Knabe: „Lieber Herr Walter, da unten steht ein Mann und der hat aber gerade eine Tracht an, wie sie bei den Leuten in Ihrer Heimat üblich ist!"

Es war das Studentlein, welches also rief.

Walter blickte nach der bezeichneten Stelle, sprang nach dem Salon zurück, kam mit einem Perspective wieder und als er durch dasselbe einen sichern Blick gethan, rief er: „Mein Vater, mein Vater, es ist mein Vater!"

Dann vor Freude lautlos eilte er durch die Zimmer nach der Treppe und auf den Platz hinunter.

Vater Pahlsen war an einen Laternenpfahl getreten und hatte ein Blatt herausgenommen; er überlas noch einmal die Adresse seines Sohnes. Sie war richtig angegeben, er hatte sie richtig aufgefunden. Sollte er heute noch hinauf zu seinem Sohne oder nicht?

Er bemerkte nicht, daß ihn ein junger Mann umging und im Fluge sein Gesicht zu sehen trachtete. Erst als er „Vater! Vater! Vater!“ rufen hörte, sah er auf und stürzte mit dem Schreckens-Jubelrufe: „Jesus, Gott, mein Sohn, mein Sohn!“ in Walter's offene Arme.

Das Studentlein lief indessen vor Glückseligkeit wie närrisch durch die Zimmer und rief nur immer: „Der Vater Walter ist da! Die Frau Mutter Walterin ist gekommen! O Mutter, wie glücklich bin ich — maxime beatus!“

Stille, bewegt, in seliger Freude lächelnd stand Mutter Philippine mitten in dem großen hellbeleuchteten Eintrittszimmer da und erwartete den Ankömmling mit ihrem Walter.

Endlich ging die Thüre auf, Beide traten ein mit Freudenthränen in den Augen.

Philippine ging mit Rührung und mit wonnevollem Lächeln auf den verlegenen Vater zu, gab ihm die Hand und sagte mit tiefgewinnender Sanftmuth: „Seid willkommen, lieber Vater Pahlsen, wir sind sehr erfreut, Euch hier zu sehen.“

Vater Pahlsen fuhr sich unabläſſig über Stirn und Augen und konnte vor Erschütterung nicht reden. Der eine Gedanke, als er einmal aufgeblickt hatte, ging ihm unabläſſig durch die Seele: „Gott, wie jung und schön ist diese Wienermutter! Gott, wie hell und prächtig ist's in diesen Zimmern!“ Das erste Lächeln gewann ihm das Studentlein ab, das sich wie freudentoll an seine Hand hing und ohne Unterbrechung schrie: „Vater Pahlsen, wo ist die Frau Mutter Walterin! Vater Pahlsen, ist die Frau Mutter Walterin auch hier? Was macht das Hofer-Johanneslein? Wie sieht's in Euerm Garten aus? Was machen die Impen und die Nägelein?“

Erst nach einer guten Weile wurde der liebe Schreier durch Walter, der statt seines Vaters lächelnd Antwort gab, so weit zufriedengestellt, daß man sich in Ruhe setzen und Weiteres besprechen konnte.

„Denk' dir, Philippine", sagte Walter nun lebhaft gerührt und lächelnd, „denk' dir, bald wäre es geschehen, daß uns Vater und Mutter morgen wieder heimgefahren wären, ohne uns gesehen zu haben!"

Er erzählte nun, was mit ihm der Vater in Kürze von der Verzweiflung der Mutter und von seiner eigenen Muthlosigkeit, sich anzumelden, gesprochen hatte. Als sich Vater Pahlsen indessen etwas erholt hatte, wurde das Studentchen in sein Studirzimmerchen geschickt und es kamen so geheimnißvolle liebe Dinge zur Sprache, daß wir sie durchaus jetzt noch nicht mittheilen dürfen. So viel verrathen wir nur, daß Vater Pahlsen nach einer Stunde am Arme Walter's das Haus verließ, von unerwarteten Freuden ganz berauscht und umgewandelt.

11.

Die seligste Stunde.

Nächsten Morgens klopfte Jemand leise an die Thüre des Zimmerchens, in welchem Mutter Magdalene noch schlief; es rief zwar Niemand „herein!" aber die Thüre ging dennoch auf und die Wirthin trat mit einem ausgezeichneten Frühstücke ein.

Nachdem sie Kaffee und allerlei Backwerk auf das runde Tischchen gestellt hatte, schlich sie zu Mutter Magdalenens Bette hin und sagte:

„Mutter! Liebe Mutter Pahlsin! Tag ist's, seid Ihr noch so müde von der Reise?"

Mutter Magdalene sah sehr verwundert um sich, sie wußte nicht gleich, wo sie sei, es brannten sie die vom langen Weinen angegriffenen Augen.

„Mein Gott, mein Gott", sagte sie, „was werdet Ihr von mir denken, liebe Frau Wirthin, Ihr seid auf und ich liege noch im Bette! Wo ist denn mein Mann?"

„Euer Mann", sagte die Wirthin, „ist schon vor einer Stunde fort, er will ein Haus aufsuchen, wo Euer Herr Sohn wohnt, und dann will er gleich wieder zurückkommen; bis er wiederkommt, hat er für Euch ein gutes Frühstück angeschafft, dort hab' ich es schon mitgebracht, ich hoff', es wird Euch schmecken."

Mutter Magdalene erblickte die aufgehäuften feinen Bäckereien und die glänzenden Kaffeegeschirre und schlug die Hände zusammen:

„O Jesus! Frau Wirthin, wo denkt Ihr hin? Wie sollen wir denn eine solche Kost bezahlen können, das geht ja über alle unsere Kräfte!"

Die Wirthin lächelte und sagte: „Laßt Euch vor dem Zahlen nicht gar bange sein, es wird leichter richtig werden, als Ihr denkt."

„Nein, nein! Mein Mann hat das gewiß nicht gar so vornehm anschaffen wollen; wo hätte denn der Alte hingedacht? Nehmt nur das Silber und die theuern Sachen wieder fort."

„Ich darf nicht", betheuerte die Wirthin, „es ist so angeschafft. Jetzt will ich nur noch einen Augenblick fortspringen, dann komm' ich wieder und leiste Euch Gesellschaft, liebe Mutter."

Sie ging und Mutter Magdalene saß noch eine gute

Weile nachdenkend da, ein wunderbarer Trost ging, ohne daß sie wußte warum, durch ihre Seele. Sie verrichtete dann ihr Morgengebet, dachte an die Kleinen zu Hause und an ihren Sohn in Wien, dem sie nun so nahe war und den sie heute noch, gehe es wie es wolle, sehen wollte.

„Ich bin die Mutter", dachte sie seufzend und schwere Thränen schossen wieder in ihre Augen, „ich darf zu meinem Sohn kommen und wenn er der Kaiser selber wäre!"

Sie stand auf und kleidete sich eilig an.

Als die Wirthin zurückkam, fand sie Mutter Magdalenen bei dem Frühstücke sitzen, ohne aber einen Bissen zu berühren.

Der herzliche Streit der Beiden begann von neuem, bis die Wirthin ausrief: „Nun gut, liebe Pahlsin, weil Ihr durchaus allein nicht dran wollt, so nehm' ich die Hälfte der Kosten auf mich und helfe Euch essen."

Auch jetzt widerstrebte die besorgte Mutter noch eine Weile, gab sich aber endlich drein und ließ sich das vornehme Frühstück auf das beste schmecken. So oft sie einen guten Bissen in den Mund nahm, rief sie aus: „Jesu, Jesu, rothgoldiger Jesu! Warum hab' ich von meinen Kleinen keines bei mir, daß es davon kosten könnte!" Manches Stück Backwerk legte sie bei Seite für ihren zurückerwarteten Mann.

Dieser kam auch bald darauf zurück mit so viel Ernst und Rührung in seinem ganzen Wesen, daß es Mutter Magdalenen zu jeder andern Zeit nicht entgangen wäre; jetzt hatte sie sich vor Allem über Hals und Kopf wegen des Frühstücks zu entschuldigen, bis Vater Pahlsen selbst bestätigte, daß es auf seine Anordnung vorbereitet sei.

Nun erst sah sie ihn mit gespannter Erwartung an und wunderbare Schauer liefen ihr durch alle Glieder.

„Hast du das Haus gefunden, wo unser Walter wohnt?“ fragte sie.

„Ich weiß es und habe es mir gut gemerkt“, erwiderte Vater Pahlsen mit ernstem Lächeln. „Es ist jetzt 9 Uhr; in einer halben Stunde gehen wir in die Paulskirche nicht weit von hier und wenn wir gebetet haben, machen wir uns zu unserm Kind in Gottes Namen auf den Weg.“

Von diesem Augenblicke an aß die Mutter keinen Bissen mehr; sie hielt sich ein Tuch vor die Augen und schluchzte bitterlich hinein.

Mit vieler Mühe gelang es Vater Pahlsen und der Wirthin, sie so weit aufzurichten, daß sie nach einer halben Stunde den Weg nach der Kirche antreten konnte.

Die Kirche war von vielen Neugierigen umstellt und im Innern der Kirche drängten sich noch mehr Menschen gegen den Hauptaltar hin, wo man ein Brautpaar hoffte einsegnen zu sehen.

Vater Pahlsen hatte nichts dawider, daß Mutter Magdalene weit zurück von dem Gedränge niederkniete; als er aber um den Hauptaltar viel Bewegung sah und daraus entnahm, daß das Brautpaar eben müsse angekommen sein, sagte er leise zur Mutter:

„Komm', liebe Magdalene, seh' dir auch an, wie in Wien die Leute eingesegnet werden.“

Sie stand nach einer Weile auf und folgte vorwärts; kaum aber waren sie bis in die Mitte der Kirche vorgeschritten, so kam ein Diener in schöner Livrée auf sie zu und sagte freundlich, daß sie ihm folgen möchten. Die Mutter sah verwundert und erschrocken zu ihrem Manne auf, der lächelnd und mit Thränen in den Augen nickte, daß sie nur ohne Weiteres folgen möchte. Der Diener

drückte rechts und links die Zuschauer höflich auseinander, man gelangte bis an den Hochaltar, wo der Priester eben seine Stola über die zusammengelegten Hände des Brautpaares legte und demselben die bekannte Frage ewiger Treue vorlegte. Ein freudiges „Ja" sprach der Bräutigam und Mutter Magdalene sah froherschrocken auf, denn ihr war es, als sollte sie die Stimme kennen. Darauf wurde das wehmüthig-feste „Ja" der Braut gesprochen. Vater Pahlsen zog sein Schnupftuch aus der Tasche und wischte sich ein und das andere mal die Augen.

Ein unbeschreiblicher Ahnungsschauer lief jetzt Mutter Magdalenen durch die Seele; gleich darauf sah sie das Gesicht des Bräutigams.

In diesem Augenblicke drehte sich das ganze Gewölbe der Kirche rund herum, ihr wollten alle Sinne vergehen — der Bräutigam war ihr Sohn und kam jetzt mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

„Mutter, Mutter", sagte er tief gerührt, „werdet Ihr jetzt mit mir und meiner zweiten Mutter zufrieden sein? Meine Braut hier ist es, die sich so mütterlich einst meiner angenommen hat."

Jetzt trat auch die Braut herzu, küßte Mutter Magdalenen freudig auf die Stirn und sagte ebenso gerührt:

„Mutter meines Walter's, Euch gleicht kein mütterliches Herz auf Erden mehr; bin ich im Stande, mich einstens gegen meine Kinder nur halb so liebevoll zu zeigen, wie Ihr für Euern Sohn, so will ich mich noch immer würdig preisen unter den Müttern dieser Erde. Verzeiht uns nur, daß wir Euch so lange unser Geheimniß haben verschweigen müssen. Von heute an seid Ihr wieder allein die liebe Mutter Euers Sohnes, ich bin von heute an nur das treue Weibchen Euers Walter's."

Lange stand die Mutter Magdalene versteinert da vor unaussprechlicher Seligkeit, dann stürzte sie dem Sohne mit einem Freudenschrei an den Hals, daß es selbst die fremdesten Herzen bis zu Thränen rührte ....

Endlich brach man auf; vor der Kirche standen viele Kutschen bereit, Vater und Mutter Pahlsen mußten sich zu dem Brautpaare in eine sehr schöne Equipage setzen, einige Gäste stiegen in die übrigen Wagen ein.

So war es gekommen, daß die kummervolle, arme Mutter von gestern nun unerwartet heute durch das glänzende Wien in einer glänzenden Equipage fuhr, um einen seligen, hochseligen Tag zu verleben.

Die tausend und tausend Eindrücke dieses Tages auf Mutter Magdalenens Herz sind nicht zu schildern.

Nur einen kleinen Auftritt wollen wir zum Schlusse noch erwähnen: Mutter Magdalene nahm nämlich in einem unvermerkten Augenblicke ihren Sohn bei Seite und sagte ihm verlegen in das Ohr:

„Du, lieber Walter — denkst du noch, was du uns daheim gesagt hast? ..“ Walter fragte: „Was meint Ihr, Mutter?“

Mutter Magdalene zögerte einen Augenblick, dann sagte sie noch verlegener:

„Denkst du noch daran — und willst das Buch von jener Mutter schreiben?“

„Von welcher Mutter? Ach, die eifersüchtig wurde auf ihr Söhnlein in der Stadt? O freilich, freilich, freilich, Mutter, das schreib' ich ohne Gnade und Barmherzigkeit, ja, es ist sogar schon fertig, Mutter!“

Unter Thränen auflachend und ihren Sohn umarmend rief sie aus:

„Geh', geh', thu' das nicht und schreib' so etwas! Gelt, da hast du mich vor Augen?"

Gerührt drückte sie Walter an das Herz und sagte: „Ja, Mutter, und das Buch das muß ich schreiben, von einer solchen Mutter muß die ganze Welt erfahren!"

III.

Die Haidegräber.

1.

Die Messe hatte begonnen.

Es war der Jahresgottesdienst in der Remigiuskapelle; jetzt läutete das Glöcklein „zur Wandlung".

Auf den Triften, auf der Straße nah und fern knieten Ackerleute, Wanderer und Hirten nieder, schlugen an die Brust und sprachen ihr: „O Herr, ich bin nicht würdig."

Die Messe ging hierauf zu Ende, das Ite missa est war ausgesprochen, der Priester verließ den Altar und der kleine Ministrant, das schwere Meßbuch auf den Armen, folgte seufzend nach der Sacristei; aus dem Hauptportale der Kapelle aber trat ein Mann von sonderbarem Aussehn: Trübsinn und Schwärmerei bezeichneten sein Wesen, Andacht und Wehmuth verklärten die Züge seines Angesichts, er war in Bauerntracht gekleidet.

Vor der Kapelle blieb er stehen, überschattete mit seiner flachen Hand die Augen und ließ sie eine Weile still betrachtend auf der Landschaft ruhen.

Die Octobernebel wogten auf und nieder und verdüsterten das Firmament an manchen Stellen oder fielen schwer als graue Finsterniß zu Boden. Gebirge, Wälderspitzen und nahe Dörfer drangen nur als dunkle Massen schwimmend bis zu seinen Augen. Von den Feldern rings erscholl das muntre Rufen der Pflüger, von der Straße her das Dröh-

nen schwerer Lastenwagen, und aus den Dörfern nah und ferne froher Kinderlärm; doch weder Kinder, weder Fuhrwerk, weder Pflüger ließ der Nebel sehen, der verfinsternd hin und wieder suchte. Feuchten Auges blickte jetzt der wundersame Mann zu Boden und sagte lächelnd: „Das Alles hätt' ich gerne noch gesehen in heller Luft, im Sonnenschein; es wird mir nicht zu Theil. Luft und Sonnenschein und Erde, lebet wohl; ihr Jugendfreunde, Nachbarn und Verwandte, lebet wohl; o Berge, Heimatwälder, Heimaterde, daß ich euch verlassen muß!"

Er ging den Berg herab, kein Mensch sonst folgte ihm, denn er allein hatte dem Gottesdienst in der Kapelle beigewohnt. Es führte ihn sein Weg quer über Feld; den Vater Pahlsen traf er pflügend auf dem seinen; er trat hinzu: „Pahlsen", sagte er, „so früh am Morgen schon so rasch daran?" Pahlsen hielt die Pferde an und blickte auf und sagte: „Ei, seid Ihr doch schon besser dran gewesen und habt die Meff' in St.-Remigi angehört, Arauer." Der erwiderte: „Die Meff', ja wol; ich hab' mein Herz gepflügt und durch und durch gegraben; mancher Stein und Dorn war noch herauszuholen; wenn's Ernst wird, sieht man erst die bösen Wurzeln alle, Unkraut, Dorn und harten Felsengrund: ich werde bald erfahren, wie viel Heil ich dort dafür gewinne; keinen guten Samen weiß ich mehr, den ich geschwinde noch säen könnte." Pahlsen sagte: „Ja, ja, geschwinde, das ist das rechte Wort, Arauer. Man ist geschwinde auf der Welt, geschwinde aufgewachsen, geschwinde todt und meist geschwinde auch vergessen. Das ist für einen Jahresgottesdienst zu St.-Remigi schon das rechte Denken." Arauer schwieg, dann sagte er: „Es ist Euer bestes Feld, das Ihr da ackert; wenn Ihr die nächsten Früchte heimführt, so denkt an Einen, der dann lang verreiset ist, kann

sein, vergessen auch, er hat Euch heute pflügen sehn.“ Pahlsen blickte ihn verwundert an: „Es ist heute noch kein Anderer dagewesen“, sagte er, „und Ihr wollet doch so bald nicht sterben?“ Arauer reichte ihm die Hand und lächelte; auf seinem Angesichte lag ein stilles Weh. „Wenn Ihr um 11 Uhr Vormittag das Glöcklein zu Remigi läuten hört, so betet für mich, es ist mein Sterbeglöcklein.“ Seine Augen wurden feucht, zwei Thränen liefen über seine Wangen; er ging davon.

2.

Nun entstand ein großes Ungestüm der Nebel in den Lüften, die Morgensonne wurde mächtiger und endlich siegreich; Berge, Wälder, Dörfer, Fluren rangen sich nach und nach aus kämpfenden Nebelfinsternissen klar hervor, und drüber ruhten helle Lüfte und ein heitrer blauer Himmel. Jetzt sah man auch die Menschen, deren Stimmen früher nur zu hören waren: doch zu spät erschien nun Alles für den Mann, der eben so bewegt von Pahlsen weggegangen; er blickte nicht mehr auf zum heitern Sonnenschein und zu den hellen Lüften: mit der letzten Nebelwoge zog er sich dem herbstlich-gelben Buchenwalde zu und suchte thaleinwärts an dem düstern Waldeshange hin, wo neben bemoosten Felsen und feuchten Schluchten sein Haus gar wohlbesorgt und einsam dastand.

Waren es die wogenden Nebel, welche seine Gestalt von Zeit zu Zeit gespenstisch wachsen ließen? Denn indem er sinnend weiter ging, schien er bald an Größe, bald an Breite zuzunehmen, bald inmitten eines düstern Nebelstreifes ungestaltig sich zu dehnen. Erst in der Nähe der Schluch-

ten schien er seine Nebelhülle abzuwerfen: die gescheuchten Nebel drangen in die Felsenhöhlungen, er ging in seiner natürlichen Gestalt dem Hause zu.

Im Vorhof seines Hauses fand er seinen Sohn beschäftigt, einen Pflug in Stand zu setzen. Der Sohn war heiterer Dinge, sang und pfiff und führte dann den Rappen aus dem Stalle, um ihn vor den Pflug zu spannen, da hörte er den Vater sagen: „Florian!“ Dieser blickte um und sagte: „Ja, Vater; seid Ihr schon zurück von St.-Remig?“ Der Vater erwiderte: „Es ist beinahe spät geworden, wohin willst du mit dem Pflug?“ Der Bursche sagte: „Auf dem braunen Grund ist noch ein Flecklein umzulegen, das will ich Vormittags geschwinde noch verrichten.“ Arauer: „Gut. Du bist recht lustig heute. Laß dich nicht stören. Ja, und weil vom braunen Grund nach St.-Remig nicht weit ist, so frag doch, wenn man dort das Glöcklein läutet, wer gestorben ist?“ Florian sah auf: „Soll Jemand sterben heute?“ fragte er. „Kann sein, kann sein, du wirst ja hören“, erwiderte der Vater. Florian fuhr zum Hof hinaus und war bald wieder guter Dinge; der Vater sah ihm eine Weile nach, dann ging er langsam und erbleichend in das Haus. Um 11 Uhr Morgens läutete das Glöcklein von St.-Remigi. Schnell der Mahnung seines Vaters denkend hielt Florian den Rappen auf dem Felde an und sprang hinauf ins Wallfahrtskirchlein. „Was läutet Ihr?“ rief er dem Kirchendiener zu. „Gilt dieses Läuten einem Todten?“ Der Kirchendiener sagte traurig: „So, weißt du's nicht? Ja wol gilt dieses Läuten einem Todten; ein Bot' ist dagewesen — d e i n V a t e r i s t g e s t o r b e n.“

3.

Als diese Nachricht sich verbreitete, liefen die Leute auf den Feldern und in den Dörfern durcheinander und riefen sich die Kunde zu; jetzt mußte Alles in Erfüllung gehen, hieß es, was der Mann vorhergesagt hat, denn wer sogar den eigenen Tod vorhergewußt, der mußte Alles wissen. Schauer und Spannung ergriff die ganze Gegend, umsomehr, als am selben Tage mit dem sonderbaren Todesfalle eine Erscheinung zusammentraf, welche ebenso ergreifend als räthselhaft war. Man sah nämlich im Lauf der Nachmittagsstunden, als die Nachricht von Arauer's Tode im lebendigsten Verbreiten war, auf blendend weißem Pferde und selbst von Kopf zu Füßen weiß gekleidet eine Dame durch die Dörfer reiten, welche durch ihre Majestät und Schönheit Aller Augen mächtig anzog, durch die Art und Weise aber, wie sie kam und ging, die Herzen Aller lebhaft rührte. Wo sie Kinder traf, da theilte sie Blumen und Süßigkeiten aus, den Armen gab sie Geldgeschenke, und wo man sich in ihre Nähe drängte, da ließ sie Worte der Begrüßung und der Bitte fallen: ihrer zu gedenken, wenn sie nicht mehr sei, für sie von Zeit zu Zeit zu beten. Das that und sprach sie mit der Anmuth einer Heiligen, und eh die Kinder recht begreifen konnten, wie sie zu Geschenken kamen, eh die Armen recht ein Wort des Dankes finden konnten, war sie wieder fort, begleitet von zwei Dienern, welche festlich angezogen gleichfalls weiße Pferde ritten. Gegen Abend ward sie nirgend mehr gesehen; auch am Tage darauf nicht mehr. So kehrte sich die Spannung und Erwartung Aller wieder ganz allein auf Das, was am Begräbnißtag Arauer's zu erwarten stand; denn er hatte unter Anderm auch vorausgesagt, und Viele erinnerten sich noch wol der Worte:

wenn er einmal stürbe, dann würden sie bei seinem Leichenbegängniß viel zu schaffen haben; an der Haide, wo die vielen Gräberhügel seien, da würden sie trotz aller Vorsicht seinen Sarg einmal verlieren. Es hatte seit dieser Prophezeiung gar Manches sich erfüllt, was er vorherverkündet, sogar sein Tod war auf die Stunde eingetroffen, es wollte Niemand zweifeln, daß auch sein Leichenbegängniß das schaurige Abenteuer bringen würde.

4.

Am Begräbnißtage wimmelte es daher auf allen Wegen und Stegen von Menschen, welche, die Brust voll Schauer und die Blicke voll Erwartung, zu dem wunderbaren Schauspiel kamen.

Man hatte den stärksten Wagen der Nachbarschaft herausgesucht und darauf den Sarg des Wundermannes mit Ketten befestigt; damit es nun aber auch an Kraft nicht fehle, die Last des Wagens frisch vom Platz zu bringen, so wurden vier der rüstigsten Pferde zusammengeliehen und vorgespannt: und so ging es denn unter düsterm Gemurmel voll Schauer und Andacht auf dem Wege nach dem Kirchhof rüstig weiter. Es hatte nicht lange zuvor ein scharfer Regen sich ergossen, und die Wege, welche in steilen Windungen über Waldgebirge führen, beschwerlich gemacht; es fehlte nicht an Leuten, welche der Meinung waren, selbst die Natur sei im Dienste des Verstorbenen gewesen und der Regen sei auf sein Begehren hin gefallen, damit ein Unfall auf dem Wege nach dem Kirchhof desto leichter möglich werde. Man erreichte indessen ohne Unfall den höchsten Punkt der Bergstraße, wo sie in mäligen

Wendungen ihren Fall erst unvermerkt dann ziemlich jäh beginnt. Hier öffnet sich der Wald und läßt den Blick des Wanderers eine weite, von Tannenwaldung düster eingefaßte Thalebene erreichen, die wundersam genug ein Riesenfriedhof scheint, so übersäet von Hügeln sieht sie aus. Da unten, so ahneten die Meisten, werde sich erfüllen, was der Verstorbene vorhergesagt. Der Anblick jener Haide, die an die Prophezeiung des Verstorbenen mit Schauern denken ließ, die Straße, welche immer jäher abfiel und das Dampfen, Schnauben, Wiehern der Pferde, welche durch den nachdringenden Wagen zur Eile getrieben und durch die gewaltige Faust des Kutschers zum Zögern angehalten wurden, alles Das erregte die Gemüther der Menge, die dem Zuge folgte, auf gar ungeheuerliche Weise. So erreichte man die Haide mit den gräberartigen Erhöhungen; das Fuhrwerk lenkte von der wohlgebauten Landesstraße auf die minder wohlgepflegten Wege eines Moorgrunds, wo durch Stein- und Balkenlagen der Grund verfestigt werden mußte: und hier geschah es entweder durch die Schuld des unachtsamen Kutschers oder weil im selben Augenblicke aus dem nahen Walde ein arges Schießen, Lärmen, Toben drang und gescheuchtes Wild quer über die Wege der Haide stob: daß die Pferde an dem Leichenwagen schauerten, sich bäumten, hin- und wiederfuhren und den Wagen neben eine Balkenlage in den weichen Moorgrund rissen, wodurch er der Art heftig umfiel, daß der Sarg darauf mit Heftigkeit geschwungen eine Kette löste und ohne Hinderniß am Boden kollerte. Entsetzen ergriff die Menschenmenge; sie wich, sie floh und brauste auf der Haide hin und wieder. Die Natur selbst schien dieser Scene ihre ganze Verdüsterung leihen zu wollen; denn eine Wolke schob sich eben zwischen Sonne und Erde und verbreitete eine so

traurige Dämmerung umher, daß Berge, Wald und Haide dem Aug gespensterhaft erschienen.

5.

Eine Erscheinung vermehrte das Grauenhafte dieses Augenblicks.

Auf der Bergstraße, welche der Leichenzug eben herabgekommen war, erschien ein wundersam gestalteter schwarzer Reisewagen, von zwei riesigen schwarzen Pferden gezogen, von einem schwarzgekleideten Kutscher gelenkt und rückwärts mit zwei Dienern besetzt, welche ebenfalls ganz schwarz gekleidet waren. Der Wagen bewegte sich ausnehmend feierlich und wurde von den bestürzten Menschen auf der Haide erst entdeckt, als er ziemlich in der Nähe angekommen war. Hier hielt er. Der Wagenschlag ward aufgethan und ein Herr von etwa 36 Jahren, schönen blassen Angesichts, schwarz gekleidet, stieg heraus und suchte die wogende, dumpfbrausende Menschenmenge zu erreichen. Einen Landmann, dessen Wesen ihm gefiel, befragte er um Das, was hier geschehen war. Nicht ohne peinliche Durchschauerung erzählte der Angeredete mit mehr und weniger Ausschmückung, mit mehr und weniger unheimlicher Zugabe, was von dem todten Wundermanne seit Jahren her im Umlauf war, von seinem Blicke in die Zukunft und von den Erfüllungen, die auf seine Worte pünktlich eingetroffen waren, endlich von der Vorhersage und Erfolgung seines Todes und dieses Unfalls auf der Haide, wozu er schließlich noch Eines fügte, indem er auf die gräbergleichen Hügel zeigte, mit denen die Haide übersäet war. „Sehet", sagte er, „von dieser Gegend hat er ausgesagt, es sei uralters eine

Schlacht hier vorgefallen und seien dort und hier die Hügel alle Gräber von Soldaten, nur ein Wildschütz, der erschossen worden, liege dort in einem Hügel, und gleich daneben unterm Dornbusch Einer, der sich selbst entleibt.“ Hierauf zeigte der Erzähler mit besonderer Wichtigkeit auf einen Hügel links und sagte: „Von diesem Hügel hat der Wundermann ein ganz Besonderes vorausgesagt; er sei noch leer und nur zum Scheine aufgeworfen; aber dahinein werde in gar nicht ferner Zeit das wundersamste Wesen begraben, das auf Erden noch gelebt hat.“ Der Fremde schien nicht wenig angeregt von Dem, was er vernahm. Er richtete einen Blick auf die wogende Menge, auf den umgestürzten Wagen, den man wieder aufzurichten im Begriffe stand, auf das trübe Schauspiel der Natur, welches der Scene einen wundervollen Anstrich gab, ließ sich noch ein mal den leeren Grabeshügel zeigen, der in Kurzem erst sein Opfer haben sollte, und kehrte dann nachdenkend zurück zum schwarzen Reisewagen. Vor dem offenen Wagenschlage stehend sprach er mit der Miene eines Ehrfurchtsvollen in das Innere des Wagens hinein, ohne daß man sehen konnte, zu wem er sprach; er schien mit Sorgfalt Das, was er vernommen, mitzutheilen, auch Manches, was ihm nebenbei gesagt war, mit besonderm Nachdruck auszuführen.

6.

Die Folge war, daß er hierauf vom Wagenschlag zurücktrat und daraus ein Mann zum Vorschein kam, so majestätisch von Gestalt, daß unwillkürlich, wer sich in der Nähe fand, vor der Erscheinung ehrfurchtsvoll zurückwich. Vor dem Wagen blieb er stehen und blickte unbeweglich in

die Gegend, auf die Menschen, auf das Treiben um den Leichenwagen, und indem er dann das Haupt ein wenig neigte, ließ er sich den leeren Grabeshügel zeigen, von dem die sonderbare Prophezeiung ging. Es lag eine unheimlich düstere Hast und Glut in seinen Augen, als er nach dem Hügel flüchtig blickte und wieder wegsah; er schien nicht merken lassen zu wollen, wie sehr ihn unerwartet da ein Fleck Erde, ein stiller Haidehügel, ein durch Prophetenwort bezeichneter Erdaufwurf beschäftigte, anzog, verwirrte, erschütterte, und als der Leichenzug in diesem Augenblicke wieder in Bewegung kam, hatte es den Anschein, daß er dem todten Wundermanne, indem er seiner Leiche folgte, einen Beweis des Dankes liefern wollte für die mächtigen Empfindungen, welche seine Prophetenworte ihm erweckten. Es war eine geheimnißvoll-durchschauernde Erscheinung und wurde von der Menge, die dem Leichenzuge folgte, mit scheuem Auge angesehen, als da ein Fremder, majestätisch von Gestalt und sonderbar von Wesen, entblößten Hauptes und von Kopf zu Fuße schwarz gekleidet, sich dem Leichenzuge anschloß und ein Gleiches sein Gefolge thun ließ. Niemand hatte ihn vorher einmal gesehen, Niemand wußte, woher er kam und wohin er wollte, Niemand vermochte zu errathen, was den Fremden bewegen mochte, unerwartet einem fremden Leichenzug zu folgen. Und wie es schon zu geschehen pflegt, daß die Menschen gerne ein Geheimnißvolles an das andere knüpfen, weil ihnen beide die Familienähnlichkeit des Unerklärlichen besitzen, so kam es denn auch hier, daß man den Fremden statt für einen Menschen ungewohnter Art zu halten, lieber für ein Wunderwesen aus der andern Welt ansah, das früher mit dem todten Volkspropheten müßte seinen Bund geflochten haben. Auf dem ganzen Wege nach dem Friedhof blieb die Menge von ihm in

scheuer, ehrfurchtsvoller Ferne, und als er nach der Beerdigung dem Auge des Volkes mit Gefolg und Wagen im Tannendunkel nach und nach verschwand, da war des Fragens, Verwunderns, Rathens und Prophezeiens kein Ende, und wenig fehlte, so war der bekannte Wundermann Arauer, dessen sterblichen Resten man eben erst gefolgt war, über der Erscheinung des fremden Wundermannes vergessen worden.

7.

Wenn eine Zeit schon ihre Wunder haben soll, da kommen sie oft bunt genug gezogen.

Es folgte eine helle Mondnacht. Lautlos stille war die Gegend nun, ein geisterhafter Schimmer floß um Berge, Wälder, Fels und Flur. Wie stille Träumer hoben sich auf einer schroffen Mittelhöhe von schwarzer Tannengruppen die Ruinen eines alten Schlosses und blickten fremd und stumm auf Berg und Thal. Da lag die Haide mit den Gräberhügeln unten, dämmernd, stille, ungestört wie eines Todten Schlummer, gleich den Wächtern der Nacht und der Geheimnisse standen die Tannen rundherum und legten schlafestrunken ihre Schatten wie Riesenschwerter über die mondbeglänzten Gräber hin. Allein der Herbst, ein arger Hypochonder, bringt Wandel in die Tage wie die Nächte. Die Mitternacht blieb nicht so stumm und licht und friedlich: denn graue Wolkenmassen zogen zwischen Mond und Erde herauf und arge Schauerwinde brachten die finstern Waldungen zum Seufzen, Brausen, Tosen; in solchen Nächten, heißt es, öffnet sich das Thor der Geisterwelt und Manches wirkt auf uns herüber, was unsere Sinne mächtig fassen, unser Herz verwirren und unsern Geist in Meere

von Räthseln stürzen kann. In dieser Nacht geschah es, daß die erwähnte Gräberhaide ein Wunder zeigte, seltsam genug, um eines Menschen felsenfeste Brust zu fassen und zu rütteln. Zwei Männer aus Seilern gingen in jener Mitternacht von Angern heim und hatten die Gräberhaide zu passiren: da geschah es plötzlich, daß um jenen Hügel, von dem es hieß, er würde bald zum sonderbaren Grabe werden, ein leichter Schimmer floß, der stärker wurde und sich wieder fast verlor, bis er plötzlich wie Verklärungsschein um die weißen Nebelglieder zweier riesigen Gestalten zuckte, die sich langsam wachsend von dem Haidehügel hoben und mit den Häuptern hin und wieder suchend endlich über Wald und Berg bis zu den Wolken reichten. Hier schien sie bald der Sturm zu fassen und in Stücke zu zerreißen, aber zwei festere Gestalten gingen daraus hervor, nur wenig über Menschengröße reichend und in weite Todtenhemden eingehüllt, die hinter ihnen in nebelhaftem Wallen sich verloren. Sie schritten von dem Hügel, dem sie zu entsteigen schienen, bald hinweg und zogen, immer neuen Schimmer und neue Nebelwallung um sich streuend, quer die Haide hin, und schwanden in der Finsterniß des nahen Tannenwaldes. Entsetzt und sprachlos starrten die Männer aus Seilern die Erscheinung an und wichen denselben Weg, den sie gekommen waren, zurück, um das goldne Licht des Tages abzuwarten, welches Schrecken abwehrt und den Wanderer freundlich heimführt zu den Seinen. Die Kunde dieses neuen Wunders war geeignet, in der Gegend jene Schauer, die bereits verbreitet waren, zu vermehren. Bald wagte sich Niemand mehr, sobald das Abenddunkel niedersank, der Gräberhaide in die Nähe, und selbst am hellen Mittag überlief's die Wanderer, die vorüber mußten.

Um so mehr Verwunderung erregte es daher, als es

unerwartet hieß: die einsame Schloßruine an der Gräberhaide habe Bewohner erhalten und wie es schien für lange Zeit, denn die bewohnbaren Zimmer und die nutzbaren Räume der Ruine seien mit großer Eile und Sorgfalt in den besten Stand gesetzt worden. Freilich ließ die Verwunderung bald nach und machte unheimlichen Gefühlen Platz, als man erfuhr: wer denn jener sonderbare Bewohner sei, den es gelüstete, mitten unter Schauern zu wohnen und bei Tag und Nacht dem Umgang mit Gespenstern ausgesetzt zu sein. Man erwähnte jenes wundersamen Fremden, der im schwarzen Reisewagen zu Arauer's Leichenzug gekommen und ihm bis zum Friedhof wie ein Trauernder gefolgt war.

8.

So war es auch.

Geräuschlos, feierlich, der Abendstunde nahe, war am letzten October der schwarze Reisewagen, gezogen von den schwarzen Pferden, durch das Thor der düstern Schloßruine eingezogen und hatte den wunderlich gerüsteten Gemächern jenen Fremden sammt dem schwarzgekleideten Gefolge mitgebracht. Auch sollte gleich darauf ein wunderlicher Act daselbst vollzogen werden. Denn der Fremde berief gleich nach dem Einzug in die Schloßruine die gesammte Begleiterschaft in sein Gemach, und nachdem er sie mit feierlicher Miene und mit düster-wehmüthiger Miene eine Weile betrachtet hatte, sagte er zu den Dienern: „Ihr werdet nun nicht lange mehr bei mir verweilen. Ihr sollt in Kurzem wieder zurückkehren unter Menschen, die ihr leben seht, wie ihr's begreift, die euch lebhaften Umgang, natürliche Freuden und Genüsse gewähren. Ich kündige euch das an, da-

mit ihr die wenigen Tage, die ich euch noch gern bei mir behalten möchte, in dieser traurigen Behausung nicht verzagt und überdrüssig hinbringt. Da nun aber die Stunde unsers Abschieds nicht ganz sicher ist und mich selber unerwartet überfallen könnte, so will ich euern Lohn für treue Dienste nun sogleich ins Reine bringen. Du, mein treuer John, der du mit großer Wachsamkeit auf unsrer Pilgerfahrt die Wege geprüft und mein Gefährt mit Sicherheit geleitet hast bis an den Ort, an welchem sich mein Loos entscheiden soll, du sollst noch außer dieser Rolle hier, sobald die Stunde der Trennung schlägt, den Reisewagen und die Pferde haben, du magst damit dann machen was du willst. Du, mein guter William, hast nicht mindere Treue mir erwiesen, drum soll dein Lohn auch nicht geringer sein, sowie ich eurer Mühe, Georg und Robert, mit gleichem Lohn und Dank erkenntlich werden will. Hier empfangt, was euch gebührt; und nun laßt mich allein und vertragt euch eine Weile noch mit dieses Schlosses dunklen Mauern so gut es geht." Düstern Auges blickte er den Dienern nach, die stille weinend das Gemach verließen. Dann kehrte er sich zur Fenstertiefe, wo der blasse junge Begleiter unsers Fremden in Gedanken stand und durch das Fenster in die Abendlandschaft blickte. Eine Pause entstand, die keiner von den Beiden, so viel sie auch zu sagen hatten, zu Erklärungen benutzte; bis der Fremde seinen Begleiter endlich also ansprach: „Ergeben Sie sich drein, Herr Doctor. Sie haben versucht, was einem Menschen möglich ist. Einem Menschen aber ist nicht möglich, mächtiger zu werden als die Natur, gewaltiger als das Schicksal. War meine Natur und mein Loos zu ändern, so wäre es durch Sie geschehen. Es ist meine Pflicht, die ich lebhaft fühle, Sie nicht lange mehr in unfruchtbarer Mühe an mein Loos zu

fesseln, und der Lohn, den ich für Sie, den unschätzbaren Freund, bestimmen solle, hat mich lange schon beschäftigt. Können Erdengüter lohnen, dann sollen Sie zufrieden sein. Ihre Bestimmung ist es nicht, an die unstäte Ferse eines Menschen gebunden, Ihre Kräfte erfolglos zu erschöpfen; tausende von Fällen, denen Ihre meisterhafte Kunst gewachsen ist, harren Ihrer Gegenwart und Hülfe; Sie von dort noch länger als es nöthig ist zurückzuhalten, wäre nimmermehr verzeihlich. Noch kurze Zeit verbleiben Sie mit Nachsicht und Geduld mein Freund und mein Begleiter." Er legte ihm bei diesen Worten die Finger auf die Schulter, streifte dann an seinem Arm hinab bis er die Hand erreichte, die er lebhaft drückte; aber als in dem Momente sein Auge durch das Fenster auf die abendlich umdämmerte Gräberhaide blickte, erbebte er am ganzen Wesen und die Lebensfarbe wich von seinen Wangen. Denn auf der Haide unten erschien in diesem Augenblicke, aus der Nacht der Tannenwaldung tretend, auf blendend weißem Pferde eine Reiterin voll Majestät und schön von weißem Prachtgewand umflossen; in ehrfurchtsvoller Ferne folgten ihr zwei Diener ebenfalls zu Pferd. In der Nähe jenes Gräberhügels, von dem die Sage ging, er werde bald sein sonderbares Opfer finden, stieg die Reiterin nun ab und kam allein dem Hügel näher, an dem sie, wie es schien, voll Andacht eine Weile regungslos verweilte; Blumen streuend und in feierlicher Wendung kehrte sie hierauf zu ihrem Pferd zurück, saß auf und schwand nach kurzem Ritt im dunklen Tannenwald dahin. Vergebens suchten ihr zwei düsterglühende Augen nachzufolgen: die Dämmerung schloß ihre Schattenthore undurchdringlich hinter der Erscheinung; vergebens hätte auch der schnellste Bote versucht, die weiße, majestätische Erscheinung noch im Waldesdunkel zu entdecken und zu erreichen:

denn die Wege theilten sich nach allen Richtungen. So schwindet oft, was unser ganzes Wesen anzieht und in Aufruhr setzt, vor unsern Blicken unerbittlich hin und überläßt die Wogen unsrer Seele, die durch Ueberraschung, Argwohn, Ahnung und Besorgniß aufgetrieben wurden, unserer Fassung und Geduld, sofern sich diese bürgerlichen Tugenden, was selten ist, zur rechten Zeit verwenden lassen. „Mein theurer Lord", sprach jetzt der Doctor zu dem Fremden, dessen Augen noch immer bewegungslos auf jener Waldesstelle ruhten, wo die weiße majestätische Gestalt verschwunden war: „Mein theurer Lord, Sie werden Ruhe brauchen, sehr bewegte Tage sind vorüber. Ihren Willen, uns in kurzer Zeit zu trennen, muß ich gelten lassen; sei ich Ihnen bis dahin ein gern geduldeter Begleiter und lange noch ein Freund, der sagen darf, er werde nie vergessen."

Er verließ des Lords Gemach, ohne daß sich dieser von der Stelle regte oder eine Antwort gab, denn in seinem Wesen ging ein düsteres Wogen hin und wieder. „Was war das? Was soll diese Erscheinung mir bedeuten?" sagte er mit kaum beherrschter Stimme vor sich hin. „Wer ist noch hier, den ein gleicher Zug zu dieser Schicksalsstätte führt? Wachsamkeit! Herbstnebel und Nächte wissen von trüben Thaten zu erzählen; ich werde meiner Ruhestätte ihre Wächter stellen!" Kurz darauf war er mit seinen Dienern im Gespräch, so wichtig und geheimnißvoll, daß er für nöthig hielt, die Thüren aus Vorsicht abzuschließen; doch wer hütet Geheimnisse, daß sie nicht außer den verschlossenen Thüren oft verständlicher gesprochen werden als hinter Schloß und Riegel?

9.

Der Doctor schrieb zur selben Stunde einen Brief, in welchem es an einer Stelle unter Anderm hieß:

„... Es war gerade in dem Augenblick, als er von seiner Dienerschaft und mir ergriffen Abschied nahm, als die Erscheinung, von weißem Kleid umflossen und auf weißem Pferde reitend, aus dem Waldesdunkel tritt und jenem Grabeshügel feierlich sich nähert: Lord Donelson's Angesicht erbleichte und sein ganzes Wesen bebte; so habe ich Ueberraschung noch kein Menschenherz erschüttern sehen. Der Argwohn, daß ein gleich unglücklich Wesen ihm seine, wie er meint, vom Schicksal selbst bestimmte Ruhestätte streitig machen könnte, erwachte heftig; seine ganze Eifersucht ist aufgescheucht und eben hat er sich mit seinen Dienern eingeschlossen, um ihnen anzuzeigen, wie sie ihm den Hügel auf der Haide bei Tag und Nacht zu hüten hätten. Schon auf die bloße Kunde hin, daß die Prophezeiung von dem Grabeshügel oft schon Anlaß gab, daß unglückliche Menschen dort ihr Ende finden wollten, hat den Lord veranlaßt, verflossene Nacht einen Geisteraufzug auf der Haide auszuführen, der Entsetzen genug verbreitet, um Alles, selbst das Unglück von dem Gräberhügel wegzuschrecken. Zwei von seinen Dienern mußten um Mitternacht von jenem Haidehügel eine riesige Rauchsäule, gespensterhaft beleuchtet, zu den Wolken steigen lassen und waren angewiesen, dann in weißen Hüllen und umwallt von neuerregtem Rauchgewölke, das der Sturm in Streifen hinter sie trieb, die Haide langsam hinzuschreiten, was bei dem Schimmer düsterer Laternen grauenhaft genug ausfiel. Leute, die um jene Zeit vorüber wollten, mußten das gesehen haben und erfüllen heute die Gegend mit der Kunde. Sie errathen

daher die Wirkung auf das Herz Lord Donelson's, als er dessenungeachtet heute die Erscheinung auf der Schicksalsstätte sieht und argwöhnt, daß sie ihm ein unglückselig Wesen streitig machen könnte. Er wird nicht ruhn noch rasten, diesem Wesen auf die Spur zu kommen und während er die Dienerschaft als Wächter und als Forscher braucht, sucht er mir, dem Doctor, seine innersten Gedanken zu verbergen . . ."

10.

Die geheime Unterredung Lord Donelson's mit seinen Dienern war zu Ende; die Nacht war vorgerückt; der Diener John, durchs Loos bestimmt, sollte zuerst die Wache halten bei dem Gräberhügel.

John war ein nervenfester Bursche, den nicht sobald was aus der Fassung brachte. Dennoch war ihm sonderbar zu Muthe, als er so allein hinunterstieg durch Finsterniß und Wald zur Haide, wo man vor wenig Tagen den Sarg des Wundermannes verloren hatte, wo jeder fünfte Schritt das Grab von einem Unbekannten trat, wo endlich ein offenes Grab sein Opfer täglich, stündlich erwartete; düstere Schauer liefen ihm durch alle Glieder und es schienen sich die Schrecken, die er gestern Nacht als Gespenst von diesem Orte aus verbreiten half, nun heute mächtig gegen ihn zu kehren. Er konnte seiner Phantasie nicht wehren, sich alle Schrecken einer solchen Lage lebhaft auszumalen; da war ihm denn die Luft sogleich erfüllt von Fratzen, Ungethümen, Gräßlichkeiten aller Art und es heulte, pfiff und brüllte höllenmäßig, wie man sich's eben mit Absicht denken und vorstellen kann. So nach einer Weile gesättigt von

Entsetzen, suchte endlich John dem Spuck ein Ende zu machen, indem er mit beiden Händen scheuchend durch die Lüfte fuhr und die Blendlaterne öffnete, um sich zu versichern, daß es rein sei um ihn her. Es hob sein Muth sich wieder. Die Nacht war stille, finster; von Mond und Sternen kein leiser Schimmer. John leuchtete am Boden hin, damit er knapp am verhängnißvollen Gräberhügel seine Stellung nehme — da erbebte er an Leib und Seele, schlug die Blendlaterne zu und wankte Schritt um Schritt zurück.

Eine finsterblickende, höchst sonderbar verhüllte Gestalt stand da.

„Was suchst du hier, Unglücklicher? Wer schickt dich her?" begann nach einer Weile die Gestalt zu reden und die Stimme war nicht sonderlich erbaulich; „hast du Lust mit Grab und Ewigkeit zu spielen? Oder dienst du Einem, den das Unglück mürbe macht und der dich herschickt, ihm die Schicksalsstätte zu bewachen? Dann kehre wieder heim! Wenn das Schicksal durch Prophetenmund ein Wort der Zukunft spricht, dann ist es zehnfach sündig, dies Wort alltäglich auszulegen. Was ist der Mensch? Um sich groß genug zu dünken, daß seinetwegen das stumme Schicksal eine Sprache suchen und seinen Tod vorherbezeichnen sollte? Geh und wende dich zur Rückkehr! Komme nimmermehr an diese Stelle und sorge besser für dein Seelenheil und Leben. Dies Grab — ach, daß es schon sein Opfer auserlesen hat, das wundervollste, das verehrungswürdigste von allen!"

Es folgte keine Antwort. Aber eine Stunde später wankte ein arg Verstörter durch das Thor der Schloßruine nächst der Gräberhaide, und wollte, so spät es war, vor den Lord geführt sein. Es war John, der in möglichsttreuer Schilderung, was er gesehen und gehört, erfahren und ge-

litten hatte, hinterbrachte. Er war trotz der Schrecken und Gefahren nicht von seinem Posten gewichen, sondern hatte, durch Nacht und Nebel gedeckt, ungehört und ungesehen ausgeharrt, bis ihn Robert, sein Kamerad, abzulösen kam. Lord Donelson hatte eine böse Nacht; der Schlaf wollte spät erst kommen und wich schon mit dem ersten Morgengrauen wieder. Zwei von den Dienern erhielten den Auftrag, sich umzusehen, wo sie in der Gegend einige unerschrockene Burschen noch für seinen Dienst gewinnen könnten.

11.

Ein düsterer Novembermorgen; Himmel, Luft und Erde schwammen in ein graues Nebelmeer zusammen. Lord Donelson erging sich in Gesellschaft seines Arztes im freien Felde. Ein wunderliches Brausen hatten Beide eine gute Weile schon vernommen und zugleich von Zeit zu Zeit bemerkt, daß sich kaum dreißig Schritte vor ihnen hier und dort im Nebeldämmer sonderbare dunkle Flecken zeigten, die zusammendrängten und sich lösten, zerstoben und sich bald darauf in größern Massen wieder sammelten. Lord Donelson hielt endlich an. „Welch' ein Drängen? Welch' ein Lärm?" bemerkte er; „Doctor, wirkt nicht auf Sie, was ich da seh' und höre?" Der Doctor blickte verwundert drein und sagte: „Wol seh und hör' ich's eine Weile schon mit Befremden. Ich halte das für Menschengruppen, die sich rastlos bilden und lösen; auch das sonderbare Brausen kommt, so scheint es, nur von Menschenstimmen." Lord Donelson schwieg und forschte stille haltend durch die graue Finsterniß der Nebel: es setzte sich, was er gesehen hatte, rastlos fort. „Ein unerklärlich Treiben", sagte er, „ein

Wunder, wenn man will. Das Volk in Wäldern und Gebirgen will doch sonderbar verstanden sein. Versuchen wir, ein Weiteres zu erfahren." Nach diesen Worten ging Lord Donelson vorwärts mit der Absicht, wie es schien, sich einer der geheimnißvollen Menschengruppen, sofern sie zu erreichen wäre, anzuschließen. Das gelang nur insoweit, als hier und da sich ein solcher Menschenschwarm wol näher kommen und ins Auge fassen, aber niemals ganz erreichen ließ. Da gab es denn absonderliche Trachten, absonderliche Zeichen und Bewegungen, absonderliche Hüllen um die Häupter und abenteuerliche Larven vor den Angesichten; und wie das Sammeln und Zerstreuen dieser Menschengruppen rastlos war, so dauerte auch das brausende Gewirre dumpfer Stimmen rastlos fort. Lord Donelson hielt wieder mit Erstaunen stille. „Sie haben von Aehnlichem noch nie gehört und nie gelesen, Doctor?" sagte er; „Schauer und Befremden zu erregen wäre das im Stande." Der Doctor schüttelte den Kopf und blickte mit gleichem Staunen drein, besonders da sich jetzt die Lage wirklich ins Unbegreiflichste verwirrte. Denn mit unheimlichem Gemurmel, wie von allen Richtungen geblasen und geschneit, kamen die sonderbaren Männergruppen unerwartet rings um unsere Wanderer zusammen, und indem sie rastlos durcheinander wogend einen weiten Kreis um sie gebildet hatten, raunten, riefen, wütheten sie in eigener Sprache sich minutenlang unbegreifliche Dinge in die Ohren, indem sie Lord Donelson und seinen Doctor fest im Auge behielten, worauf sie mit dem Rufe: „Morgen um Mitternacht!" in wildem Drange auseinander stoben und nirgend mehr zum Vorschein kamen. Lord Donelson und sein Arzt standen allein da in der grauen Nebelfinsterniß. „Doctor, wie erklären Sie den Spuck?" fragte jener nach einer Weile, indem er unver-

wandt nach jener Richtung blickte, in welcher der seltsame Schwarm verschwunden war. „Ich bin erstaunt und suche mich umsonst zurechtzufinden", erwiderte der Doctor. Sie schlugen den Rückweg ein. Ein Jeder überließ sich schweigend allerlei Gedanken. Ein Bauer, der mit einer Axt über der Schulter durch die Nebel kam, und welchen Lord Donelson fragen wollte, wich erschrocken von den Fremden ab und schlug ein Kreuz; der Nebel hatte ihn bald getrunken. So war es denn vergebens, über das Gesehene sogleich ein Wort der Aufklärung zu hören.

12.

Ein anderes Begegniß regte den Lord und seinen Doctor auf sehr verschiedene Weise an.

Sie waren in die Nähe eines Dorfes gekommen. Der Nebel verhüllte es derart, daß man es nicht sehen, wol aber den Lärm des Lebens daraus vernehmen konnte. Durch einen uneingefriedeten Garten schreitend kamen unsere Wanderer jetzt dem ersten Wohnhause so nahe, daß ihnen dasselbe in schwimmenden Umrissen sichtbar wurde. Zwei streitende Männerstimmen, die von dem Hause her erschollen, fielen auf. Der Lord schien sich allgemeine Gedanken darüber zu machen und wenig beachtend daran vorübergehen zu wollen, während der Doctor stille hielt, ergriffen horchte und von jedem Worte, das im Streite fiel, ins Tiefste getroffen zu werden schien. Jetzt wurde auch der Lord aufmerksamer, jedoch mehr auf den Doctor, dessen Erschütterung er nicht begreifen konnte, als auf den Streit, der ihm unverständlich ferne lag. Nach einer Weile sagte er: „Nun, Doctor, was finden Sie an diesem Alltagszank so

ungewöhnlich?“ Der Doctor schien durch diese Worte erst zu sich zu kommen. „Vergebung, verehrter Lord“, sagte er, „ein sonderbares Ding ist's um das menschliche Herz. Hier streitet ein unduldsamer Sohn mit seinem alten Vater; mir scheint der Streit um wenig mehr als Nichts entsponnen; von allen Bitterkeiten des Familienlebens vertrag ich die am wenigsten. Sei mir ein Haus auch noch so fremd, ein solcher Streit weckt mir Erinnerungen, die mich stets ergreifen. Verzeihen Sie den Aufenthalt. Wir gehen weiter.“ Er ging, doch immer noch bewegt genug. Der Lord gab seinem Diener einen Wink und sagte leise: „Merk dir dies Haus.“ Sie gingen weiter.

13.

Der Lord und sein Arzt waren eben bis an den Saum der Bergwaldung gekommen, als sie einen Wagen näher fahren sahen, der im Augenblick, als sie an ihm vorüber wollten, stille hielt. Ein Herr von einigen und dreißig Jahren, wohlgebildeten Ansehens, stieg heraus und redete die beiden Wanderer mit diesen Worten lebhaft an: „Meine Herren! Wenn Sie nicht bekannter sind als ich in dieser Gegend und mir keinen Ausweg zeigen, so muß ich mich entschließen, hier zu campiren. Ich weiß nicht mehr, wo ich bin. Die Nebel verwirren mich und meinen Kutscher auf die grausamste Weise. Mit der Gegend wenig bekannt, habe ich leider auch Eile! Den Weg nach Seilern suche ich. In welcher Richtung lasse ich wol von hier aus meinen Kutscher fahren?“ Der Doctor trat hervor und wies die Richtung nach Seilern, wofür er den Dank des Fremden erhielt, welcher zu fragen fortfuhr: „Nun, mein Herr

in Seilern ist es doch, wo ich den Arzt, den man Gemüthskranken so lebhaft anempfiehlt, zu finden hoffen darf? Sein Name ist Brucken." Der Doctor erwiderte: darüber leider nichts Bestimmteres zu wissen, allein er denke doch gehört zu haben, daß in Seilern lange her ein Arzt von gutem Rufe lebe, den das Vertrauen Aller ehre. Der Fremde trat zurück an seinen Wagen und gegen unsere Wanderer sich verneigend stieg er ein. „Dann hoff' ich meinen Weg nicht ganz umsonst zu machen", sagte er, „mag auch mein Fall nicht ganz in seine Uebung passen." Der Doctor schien aufmerksam geworden und sagte: „Und ist Ihr Fall denn wirklich so besonderer Art, daß Sie besorgen, die Kunst des Arztes damit in Verlegenheit zu setzen? Wer ist der Patient?" Der Fremde erzählte, wie er eben erst vor wenigen Tagen ein Gut jenseit der Waldung bezogen habe und leider im Falle sei, eine Gemüthskranke zu den Seinigen zu zählen, die trotz aller ärztlichen Versuche bisher dem Uebel stets nur betrübender verfalle. Er gab hierauf im Allgemeinen sonderbare Züge von Schwermuth an, die sich an der erwähnten Dame lange schon gezeigt und in den letzten Tagen noch um einige geheimnißvoll bereichert hätten. Sie wolle seit Kurzem sonderbarer Weise kein anderes Kleid mehr tragen als ein festliches, und kein anderes Pferd mehr reiten als von einer bestimmten Farbe. „Obwol nun ihr Gemüth dabei keineswegs die frühere Verdüsterung verloren hat", fuhr er fort, „so scheint sich doch eine heitere Verklärung darüber zu verbreiten, als ob sie ein großes Ereigniß, von dem wir keine Ahnung haben, nächstens zu erwarten habe. Sie nimmt in unbestimmten Worten von uns Abschied und scheint doch Nichts für eine Reise in Ordnung bringen zu wollen. Kurz, sie ist unser Räthsel wie unser Kummer." Mit der Miene der Besorgniß

fügte er hinzu: „Nun aber scheint mir diese Gegend nicht geeignet, düstere Gemüther erlösen zu helfen. Das Gebirge ist massenhaft und ohne Reiz, die Waldung düster und geeignet, Schwermuth zu erzeugen statt zu heilen, und was noch das Schlimmste ist, hier lebt das Volk noch immer tief in Schauern sonderbarer Sagen; und was wir von den Prophezeiungen des jüngst begrabenen Wundermannes erfahren haben, ist nicht das Einzige, was mich befremdet, ich trage das mächtigste Erstaunen über Das, was ich soeben erst gesehen habe, noch in mir umher."

Lord Donelson und der Doctor blickten sich an und der letztere sagte: „Können wir erfahren, was Sie meinen?"

Der Fremde fuhr fort: „Als ich vorhin am Saum des Waldes hinzieh, um den Weg zu finden, den ich fahren soll, vernehm' ich ein Geräusch, so düster und sonderbar als möglich, und als ich auch den Grund davon entdecken will, bemerke ich die absonderlichsten Männergruppen, die bald näher und bald ferner wie dunkle Nebelflecken kamen und verschwanden. Ein Bauer, der ängstlich nach dem Walde flüchtet, steht mir endlich Rede, und seiner wirren Mittheilung entnehme ich soviel zum mindesten: es hätten sich hier bis auf den heutigen Tag noch Reste deutscher Vehmgerichte erhalten, die nicht wenig der Schrecken der Guten wie der Bösen dieser Gegend sind, alle Geheimnisse der Familien kennen und von Zeit zu Zeit gar schwere Sittengerichte halten. Alljährlich um die Zeit der Stoppeln auf den Haberfeldern pflegt eine weitverzweigte Verbindung von Schwärmern an einem bestimmten Orte unerwartet und vermummt sich einzufinden, theilt sich unter sonderbaren Wendungen und Gängen alle Geheimnisse der jüngsten Vergangenheit mit, worauf sie wie verblasen jeder Nachforschung entschwinden; vier Wochen später aber, wenn die Novembernebel sie

begünstigen, zeigen sie sich an einem andern Orte wieder, wo sie dann von ihrem Obern die Rollen zugetheilt erhalten, wie und wo und über wen Gericht zu halten sei. Hierauf geschieht es denn, daß vor Jemands Hause um Mitternacht ein Trupp Verschworener erscheint, den Hausherrn oder einen andern der Bewohner drei mal laut und feierlich beim Namen ruft, und ihn ermahnt, um eine gewisse Stunde der nächstfolgenden Nacht an einer Waldesstelle, wo zwei Wege sich kreuzen, zu erscheinen. Erscheint er nicht, so kommen die Verschworenen in einer spätern Nacht noch ein mal vor das Haus, rufen den Namen des Widerspänstigen wieder an, worauf sie ein Register von Vergehungen aus einem Urtheilsactenstücke laut verlesen, die binnen einer Frist unterlassen und gesühnt sein müßten, widrigenfalls sie trotz Schloß und Riegel als Rächer an seinem Gut und Leben erscheinen würden. Die Bekehrungen aus Schrecken sollen wirklich häufig gewesen sein, wogegen man auch arge Strafen an Widerspänstigen erlebt. Dies geheimnißvolle Thun und Wesen heißt man «Haberfeldtreiben».“

Lord Donelson, der schon eine Weile von allerlei unruhigen Gedanken heimgesucht schien, zog seinen Begleiter zur Seite und sagte mit einiger Lebhaftigkeit leise: „Doctor, übernehmen Sie die Behandlung der Kranken.“

Der Doctor schien überrascht, jedoch ging er ohne Widerrede in den Gedanken ein, indem er sagte: „Ich würde mich wol an dem wunderlichen Falle versuchen, wenn es möglich wäre, das Vertrauen eines Fremden so schnell als es das Dringende der Umstände verlangt, zu gewinnen. Indessen will ich das Meinige thun.“ Er trat dem Wagen näher und sagte zu dem Fremden: „Mein Herr! Sie suchen einen Arzt und einen Wegweiser. Beide haben Sie zu-

gleich gefunden, wenn Sie Ihren Kutscher wieder den Weg nach Ihrem Gut zurückfahren lassen und mich als Begleiter mitnehmen wollen. Zeigen Sie mir die Kranke. Sie werden auf dem Wege zu ihr Gelegenheit haben, weiter zu prüfen, ob Sie mir die Kranke auch anvertrauen dürfen." Mit einer Art Verlegenheit und Freude hörte der Fremde diese Worte; er schien nachzudenken; sagte aber dann mit Lebhaftigkeit: „Nun ja, mein Herr! Es scheint die unerwartete Art, wie ich Sie kennen lerne, zu dem wunderlichen Falle mit der Kranken zu passen. Es ist möglich, daß Sie darum schon lieber als jeder Andere in ihrer Nähe geduldet und ihres Vertrauens gewürdigt werden. So käme ich denn schneller und mit einem Doctor heim, an den ich nicht gedacht habe!" Er bat Lord Donelson und den Arzt, zu ihm in den Wagen zu steigen; allein der erstere dankte und bemerkte, daß es ihm wohlthue, seinen Heimweg allein und zu Fuß zurückzulegen; eine Art freudiger Verklärung verbreitete sich über sein Angesicht, als er den Wagen mit seinem Doctor davonfahren und im Nebel verschwinden sah. Er hatte die ganze Behaglichkeit des Gefühls, welches Jemanden beschleicht, wenn es gelungen ist, in guter Absicht einen Getreuen glücklich ins feindliche Lager eingeschwärzt zu haben. Nun wendete er sich zu seinem Diener: „Eile zurück, Robert", sagte er, „und suche zu erfahren, was in jenem Hause vorgeht, wo wir den sonderbaren Streit vernommen haben." Der Diener ging zurück; Lord Donelson begab sich auf dem Heimwege zur Burgruine weiter. Nach einer Stunde brachte Robert die Nachricht, im Hause jenes Dorfes herrsche seit geraumer Zeit ein heißer Zwist zwischen Vater und Sohn, indem der alte Vater, der dem Sohne die Wirthschaft übergeben, nicht so leicht vergessen könne, daß er einmal Herr im Haus gewesen, weshalb er gerne

noch in Alles reden und eingreifen wolle, was der Sohn, ein kurzgebundner Bursche, dem das Herrscherlespielen auch gar wohlgefalle, durchaus nicht dulden wolle. Palmer nenne sich die Familie. Lord Donelson schien auf die Geschichte wenig Gewicht zu legen, andere Dinge nahmen seine Seele lebhaft ein.

14.

Wieder war es um die Zeit der Mitternacht; Himmel, Luft und Erde eine undurchdringliche Finsterniß, und mit dem Lichte scheinbar alles Leben ausgestorben. Nur von der Schloßruine her erbebte die Haide von Männerschritten, die sich langsam nach der Richtung hinbewegten, wo der leere Gräberhügel lag. Lord Donelson's Diener, durch neugeworbene vermehrt, waren es, welche sich dem leeren Haidegrabe näherten, um es gemeinsam diesmal zu bewachen oder, sofern sich wieder ein fremder Wächter auf dem Platze finden sollte, ihn gefangen nach der Schloßruine dem Lord Donelson zu bringen. John, der mit dem Wege am vertrautesten war, führte seine Kameraden, acht an Zahl. Er machte von der Blendlaterne, seit es auf der Haide weiter ging, deshalb keinen Gebrauch, weil man unentdeckt dem Gräberhügel nahe kommen wollte, um den Ueberfall, der an einem geheimnißvollen Posten etwa nöthig werden konnte, um so besser auszuführen. Der Muth war ziemlich und die Bewaffnung gut bestellt, wie denn überhaupt die Gemeinsamkeit bei friedlichen wie bei kriegerischen Unternehmungen den Schwankenden selbst zu heben und zu stärken pflegt: Einer ist des Andern Wächter und Richter, Einer möchte des Andern rühmliches Beispiel sein, um hinterher den

glücklichen Ausgang der eigenen Unübertrefflichkeit zuzuschreiben. Wenn nur aber der Mensch keine Nerven hätte! Namentlich wenn es sich darum handelt, in stockfinsterer Nacht ganz ungewohnten Dingen, die nebst geisterhafter Abenteuerlichkeit auch respectable Waffen führen, in das Auge zu sehen! Man war dem Gräberhügel nahe gekommen. John, der Führer der Donelson'schen Colonne, machte sich bereit, die Blendlaterne aufzuthun, um sich und seinen Streitgenossen den Schauplatz ins rechte Licht zu setzen. Wie Einer, der ängstlich vor dem Knalle, der folgen soll, eine Pistole vor sich stoßt und mit zuckenden Augen hastig losdrückt, damit die Sorge vor der Sorge ein Ende habe, so fuhr der Diener John, indem er selbst die Augen schloß, mit der schnell geöffneten Laterne nach der Richtung vor, wo der Gräberhügel lag, und wollte aus den Aeußerungen seiner Streitgenossen hören, wie die Sachen stünden. Stille. Todtenstille. Anhaltend athemlose Stille. John hielt noch immer bockstarr und mit zugedrückten Augen die Blendlaterne vor sich hin; da war es ihm, als ob er seine Kameraden Schritt um Schritt zurückwanken, weichen hörte. War das der Fall, so konnte er um Gott und Christiwillen nicht allein auf seinem Posten bleiben; dieser Gedanke öffnete ihm die Augen und es war nun allerdings nicht sehr ermunternd, was er sah. Da stand nun jene finsterblickende, höchst sonderbar verhüllte Gestalt wieder vor ihm, die ihn schon ein mal so tief erschüttert hatte. Aber heute stand sie nicht allein so da, auf ein blankes Gewehr gestützt, sondern war nur die Spitze eines Kegels von ähnlichen sonderbar verhüllten, bewaffneten, finsterblickenden Männergestalten, die schweigsam, starr, schreckhaft, hinter- und nebeneinander standen. John's Blendlaterne hatte nicht mehr nöthig, diese entsetzliche Gruppe von Wesen, die

Gespensterungeheuern ähnlicher als Menschen sahen, zu beleuchten, denn seit einigen Secunden brannte, wie von selbst entzündet, neben dem Gräberhügel eine im Boden befestigte Pechfackel, welche durch ihr düster-gelbes Feuer das Schauderhafte des Augenblicks nicht wenig erhöhte. John wurde es auf einmal, als er sich allein den Ungeheuern gegenüber sah, als schneide ihm ein gähnender Abgrund hinter sich den Rückzug ab: er ließ die Laterne sinken, schlug ein Kreuz, nahm einige Heiligennamen auf die Lippen und wich zurück; denn lieber wollte er sich von einem Abgrund verschlingen als von den Gespenstermenschen länger so starr, so düster-drohend und traurig anblicken zu lassen. Seine Kameraden waren fort, davon, wie vom Sturm verweht. Glücklicherweise fand auch John bei seiner Heimfahrt, die er mit vieler Eile betrieb, den vermeinten Abgrund nirgends, der ihm als gefährliches Hinderniß den Weg abschneiden konnte.

Lord Donelson stand um diese Stunde am Fenster seines Schlafgemachs und blickte in düstern Gedanken nach der Haide, wo er jetzt wie leisen Dämmerschein den schwanken Fackelschimmer sehen konnte. „So sind nun meine Diener angekommen", sagte er halblaut vor sich hin, „und haben für mich Besitz ergriffen von dem theuern Schicksalshügel. O daß ein Ende wäre! Muß ich mich noch streiten um die Schaufel Erde, die mir bald den ekeln Anblick dieser Welt verbergen soll? Natur, du hast mich ungebeten an dies Licht der Welt gesetzt, ich bitte dich, verhindere mein Scheiden aus freiem Willen nicht. Die Gelegenheit ist da, sie ist besonderer Art, vergnüge dich an der Romantik dieses wunderbaren Falles — du hast ja doch an Schauspielen Vergnügen; Alles was du treibst, ist Posse, Geheimniß- oder Tyrannenspielerei; ein großes Schauspiel-

haus hast du dir errichtet, millionenweise treibst du die lebenden Wesen, ohne sie zu fragen, herein, Schauspieler oder Zuschauer soll dir jedes sein; an mir hast du den Kritiker erleben wollen — Pfui! Pfui! O Pfui! Da hast du meine Meinung. Du hast mein Blut gepfeffert, meinen Gedanken Scheidewasser eingegossen; her mit der schönsten Münze deiner Kunst, gehaltlos, flach und ohne Werth will ich sie dir wiederzeigen. Fort! Du hast mir Vieles, Ungewöhnliches gegeben, Eines hast du mir zu geben unterlassen: Interesse an der Plunder=Trödelbühne dieser Welt, und dadurch richte ich deine Erwartungen zu Grund. Ich will nicht weinen noch lachen, auch will ich Andere nicht weinen sehn noch lachen über deine Sprünge, die du mit Lebenden und Todten treibst. Anstatt mir Sonne, Mond und Sterne, Berge und Seen und das Mühen= und Liebesspiel der Menschen mit kühler Ruhe vor das Angesicht zu halten, decke mir das Angesicht mit einem Stücke Rasen zu, und ich will dir eine Freudenthräne weinen. Einen Bienenstich pflegt man zu lindern durch ein Stück aus kühler Erde — mein Gemüth ist wund von oben bis unten, Hornisse, Dolche zerwüthen es; Natur, ein kühles Rasenstück, ein Stück aus kühler Erde, und ich will dir weiter keine Sorgen machen.“ Er riß sein Kleid von seiner Brust und schritt durchschauert und durchwüthet im Zimmer hin und wieder.

Da wurde ihm die Nachricht von Dem, was sich am Grabeshügel zugetragen, hinterbracht; die Nachricht faßte ihn gewaltig. „Wie“, rief er aus, als er die Diener sich entfernen ließ, „gerüstet wie zu einer Schlacht steht mir das Unglück gegenüber? Am nahen Ausgang will sich eine Wache noch entgegenstellen? Erkämpfen soll ich mir die Ruhestätte? Nun, ich will mich an den Kriegsplan machen.‘

Lord Donelson hatte eine sehr bewegte Nacht; er erschien auch einmal auf der Ruinenzinne, vielen argen Gedanken der Versuchung und düsterm Herzensdrange ausgesetzt. Das Schicksalszeichen fehlte noch, sonst hätte in jener Nacht das Haidegrab seine wunderliche Leiche wol erhalten können. Spät, zögernd, unerträglich düster stieg die Morgendämmerung herauf.

15.

Lord Donelson erwartete den Arzt mit Unruhe zurück, allein er kam nicht.

Schon am Tage zuvor war statt des Doctors ein Bote erschienen, der ihn entschuldigte, weil der Fall mit der Patientin besonderer Art sei und längerer Beobachtung bedürfte, sodaß es nöthig sei, im Schlosse des Gutsbesitzers bis zum nächsten Tage zu verweilen.

Nun aber war der Morgen dieses nächsten Tages angebrochen; der Doctor kam nicht. Es wurde Mittag; der Erwartete war noch nicht da. Es wurde Abend, Nacht; nun endlich kam der Doctor.

Er war nicht heiter. Ueber Das, was er gesehen hatte, schien er nicht besonders mittheilsam. Lord Donelson mußte fühlen, daß die Mittheilungen, welche der Doctor machte, aus Rücksichten, aus Schuldigkeitsgefühl gemacht wurden. „Die Gemüthskrankheit der Dame", bemerkte der Doctor, „ist seltsam genug und wird nicht leicht zu entziffern sein, namentlich in Dem, was jetzt als fixe Idee darin vorzuherrschen scheint. Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, dem Uebel gründlich auf die Spur zu kommen, da mir dabei ein Umstand sehr gelegen Dienste leistet; ich habe näm-

lich die Dame nicht das erste mal gesehen und bin mit ihrer Vergangenheit im Voraus schon so ziemlich vertraut. Das muß nicht blos meine eigene Beobachtung erleichtern, sondern hilft mir bei der Patientin selbst eine gewisse Offenherzigkeit ermitteln, ohne welche es schwerlich gelingen möchte, auf den wunderlichen Kern der Krankheit zu treffen. Wie gesagt, ich hoffe das Uebel noch vollends aufzufinden und soweit es auszutreiben ist, mit bestem Eifer zu entfernen.“ Lord Donelson saß in einem großen alterthümlichen Lehnstuhle und litt an einer peinlichen Unruhe des Gemüths. Ganz Ohr für Das, was der Doctor freiwillig gestehen würde, unterdrückte er noch vorsichtig so manche brennende Frage, die ihm auf den Lippen saß.

Der Doctor hatte nach den obigen Worten seine Mittheilung abgebrochen, war wie von Unruhe und Zerstreuung ergriffen aufgestanden, ging im Zimmer einmal auf und nieder, trat in die Vertiefung eines Fensters und blickte, mit den Fingern an der Scheibe spielend, eine Weile in die Dunkelheit hinaus; dann wieder auf- und niedergehend nahm er gleichsam nur mit sich selber redend die weitere Mittheilung stückweise von Neuem auf und sagte:

„Allerdings wären Leiden, wie sie diese Dame erlebt hat, geeignet, die Schwermuth zu erfinden, wenn sie noch nicht vorhanden wäre. Ist es nicht manchmal, als ob die Natur oder, wenn man will, das Schicksal den Menschen nur darum mit der Gabe der herrlichsten Empfindungen ausgestattet hätte, um ihn gelegentlich daran zu Grunde gehen zu lassen? Die Frage wird aufgestellt seit Menschenherzen schlagen und die Antwort fällt nach Umständen traurig genug aus. Mit Recht. Denn wer mit solcher Berechtigung leidet, muß ein Wort der bittern Anklage wol frei haben ... Von der Dame wollte ich sprechen;

von meinem Zusammentreffen mit ihr... Es ist drei Jahre her, daß ich eine Familie nach einem der bedeutendsten Badeorte Deutschlands begleitete. Es ist mir noch lebhaft gegenwärtig, welche Bewegung wir bei unserer Ankunft unter der Badewelt fanden. Die Erscheinung einer vornehmen Dame hatte eben großes Aufsehen erregt, sowol durch ihre seltene Schönheit als durch den Geist, welchen sie in ihrer Umgebung ganz ungewöhnlich anzuregen, zu fördern, zu verbreiten wußte. Die Männerwelt war Bewunderung und Sehnsucht, in ihre Nähe zu gelangen; wenig verhehlte Verstimmung über solche Erfolge, die nicht einmal gesucht wurden, bewegte lebhaft alle Frauen. Ich fand das Eine wie das Andere begreiflich, ohne das Eine oder das Andere ernster zu beachten. Eines Tages sitze ich in lustiger Gesellschaft auf öffentlicher Promenade, es blaut ein heiterer Sommerhimmel über uns und es neigt gegen Abend; es wogt auf allen Wegen von heitern Spaziergängern, Jeder mag sich das Liebste denken und wünschen; da tritt ein feingekleideter Diener auf mich zu, verneigt sich und sagt mir ehrfurchtsvoll ins Ohr: „Ihre Gnaden, die Frau Baronin, wünschten Sie um Dringendes zu fragen." Ich frage: „Wer?" Der Diener sieht mich genauer an und stockt verlegen; doch wiederholt er seine Worte. Ich folge ihm. Weiter die Allee hinauf seh' ich eine Gruppe Damen stehen, von denen eine beim ersten Anblick schön und erhaben über alle andern hervortritt; es ist dieselbe verherrlichte Erscheinung, von welcher ich gesprochen habe. Sie lächelt mir entgegen, droht mir heiter mit dem Finger und ruft: „So läßt man einen Tag vorübergehen, ohne sich um die wichtigsten Nachrichten zu Hause umzusehen?" Aber ihr erstirbt das Wort auf der Lippe, indem sie mich näher betrachtet, und meiner Fassung geht es auch nicht

viel besser, als ich im nämlichen Augenblicke in der Gestalt eines Cavaliers mein Ebenbild, nur ungleich vollkommener, von der andern Seite der Allee auf uns zukommen sehe. Ich erkenne den Irrthum des Dieners wie der Dame und will mich eben in guter Art zurückziehen, als mein schöneres Ebenbild mit etwas sonderbarer Lustigkeit auf mich zukommt und ausruft: „Mein Doppelgänger! Mein artiger Doctor! Sie sehen, daß ich Sie schon einmal ins Auge gefaßt habe und nebst Ihrem Gesichte auch Ihre Würden kenne. Ich wollte Sie eben heute aufsuchen und näher kennen lernen. O Schade, daß Sie meine Frau bereits gesehen hat! Ich hatte ein kostbares Abenteuer vor!“ Das Abenteuer habe sich eben von selber gemacht, erwiderte ich, denn ich sei so glücklich gewesen, für den Gatten freundlich angesehen zu werden. Leider sei nun die schöne Täuschung vorüber und es wäre nun unverzeihlich genug, die Verlegenheit der Damen länger währen zu lassen als ihre Täuschung. Ich wollte mich entfernen. Allein die allgemeine Heiterkeit, welche sich nun geltend machte, hielt mich auf die gefälligste Weise zurück und ich verlebte einen unvergeßlichen Abend. Meine Bekanntschaft war gemacht und wurde fortgesetzt. Ich wurde Arzt des angenehmen und glänzenden Hauses, blieb aber nicht lange unbekannt mit Dem, was man die empfindlichern Geheimnisse eines Hauses nennt; sie waren bedeutend genug. Ich erfuhr, die Dame sei von hocharistokrater Abkunft, ihr Mann aber nichts weniger als von ebenmäßiger Geburt, sondern sei in der Residenz nur als schöner Abenteuerer bekannt geworden, dem es endlich gelang, die holdeste Blüte eines stolzen Adelszweiges zu pflücken und sich an die Brust zu stecken. Die Geschichte mußte unglaubliches Aufsehen gemacht haben. Die Familie riß den Namen der Dame von dem jüngsten Zweige des

Stammbaumes und hätte ihr gerne auch die goldenen Quellen ihres Erbtheils entzogen; die gesammte Aristokratie wich vor ihr auf unzarte Weise zurück. Allein das Alles war zu tragen und zu verschmerzen, wenn das Liebesverhältniß blieb wie es angefangen hatte. Hier aber lag der Punkt des Unheils für die Zukunft. Wer rühmt sich, einen glänzenden Abenteuerer jemals festgehalten zu haben?.. Es währte nicht lange, so kamen Verhältnisse, Verwickelungen zu Tage, welche mächtig den Frieden des Hauses durchwühlten. Eines Tages war der Gemahl verschwunden, mit ihm die Tochter eines ansehnlichen Bürgerhauses. Die Stürme des Herzens und die Donnerschläge der Schadenfreude waren groß. Die Dame verließ die Residenz, verließ das Land, suchte Trost und Beruhigung auf mannichfache Weise, wenn auch vergebens; nach langem Leide endlich erlebte sie die wehmüthige Freude, den Gatten reuevoll wiederkehren und in musterhaft erneuerter Treue an ihrer Seite verharren zu sehen; nun schien es heißen zu sollen: nach Stürmen Ruhe. Die Dame erholte sich bis zu einer gewissen äußerlichen Freude und Ruhe, erschien wieder öffentlich mit jener Würde und Theilnahme, welche einer ausgezeichneten Frau von Welt eigen zu sein pflegt, wurde verehrt auf jene lebhafte würdige Weise, wie es seltene Schönheit in Verbindung mit tiefer Trefflichkeit des Geistes verdient. Wer von der Vergangenheit des Ehepaares nichts wußte, drang schwerlich durch nachwirkende Anzeichen in das traurige Geheimniß derselben; der Gatte schien den ganzen Umfang seines unverdienten Glückes endlich ehrlich einzusehen und festhalten zu wollen; im Gemüth der Gattin war trotz allem Gegenstreben ein stiller Ansatz von Schwermuth zurückgeblieben, doch sie schwieg, sie wollte ganz vergessen. So traf ich das Verhältniß im erwähnten Bade-

orte. Es war den Gatten indessen auch ein theueres Unterpfand der Treue herangewachsen, ein Kind war ihrer Ehe entsprossen, ein Töchterlein... nun, muß ich's doch erwähnen, da es hierher gehört..." Er hielt inne; er schien hier eine Seite berührt zu haben, welche tief empfindlich war.

Nach einem wiederholten Gange durch das Zimmer setzte er sich in eine entfernte Ecke, wo ihn die düstere Beleuchtung der Lampe wenig erreichte; er schien bleicher als zuvor und fuhr fort:

16.

„Ich war nun täglich in dem Hause, als Doctor und Vertrauter gerne gesehen von der Mutter, als gewohnte Erscheinung herzlich behandelt von der Tochter, von dem Herrn des Hauses gern in allerlei Zerstreuungen gezogen. Eines Tages finde ich die Mutter bleich und niedergeschlagen. Ich frage nach dem Grund; sie will nicht reden. Ich dringe in sie; sie fängt an zu weinen und geht aus dem Zimmer. Die bestürzte Tochter weiß entweder das Geheimniß nicht oder zagt es zu gestehen. Da erscheint der Herr des Hauses; straffer noch als sonst im ganzen Wesen, sein prächtiges Auge glühend von düsterm Feuer, der Boden dröhnt unter seinen Füßen, die Sporen klirren. Er wirft die Reitpeitsche hin, grüßt mich, fragt nach der Frau, schickt den Diener zu einem bekannten Cavalier, ob er einen Ritt mit ihm machen wolle; dann geht er seiner Frau in das anstoßende Zimmer nach, kommt lebhafter und düsterer zurück, empfiehlt sich und ist fort. Ist fort! Jetzt erfahre ich das Erstaunlichste. Es hatte seit Kurzem harte Scenen zwischen ihm und seiner Frau gesetzt, er stellte sich eifer-

süchtig oder war es wirklich, er verlangte meine Fernhaltung aus seinem Hause; seine Frau, über die ungerechte und sonderbare Forderung entrüstet, widersetzt sich mit Ernst; die Spannung verschlimmert sich, die Auftritte folgen sich häufiger, indessen kommt die Gattin hinter ein neues geheimes Verhältniß des Gatten und wirft ihm mit Recht vor, was er ihr ungerecht zumuthen will; endlich, als die unglückliche Frau schon wankt und des Gatten Wunsch, mich aus der Verbindung des Hauses zu lösen, erfüllen will, schweigt der Gatte, scheint andern Sinnes geworden, sucht mehr Zerstreuungen außer dem Hause, in die er seltsamer Weise mehr als je mich hineinzuziehen sucht — und plötzlich ist er fort! Die Abwesenheit des Gatten ließ sich nicht lange bemänteln, Gerüchte kamen in Umlauf, Uebertreibungen erweiterten die Geschichte, mein Name spielte bald eine empörende Rolle darin, und so konnten die ärgsten Verwickelungen nicht ausbleiben. Ich schlug mich eines Tages und wurde verwundet; als ich mich außer Lebensgefahr sah, wurde mir die Abreise der Dame gemeldet... Sie war mit ihrer Tochter einer Umgebung entwichen, die nun Gründe genug zu haben glaubte, gegen die eben noch vergötterte feindselig Fronte zu machen... Mit ihrer Tochter war sie abgereist..." fügte er düster und halblaut hinzu, in Gedanken versinkend; „hinter ihr schlug die Woge der Ungewißheit, wohin sie sich gewendet habe, undurchdringlich zusammen."

Lord Donelson erwartete mit Spannung den fernern Verlauf der Erzählung, obwol ihm auch die Bedeutung der letzten Worte nicht entging. Der Doctor fuhr fort:

„Von meinem Krankenlager endlich wieder frei, suchte auch ich die Wohlthat einer größern Reise, sah Frankreich, besuchte England, machte Ihre Bekanntschaft, mein ver-

ehrter Lord. Der tiefe Ernst in meinem Wesen sollte es sein, der Sie Vertrauen fassen ließ zu mir als Mensch und Arzt. Auf Ihren Gütern in England lernte ich an Ihrer vortrefflichen Gattin und Tochter lebendige Erinnerungen an meine jüngste Vergangenheit kennen, erholte mich bis zu einer leidlichen Verdüsterung der Seele, und fand Ihre große Reiseabsicht, die Sie mir geheimnißvoll vertrauten, für Sie sowie für mich von Nutzen. Wir verließen England, zogen über den Ocean und kamen aus der neuen in die alte Welt zurück, wenig oder um Nichts erheitert. Wir kamen nach Deutschland; ich forsche hin und wieder nach jenen Flüchtlingen — vergebens; nun schloß ich ab mit meinen Hoffnungen und lernte das Dasein freudlos nehmen wie es lag; bis wir hierher gelangen, der Zufall mich zu einer Seelenkranken führt... zur selben Flüchtigen, der vielgesuchten... und wie ich fürchte, schlimme Ueberraschungen bereiten wird. Den Trübsinn der Dame zu vertreiben, denk' ich glücklich genug zu sein; in andern Dingen hab' ich Zeichen, die auf Stürme deuten. Sie mögen kommen! Aerger als sie vorüber sind, soll keiner mehr erschüttern, oder der erste macht ein Ende..."

Lord Donelson unterbrach das Schweigen. „Jener abenteuerliche Gatte, wo blieb nun der? Ist er nicht ein zweites mal zu seiner unglücklichen Frau zurückgekehrt? Hat er nicht wenigstens Versuche zu einer abermaligen Versöhnung gemacht?"

„Allerdings; jedoch zu spät für immer", erwiderte der Doctor. „Die Dame hüllte seitdem ihren Aufenthalt in undurchdringliches Dunkel, wechselte ihn anfangs oft und vorsichtig, bis sie endlich an der Familie des jungen Gutsbesitzers, den Sie vor zwei Tagen gesehen haben, die liebenswürdigste Umgebung fand, in welcher sie, wie sie mir

angedeutet hat, die Erlösung einer glücklichen Stunde erwarten will."

„So scheint sie also mit dem Irdischen ziemlich abgefunden", bemerkte Lord Donelson anscheinend ruhig. „Wenn man den Blicken der Dame nachginge, müßte man, denk' ich, finden, daß dieselben über die Schranken dieses Lebens hinaus gerichtet sind."

„So ist es auch", erwiderte der Doctor, „die Dame denkt zu sterben, und zwar bald. Wie oder wo, das wäre noch herauszufinden; denn daß sich ihrer ein natürlicher Tod nicht sobald erbarmen werde, davon zeigt die schöne Kraft ihrer Erscheinung, welche dem großen Leid der Seele unbezwinglich widersteht."

„Die Schwermuth sei erfinderisch in Mitteln, die ein sonderbares Ende machen, heißt es immer", sagte der Lord — „wie viel scheint Ihnen Wahres daran zu sein bei diesem Falle mit der Dame?"

Der Doctor erwiderte: „Noch wüßte ich nichts Bestimmtes anzugeben; allein daß Etwas, und zwar nicht wenig räthselhaft, im Gange ist, davon gibt mir Eines, was ich gestern Nachts bemerkte, Zeugniß genug. Sie können denken, verehrter Lord, daß ein unerwartetes Zusammentreffen, wie meines mit der Dame, Gelegenheit im Uebermaße darbot, sich mitzutheilen, zu erklären, das Unterbrochene zu ergänzen. So kam es denn, daß wir gestern gegen Wunsch und Erwartung bald vom Nachmittage, von dem Abend, von der Nacht überkommen wurden und gegen Mitternacht noch immer mittheilsam beisammen saßen. Da wird die Thüre leise aufgethan, und eine sonderbar verhüllte Gestalt blickt und will herein, wahrscheinlich in der Meinung, die Dame allein zu finden; diese schien heftig zu erschrecken, allein noch sichtbarer drückte sich Verlegenheit in

ihrem Angesichte aus. Die Gestalt schließt schnell die Thüre wieder und verschwindet. Die Dame aber wird bald darauf durch einen Diener abgerufen, und als sie wiederkommt, verklärt ein wunderbarer Schein der Freude ihr Gesicht. Sie spricht lebendiger als zuvor, gibt, um meine Aufmerksamkeit hinwegzulenken, der Erscheinung eine unzureichende Erklärung und sagt mir endlich «Gute Nacht» in einer Art, wie sie mir zu deutlich nur bezeugen mußte, daß ihrer Hoffnung auf baldige Erlösung eine frohe Kunde mußte geworden sein."

17.

Lord Donelson stand auf. In seinem ganzen Wesen widerhallte es: „Sie ist gefunden! Die Gegnerin ist entdeckt! Nun will ich auch finden, wie ich sie bekämpfen werde!" Er hörte kaum mehr, was der Doctor noch weiter sprach, und als dieser sich empfahl, um zu Bett zu gehen, erhielt er nur ein kaum bemerkbares Nicken mit dem Kopfe als Erwiderung. Ein Diener trat herein und fragte, ob der Versuch, den Gräberhügel zu bewachen, auch heute gemacht werden solle? Lord Donelson verneinte das. „Soll es hier etwa wie mit den zweideutigen Orakeln der Vorzeit gehen", sagte er, als er allein dastand; „soll das Unerwartetste geschehen, daß ein Diener am Gräberhügel im Kampfe fällt und dort begraben wird? Es wäre dieser Fall wol sonderbar genug, und dem Schicksalsspruche wäre eine Art Erfüllung; doch einer Dienerleiche willen, dünkt mich, regt das Schicksal seine Lippen nicht und spricht Prophetenworte!" Er setzte sich hin und schrieb. Wir lassen den Inhalt seines Briefes wörtlich folgen.

18.

„Mein Herr! Man hat entdeckt, daß seit Kurzem jede Nacht, sobald der glückliche und müde Mensch zur Ruhe geht und nur der hart Geprüfte einsam denkt und wandert, eine Schar bewaffneter und seltsam verhüllter Männer auf der Gräberhaide erscheint, um da einen Hügel zu bewachen, von dem die Sage geht, er werde nächstens als Grab sich öffnen und ein wunderbares Opfer fassen und umfangen. Es ist kaum zu zweifeln, daß diese Schar Bewaffneter im Dienste eines unglückseligen Gemüths steht, welches sich vom Schicksal selbst zum Opfer jenes Gräberhügels auserlesen hält. Sie, mein Herr, zählen mit Sorgen eine Seelenkranke zu den Ihren; Sie werden jeden Wink willkommen heißen, der Sie auf die Spur trübseliger Gedanken und Entschlüsse führt, von denen Ihre Seelenkranke eben heimgesucht und unerwartet zu einer sehr beklagenswerthen That dahingerissen werden könnte. Ein trauerndes Gemüth ist unergründlich, seltsam, rasch in Dingen, welche Heiterfühlende kaum nach abgemachter That allmälig fassen und begreifen können. Nehmen Sie daher den Wink, den ich gegeben, ernst genug entgegen und erwägen Sie gemeinsam mit dem Arzte, welchen neuen Blick ins Herz der Kranken er gestatten, welche Mittel zur Verhinderung eines größern Uebels er als heilsam rathen dürfte. Hat man nie bemerkt, daß die Kranke in Verbindung mit geheimnißvollen Männern stehe? Das wäre zu erforschen, und einen jener Männer zu gewinnen wäre unerlaßlich. Ihre Sorge und Einsicht wüßte dann das Weitere zu finden. Dies Wenige mitzutheilen hat mir Pflicht und Neigung anempfohlen; und so wünschte ich, daß Sie diese Zuschrift eines Fremden auch genehmigten und bedächten." Der Brief war an den

Gutsbesitzer Jeneveldt gerichtet und sollte noch vor Tagesanbruch übersendet werden. Es geschah. Lord Donelson erwachte mit einer ungewöhnlich heitern Empfindung. Er wußte durch seinen Brief die Gegnerin mit Wachen aller Art umgeben; bei der größten Vorsicht mochte es wol kaum gelingen, daß die Seelenkranke einen bedauernswerthen Schritt ohne schleunigste Verhinderung versuchte. Und doch... wer hatte das gethan? Wer hatte in jener Nacht geglaubt, die Zeit sei da, wo er sein Haupt auf ewig werde schlafen legen können?....

19.

Ein entsetzliches Gerücht erschütterte die Gegend. Es kam in Umlauf mit der Schnelle des Sturmwindes, der an jenem Morgen sich erhob, und streute Todesschauer in ein jedes Herz. Der Schicksalshügel auf der Haide war zu einem Grabe aufgeworfen. Niemand wußte, wer es gethan; Niemand konnte sagen, für wen es bestimmt sei. So viel nur schien gewiß zu sein, daß die Erfüllung des Prophetenwortes nun gekommen sei, daß man stündlich von dem Opfer hören konnte, welches der Gräberhügel sich erkoren habe. Wenn es heißt: die Pest ist da! wie fliehen, wie schauern die Menschen in sich selbst zusammen! Leer werden die Märkte, die Straßen, die Felder und Wege von Menschen, die Thüren werden verschlossen und in stummer, düsterer Erwartung, betend, sinnend, still verzweifelnd drängen und drücken sich Vater, Mutter, Kinder aneinander, keines weiß vorauszusagen, daß es in einer Stunde noch leben werde. So von Haus zu Haus. Mag es draußen stürmen, mögen Wolkenmassen das Firmament verfinstern

oder mag die schönste Frühlingssonne ihren Glanz entfalten: öde, trostlos, leichenähnlich ist die Welt geworden. Da wankt so mancher Muth, so mancher Mund wird stille, der so laut ein ungebundnes Wort geführt; so mancher Blick, der sonst dem Himmel keck ins Angesicht gesehen, sinkt zu Boden. „Sterben — ha! Was liegt am Sterben? Stirbt doch Jeder jede Nacht, nur wacht er wieder auf am nächsten Morgen; der Unterschied liegt lediglich im Nimmerwiederauferstehn. Ich wollt', es hätt' ein Ende!" So sprach wol Mancher seit Jahren schon, und nun? Warum so stille, so bleich, so tief erschrocken? „Ja wol, der Unterschied liegt lediglich im Nimmerwiederauferstehn." Wer verliert das Leben und die Welt, wenn er von ihrem Anblick und Genusse heute satt sich eine Weile hinstreckt, um zu frischerm Anblick und Genuß derselben morgen aufzuwachen? Aber zu Bette gehen, um nimmer wieder aufzustehen — „nun ja, das ist der ledigliche Unterschied". Der Meister Prumler aus Küßüben führt seit Jahren das Wort im Munde: „Ich bring mich um!" Nun, warum lebt der Vogel noch? Heute wäre ein Grab für Jedermann gegraben, man könnte sogar mit Berühmtheit sterben und begraben werden, warum sitzt so Mancher heute still daheim, dem's lange schon durch das Herz gegangen ist: er sei's, den sich das Schicksal für das Haidegrab erkoren habe? Daß es heute Manchen von so trüben, leichtfertigen Polterphrasen heilen möchte! Wer das Leben verachtet und es um Nichts dahinzugeben prahlt, der bedenkt nicht, wie tief er die Menschheit, den Zweck der Welt in Staub zu treten sich bemüht; denn wie kann Einer sagen, er achte des Weltgeistes Plane, wenn er das erste und heiligste Mittel desselben, das Leben, dahin wirft als wär's ein unbrauchbarer Bunterflickenmantel? Wie schön ist manches Leben, wie reich an

süßen Wundern, wenn ein stätig-reges Trachten die edeln Seelenkräfte löst, daß geklärte Gedanken und verlieblichte Empfindungen harmonisch im Busen auf- und niedersteigen, über frische Lippen strömen und aus schönen Augen sprechen! Rührende Vollkommenheit des Frauenlebens! Erstärkende Erscheinung eines wackern Männerdaseins! Und hättet ihr keinen andern Zweck, als daß ihr den Anblick eines wohlbenutzten Menschenlebens bietet, ihr hättet Werth und Berechtigung genug, zu sein, und bedauernswerth erschiene euer Tod. Und dennoch, dennoch muß man sagen: es ist kein Wunder, wenn hie und da ein Herz gern Amen sagen und von Allem nichts mehr wissen möchte. Sei Keiner eilig und behaupte zuversichtlich: sein Leid gerade berechtige zu solchem Trübsinn und zu solchem Todestrachten; denn was der Mensch vermag, wenn er ernstlich will, das steht den größten Wundern gleich. Leiden, die ganz unheilbar schienen, wo waren sie nach längerm Ringen? Sie waren der schwarze, aber fruchtbare Untergrund geworden, aus welchem die Pflanze einer schönern Menschheit schnell und fröhlich aufschoß. Besser daher, ein Jeder denke, daß ein jedes Leiden heilbar sei; erliegt dann Jemand, so laßt uns trauern, daß der rechte Arzt nicht bald genug zur Hand gewesen ist. Wer sind nun Die, welche sich für jenes Haidegrab vom Schicksal auserseh̃n erachten? Aus welchen Gründen leiden sie? Sind ihre Leiden wirklich unüberwindbar? Wir werden Näheres erfahren; aber mit Besorgniß darf uns manches dieser Herzen wol erfüllen. Die Winde brausen; der Himmel ist glatt und kühl wie Stahl; ein unheimlich-schauerndes Novemberwetter. Während Erdengrund und Firmament unregbar scheinen und die Sonne warm und freundlich niederlächelt, rütteln sich die Wälder und reißt es an den Dächern, als ob ein Heer unsichtbarer Geister in den Lüften

wüthe, um das Opfer zu entdecken und auf Sturmesflügeln nach der Gräberhaide hinzuführen. Die Menschen sind daheim, die Häuser sind geschlossen, die Vögel des Waldes haben sich in Scharen den Menschenwohnungen genähert und stecken unter Dach. Ein allgemeines Bangen lähmt das gewöhnliche Tagesleben; manche Fahrt, mancher Gang über Feld muß unterbleiben, weil die Mutter den Mann, die Aeltern den Sohn nicht von der Seite lassen wollen. Auch Vater Pahlsen sitzt still mit den Seinen daheim und wehrt den übertriebenen Sorgen. Ein unbestimmtes Weh lockt seinem Weibe Thränen in die Augen, sie sagt mit einem sinnenden Blick durchs Fenster: „Jetzt ist er vielleicht auf dem Weg, der sterben soll; er weiß es vielleicht nicht, oder weiß es und gibt sich drein. Jetzt nimmt er sein Halstuch herunter, läßt's fallen, jetzt den Hut herunter und weg, und wird kreidebleich wie Christ der Herr auf dem Oelberg und der Schweiß rinnt tropfenweis von seiner Stirn. Jetzt kniet er hin und weiß, daß kein Wehren hilft, und seine Hände magern wie er sie zusammenthut, und ist vielleicht ein Vater von vielen Kindern, oder ein Sohn von braven Aeltern, oder ein Fremder, der Fremde, von dem viel Redens ist, und in einer Zeit nachher kriegt man daheim ein Brieflein: wenn ihr dieses Brieflein kriegt, heißt's drin, so betet für mein' arme Seel', ich bin derweil gestorben und begraben."

20.

Es klopfte.

„Herein!"

Eine Zimmerthüre im Schloß des Gutsbesitzers Jeneveldt ging auf: Lord Donelson trat ein.

In seiner ganzen Erscheinung lag die gewöhnliche Majestät, seine Züge waren sichtbar verstört. Jeneveldt grüßte ihn mit der Miene der Ueberraschung und Freude; war es doch derselbe Fremde, der ihm vor einigen Tagen im freien Felde den Doctor als Wegweiser und als Arzt der Seelenkranken überlassen hatte. Lord Donelson verschwieg nicht lange den Grund seines Kommens; mit düsterm Blick und einiger Lebhaftigkeit sagte er:

„Ich habe Ihnen heute Morgens einen Wink zukommen lassen, der Ihnen in Bezug auf Ihre Kranke wol von Wichtigkeit sein wird."

Jeneveldt erwiderte: „Doppelt wichtig, da ich erfahre, daß Sie der unbekannte Freund gewesen sind."

Lord Donelson fuhr fort: „Sie werden noch nicht wissen, was sich seitdem ereignet hat. Heute mit Tagesanbruch entdeckt man nun, daß jener Schicksalshügel auf der Haide — zu einem Grabe aufgeworfen ist, bereit, sein Opfer jede Stunde aufzunehmen. Waren Sie gefaßt, Ihre Seelenkranke so bald schon zu verlieren? Mein erster Wink mochte unberufen scheinen, dieser zweite ist meine Pflicht."

Jeneveldt stand lebhaft auf: „Nun begreif' ich Vieles", rief er, „was ich diesen Morgen sah und hörte. Darum also das fieberhafte Treiben der Kranken, ihr Schreck', das Fort- und Zurückjagen ihrer Boten — darum ihr Gesicht verstört, ihre Worte räthselhaft und fliegend, Aufruhr in jedem Winkel ihrer Seele — mein verehrter Lord, mit dieser Nachricht haben Sie mich tausendfach verbunden. Wo ist der Doctor? Warum erscheint er nicht mit Ihnen? Haben Sie ihm die beiden Winke, die Sie mir mittheilen, ebenfalls nicht vorenthalten?" Lord Donelson erwiderte: „Ich habe Grund, des Doctors Empfindlichkeit zu schonen. Ich war einmal Augenzeuge, wie eine Seelenkrankheit stär-

ker war als seine Kunst, ich wünschte daher nicht, daß er meine stille Unterstützung in dem neuen Falle merkte. Die volle Freude will ich ihm lassen, eines Tages mir zu sagen: Die Kranke wird genesen! Darum erfahre er durch Sie, wovon ich selber unterrichtet bin." Indem Jeneveldt antworten wollte, fiel sein Blick durchs Fenster, und er rief: „Ah, dort erscheint sie eben! Sie hat ihr Festkleid angethan wie immer, und erwartet, wie ich glaube, wieder einen der ausgeschickten Boten zurück." Er zeigte nach dem Glasbalcon, der in einiger Entfernung nach der Gartenseite aus dem Hause vorsprang.

Eine herrliche Frauengestalt erschien dort und blickte eine Weile nach der Hauptallee, welcher der Glasbalcon zum Ausgangspunkte diente. Sie stand unbeweglich und in einer Wendung, daß man ihr Gesicht zum geringsten Theil nur sehen konnte. Ihre Haltung war ernst und tief nachdenklich, ihr Kleid aus kostbarem Stoff und von milder blaßrother Farbe. Als nach einer Weile kein Bote erscheinen wollte, trat sie zurück und entzog sich Lord Donelson's starren, düstern, unheimlich glühenden Blicken. „Das die Farbe ihrer Kleidung", sagte er halblaut vor sich hin und schien zu vergessen, wo er sich befand; „die auf dem Gräberhügel glänzte doch weit dahin in weißer Feiertracht!" Er machte eine Bewegung und blickte wie aus einem Traum ermuntert um sich. „Um Vergebung", sagte er, „wenn ich in Gedanken scheine. Das also war die Dame. In diesem Kleide erwartet sie ihr Ende und — Sie sagten ja bei unserm ersten Zusammentreffen, daß sie seit Kurzem auch nur Pferde von bestimmter Farbe reite?"

Jeneveldt erwiderte: „So ist es auch. Ihr Kleid soll auf die Freude zu sterben deuten; der Rappe, den sie reitet, die Nacht der Schwermuth zeigen, von der sie sich zur

Ruhestätte führen läßt." Lord Donelson blieb eine Weile sprachlos; dann sagte er: „So meinen Sie, daß Ihre Kranke heute Nacht das Haidegrab hat graben lassen?"

Jeneveldt schüttelte den Kopf und sagte: „Der Meinung bin ich nicht. Alles deutet heute bei der Kranken auf Ueberraschung und Schrecken; sie scheint auf dieses Ereigniß so wenig vorbereitet gewesen zu sein als wir selber."

„Und ihre Diener?" sagte Lord Donelson. „Sind Sie auf der Spur, daß die Kranke durch vertraute Diener das Haidegrab bewachen läßt?"

„So glaubwürdig es mir scheint", erwiderte Jeneveldt, „daß die Kranke das Schicksalsgrab für sich in Anspruch nimmt, so wenig kann ich finden, daß sie im Verkehr mit solcher Dienerzahl sich finden soll. Allerdings hat sie ihre Geheimnisse, und Zeichen deuten es an; aber in jenem Maße bezweifle ich sie."

Lord Donelson brach ab, empfahl sich, bat, dem Arzte von diesem Besuche Nichts zu erwähnen, und ging.

Sein Innerstes widerhallte von düster-stürmischen Gedanken. Er würde das aufgeworfene Grab in Folge des Prophetenwortes für sich bestimmt erachtet haben, wenn er von jener weißen Erscheinung auf dem Grabe, wenn er von jenen nächtlichen Wachen bei dem Gräberhügel nichts gewußt hätte. Jetzt aber stellte sich Alles anders....

Als Lord Donelson durch das Schloßthor in Gedanken davonschritt, blickten ihm zwei schöne Augen durch ein Fenster nach und weinten bitterliche Thränen....

21.

Der Tag war vorgerückt, der Himmel blieb heiter; aber der Sturm in den Lüften und die Sorge in den Herzen der Menschen hatten zugenommen.

Auf einer der steilsten Höhen des Gebirges stand gegen Abend ein Mann von majestätischer Gestalt und blickte schweigend vor sich hin. Im Haare seines Hauptes wühlten die Winde, sein Angesicht war bleich und marmorstarr, um seinen Mund spielte ein schreckhaftes Lächeln.

Es war Lord Donelson.

Die rechte Hand lässig in der Brust verborgen, die linke über den Rücken gelegt, ließ er seine Blicke, in denen etwas Dämonenhaftes lag, mälig vom herbstlichen Firmamente auf Gebirge, Wald und Thäler niedersinken, wie Jemand, der die letzte Untersuchung hält, ob er sein erbarmungsloses Urtheil über die Natur nicht verschärfen solle. Die herbstliche Abendsonne war ohne Kraft, der Himmel ohne Frische, die Wälder finster und im Sturme melancholisch brausend, und die ferne Landschaft farblos und verlassen: so umgab die sterbende Welt den finstern Wanderer. Allerdings ein unglückseliger Augenblick, um die Natur zu prüfen und zu richten Sie schien dies selber zu empfinden. Wie in Fieberschütterungen zitterten die Wälder zu den Füßen des finstern Mannes, und ein Weinen und Wehklagen ging durch die stürmischen Lüfte, daß ein menschliches Auge die Natur jetzt zu prüfen kam, wo sie reizlos hinsank, um eine Weile kläglich zu vergehen. War das ein Anblick für ein lebensmüdes Herz? Lord Donelson erbebte. Es erschütterte ihn, daß er vierzig male in seinem Leben so das Verkommen der Natur ertragen und den Hohn, mit dem sie abstirbt, vierzig male wie ein Feigling hingenommen

habe. Denn nicht genug, daß ihr Tod mit widerlicher Nacktheit das Auge peinigt, sie geißelt den Leib der Menschen mit Stürmen, schlägt ihr Gesicht mit Regenschauern, zerschellt und versenkt ihren Reichthum auf den Schiffen, verjagt die Musik der Luft und Wälder, mit der sie syrenenartig im Frühling das Herz der Menschen zu bezaubern eilt, und in Gesellschaft von wilden Bestien, Raben und Eulen finden wir sie zuletzt hingestreckt, von dem barmherzigen Samaritan, dem Himmel über ihr, zuletzt noch leidlich zugedeckt mit kümmerlichen weißen Lumpen. Wahrlich ein Gedanke und Anblick voll tiefer Pein. Die Liebe zum Leben, heißt es, der Zweck des Daseins, die Pflichten gegen sich selbst und gegen die Seinen machen das Bleiben und Treiben unter dieser Sonne zum Gesetz und verdammen jede Selbsterlösung. Wol, ja wol, süß muß es sein, fünfsinnig alle Tage sein Dasein durchzukosten, sei es auch nur, um sein Unglück durchzukosten; Mancher mag den Zweck des Daseins groß annehmen, weil er am Leben ist und — gar die Pflichten gegen sich selbst! Wenn diese übersehen würden! Wenn dieser Tempel Gottes, dieser Leib, nicht Ehre und Liebe und Behagen genug empfinge! Trostlos! Höchst verdammlich! Unverantwortlich! Und die Seinen? Weib, Kinder, Verwandte? Ja wol; das System der Bestechung, durch das die Natur den Menschen am Leben festzuhalten sucht, ist groß und tief verzweigt. Will der Anblick der Natur nicht verfangen, so ist es vielleicht die Liebe zur höhern Schönheit eines Wesens, das uns mit Allmacht an das Dasein fesselt; ist es nicht das, so kann uns Kindespflicht gegen die Aeltern, Gattenpflicht gegen die Gattin, Vaterliebe gegen die Kinder, ein natürlicher Zug des Blutes zur Verwandtschaft mit tausend Gewalten fassen und am Leben halten. Man flieht aus den Armen der einen,

um sich ans Herz der andern Macht zu werfen... Solche Gedanken waren es auch, die in Lord Donelson's Gemüth sich drängten, und er sprach nun halblaut vor sich hin: „Mein Weib und Kind haben all mein Gut, und wenn sie Liebe zum Leben, Ehrfurcht vor der Größe und Wichtigkeit ihres Daseins haben, reicht es hin, sich mit königlichen Täuschungen zu umgeben!" So schloß die Gedankenreihe Lord Donelson's. Die Lüfte fuhren fort zu tosen und zu weinen, Wälder zu erschüttern und an den Wohnungen der Menschen zu wüthen; die Sonne sank und versank allmälig hinter den Gebirgen, sie blickte kläglich durch die Bäume. Lord Donelson ging der Schloßruine zu, er bemerkte nicht, daß ihm zwei von seinen Dienern in einiger Entfernung folgten.

22.

Zu Hause angekommen ließ er sich nur den Mantel von den Schultern nehmen, löste das Tuch um seinen Hals und ließ den Diener John erscheinen.

„Mein treuer John", sprach er zu diesem, „du willst nach England zurück, sobald ich dich entlasse. Bleibst du dabei, so kannst du deinem Herrn noch einen letzten Dienst erweisen. Wisse, daß wir heute noch scheiden, ich werde vor Mitternacht dies Schloß verlassen und nimmer wiederkehren. Niemand außer dir darf es erfahren. Da du nun nach England willst, so reise morgen. Einen Brief an Mylady Donelson sollst du mir überbringen; das sei der letzte Liebesdienst für deinen Herrn." John weinte und wollte kniend seines Herrn Hand erfassen, dieser trat jedoch zurück und sagte: „Weine morgen, morgen wirst du deine Thränen zeigen dürfen."

Allein gelassen trat Lord Donelson ans Fenster. Dunkel überbreitete bereits die Gräberhaide.

„Ich habe dir einen kurzen Argwohn abzubitten, dunkler Geist, der mich zu Grabe führt", sprach er. „Ich erkannte nicht sogleich, was du so weise eingeleitet. Vergib mir, daß ich nicht begriff, ein Schicksalsgrab könne nicht alltäglich gegraben, durch Prophetenwort geheiligte Erde nicht von gewöhnlichen Händen aufgeworfen werden. Einer düstern Schwärmerin bedurfte es, die den Gräberhügel sich zur Ruhestätte aufwarf — nun habe Dank, geheimnißvolles Wesen, und möge mein Todesfall der Gegnerin zur Lebensauferstehung helfen." Nach einer Weile fuhr er fort: „Ein großes Unheil scheint jetzt durch die Luft zu schreiten, vor welchem her die Erde bebt und hinter dem das dumpfe Jammern der Menschen wie Meereswogen wühlt und weint. Das Verbrechen mit seiner verwilderten Pein, die Klage und der Zank der Armuth, die Qualen hoffnungsloser Liebe, verfehlte Plane, die ein Lebensglück zu schaffen begonnen wurden, des allgemeinen Unglücks vielnamige Leiden wüthen und schreien auf, die Woge der Luft faßt sie zusammen in einen Sturmaccord und verweht und zerschellt den Sinn der einzelnen Klagen. Stumm, unerreichbar, unzerstörbar ruht das Gewölbe des Himmels darüber. Rase, zerfleische dich selber, Vergängliches der Erde, werde unaufhaltsam und zerstiebe ohne Unterlaß, falle dem Rütteln der Stürme und berste, du Palast, du Kirche, du Burg und Wohnung der Menschen, freue dich heute an tausend freundlichen Täuschungen und erliege morgen den Keulenschlägen des Schicksals, du armes Menschenherz — stumm, unerreichbar, unzerstörbar ruht das Gewölbe des Himmels darüber. Nicht aufwärts findet die Qual des Herzens ein Ziel und Ende, nieder muß es steigen. Daß ich jetzt wie jene Pflanzen,

die aus Luft und Erde die schädlichen Feuchtigkeiten sammeln, die Nacht und all die Pein dieses Landes an mich ziehen und mit hinunternehmen könnte in die Ruhe eines Grabeshügels. Morgen fühlte sich Jeder neugeboren: die erlöste Schuld, die gesättigte Armuth, die ermunterte Liebe, das glücklich erreichte Lebensziel begrüßten freudig eine neue Lebenssonne und erträglich wäre manches Dasein wieder... allein der Mensch, der sterben soll, der stirbt allein... auch ich ja steig' alleine nieder..."

Er versank in allerlei Gedanken. Gleich mit Beginn der Nacht wollte er zum Gräberhügel eilen, weil er ihn da noch unbesetzt von fremden Wächtern glauben dürfte.

23.

Folgende Zeilen schrieb er noch an seine Gattin:

„Mylady! Ich bin am Ziele meines Lebens angekommen. Noch ein Stundenschlag — und ich bin über die Grenze gegangen. Weder Hoffnungen noch Furcht nehm' ich hinüber. Warum auch hoffen? Was auch fürchten? Beides wäre thöricht. Ich habe mich dies eine mal nicht ins Leben finden können; ich glaube, man wird mich mit einem zweiten Leben verschonen. Wird Sie's betrüben, daß ich Ruhe finde? Oeffnen Sie nun die versiegelten Packete, die in Ihren Händen sind, sie enthalten nebst meinem Testamente alle wichtigen Papiere. Unsere Tochter ist in Ihren Händen, Mylady, ich brauche nicht mehr zu meiner Beruhigung zu wissen. Leben Sie wohl. Ich wünsche lieber ganz vergessen als zu sehr betrauert zu sein....."

24.

Der Doctor kam von der Kranken zurück. Lord Donelson enpfing ihn mit sonderbar verklärtem Angesichte.

„Nun, Doctor“, sagte er, „wie haben Sie heute die Kranke gefunden?“

Der Doctor legte Mantel und Hut ab, setzte sich müde in einen großen Lehnstuhl und sagte nach einer Weile: „Die Kranke ist sehr aufgeregt, und es ist kein Wunder, daß sie es ist. Unglaubliches geht vor. Ich habe noch zu rechter Zeit die nöthigen Entdeckungen gemacht, um die Kranke ganz zu verstehen — und hoffentlich morgen vollständig auf dem Wege der Besserung zu sehen.“

„Sie machen mich neugierig“, sagte Lord Donelson.

„Ich kann das Geheimniß nun preisgeben“, fuhr der Doctor fort: „Es wird selten ein ähnliches erlebt worden sein. Mylord erinnern sich wol noch deutlich genug unserer Ankunft in dieser Gegend, des Begräbnißganges eines prophetischen Mannes und der sonderbaren Prophezeiung von dem Gräberhügel auf der Haide. Es muß das Wunderbare eine tiefe Macht ausüben auf das Menschenherz — denn glaubten Sie es wol, wenn ich es nicht mit allem Ernst versichern müßte? — meine Seelenkranke lebt im festen Glauben, für *sie* sei jener Gräberhügel aufbewahrt, darin sie bald von allem Erdenleid Erlösung finden werde.“

„Seltsam, höchst seltsam!“ erwiderte Lord Donelson in Gedanken lächelnd.

Der Doctor fuhr fort: „Da geschieht es nun während der verflossenen Nacht, daß von unbekannter, wahrscheinlich sehr unglücklicher Hand der Hügel auf der Haide zu einem Grabe aufgeworfen wird, und stündlich ist zu erwarten, daß sich ein Lebensmüder unberufen und vor der Zeit in jenem

Grabe seine Ruhestätte aufschlägt. Nach der Vorhersage des verstorbenen Wundermannes ist die Stunde, worin sich das alte und neue Jahr begegnen, dazu bestimmt, dem verhängnißvollen Gräberhügel sein Opfer zuzuführen; auf jene noch fern liegende Schicksalsstunde war meine Kranke vorbereitet und gefaßt; jetzt hat sie die Mitbewerberschaft eines Unbekannten, der so stürmisch zum Lebensabschluß drängt, verwirrt, in Sorgen gesetzt, aller nöthigen Fassung beraubt, und dieser Bedrängniß verdanke ich, wenn nicht durch klare Worte, doch durch klare Anzeichen das ganze Geheimniß der Dame."

Nach einer Weile setzte er hinzu, und seine Stimme klang verdüstert: „Es ist eine traurige Wahrheit, sie wiederholt sich nicht so selten im Menschenleben: ein Tod ist oft Bedingung eines Lebens. Heute stürmen zwei Gemüther ungeduldig dem Ende zu, morgen ist das Leben um eines von ihnen ärmer, um das andere reicher... Mein werther Lord, wie ich besorge, hat der Gräberhügel morgen sein Opfer und meine Kranke verliert mit dem Reize eines wunderbaren Grabes zugleich die schlimme Sehnsucht nach so schnellem Tode. Eine halbgeschickte Hand des Arztes führt sie dann einer erträglichen Seelenfassung zu. In dieser Voraussicht habe ich die Kranke heute dem geschickten Arzte aus Seilern übergeben und... ich bin nun eigentlich hier, Mylord, um Abschied zu nehmen. Die Bereicherung und die Ausübung meines Berufs nach allen Richtungen hin lebhaft zu pflegen ist mir nun unabweisbares Bedürfniß geworden, ich muß mich entweder im vollsten Lebensstrome bewegen oder — einsamer befinden als hier. Sie, mein werther Lord, scheinen noch länger Behagen an dieser düstern Einsamkeit zu finden; ich habe mir erlaubt, den Doctor aus Seilern, den ich heute bei der Kranken traf, allen

Ihren Wünschen geneigt zu machen; auch soll Ihnen das Haus des Gutsbesitzers freundlichst offen stehen, sobald Sie Neigung fühlen, mit ausgezeichneten Menschen zu verkehren... Ich scheide schwer. Eine Rundreise auf allen großen Anstalten meines Fachs soll mir zugleich als Erholungsfahrt zugute kommen. Darf ich von mir hören lassen? Ich weiß noch nicht, ob ich Paris oder Wien zuerst besuche, aber von daher würde mein erster Brief Sie treffen..."

Lord Donelson hatte den Kopf langsam in die Hände sinken lassen, und sagte nach einer Weile ohne aufzublicken: „Sie wollen fort... Wann wollen Sie fort...?"

„Noch diese Nacht; und da man nicht weiß, ob man sich jemals wiedersieht, so will ich fort, bevor der nächste Tag anbricht; er soll nicht sehen, wie sehr ich leide — denn ich habe Sie wie einen Freund geliebt..."

Lord Donelson stand auf und ging an einen Schrank. Er nahm ein versiegeltes Packet heraus und übergab es dem Doctor. „Empfangen Sie dies Angedenken", sagte er; „sagen kann ich nicht, wie ich den Freund vermissen werde..." Er ging in Gedanken auf und nieder und setzte sich dann schweigsam wieder hin. Es verging eine lange Pause, Beide überließen sich verschiedenen Gedanken. Lord Donelson versuchte hierauf zuerst wieder, einen Gegenstand der Unterredung anzuregen. „Da wir scheiden sollen", sagte er mit dem Tone zarter Theilnahme, „so darf ja wol der Freund von Manchem reden, was er sonst mit Schweigen übergangen hätte... Doctor, gerade heraus, Sie leiden und leiden eines Mädchens wegen. Ihre gestrige Erzählung hat mich davon deutlich überzeugt. Sie haben die Tochter jener seelenkranken Dame geliebt — und Zufall oder Absicht hat Sie um Ihr Lebensglück gebracht. Darf ich, eh wir scheiden, ein Wort des Nähern erwarten?"

Wie unerwartet durch eine heftige Gemüthsbewegung aufgerüttelt stand der Doctor auf und schritt im Zimmer hin und wieder. Jetzt und jetzt schien er Fassung gefunden zu haben; um zu sprechen, allein urplötzlich blieb er stehen, sah vor sich hin und fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirne; dann eilte er hinaus.

Lord Donelson war mächtig überrascht. Er überlegte eben, ob er ihm nicht folgen solle, als der Doctor wieder zurückkam und sich an seine frühere Stelle setzte.

„Mylord!“ begann er nach einer Weile, „Sie haben hier einen Gegenstand berührt, der mich zwingt von einem tiefbewegten Seelenleben, von Leiden solcher Art zu sprechen, daß ein Augenblick wie dieser....“

Er konnte nicht vollenden.

Ein Vorfall von seltsamer Bedeutung störte die Eröffnungen, die er beginnen wollte.

25.

Ein dumpfes Brausen von Stimmen hatte sich schon eine Weile vor der Schloßruine vernehmen lassen; in diesem Augenblicke aber stieg auch eine düstere Feuerglut an die Fensterscheiben und röthete dieselben wie der Wiederschein einer Feuersbrunst.

„Was ist das?“ sagte Lord Donelson, der von Dem, was er eben vernommen, erschüttert ans Fenster trat; „die Gestalten der Feme“, setzte er betroffen und mit sinkender Stimme hinzu, als sein Auge durch das Fenster dringend unten das Wogen solcher verkappter Männerscharen erblickte, wie sie Tags zuvor auf freiem Felde durch die Nebel hin und wieder stürmten.

Er trat, er wankte vom Fenster zurück; es war ihm als würde jetzt und jetzt von den Geheimnißvoll-Allwissenden da unten sein Innerstes entdeckt und preisgegeben, als sollte jeden Augenblick der grauenvolle Ruf erschallen: „Lord Donelson will sterben! Lord Donelson will seinem Gram ein Ende machen!“ Er zog den Doctor ungestüm vom Fenster weg, sein ganzes Wesen war in Aufruhr, er hörte nicht, was die Feme unten rief. Erst als der Feuerschein von den Scheiben niederfloß, das dumpfe Brausen stiller wurde und die geheimnißvolle Schar vor der Ruine verschwunden war, erholte sich Lord Donelson, setzte sich in einen Lehnstuhl und legte düster-gedankenvoll den Kopf in die Hände.

Eine tiefe Stille trat ein, während welcher der Doctor ernst und unbeweglich in der Fenstertiefe lehnen blieb.

Ein Diener kam und sagte dem Lord eine Nachricht geheimnißvoll ins Ohr; dieser hob den Kopf überrascht empor, heftete einen scharfen Blick auf den Diener, sagte halblaut: „Stille!“ stand auf, und dem Diener einen Wink gebend setzte er ebenso halblaut hinzu: „Haltet ihn fest und bringt ihn, wenn ich läute.“ Als der Diener hinaus war, suchte Lord Donelson äußerlich seine Ruhe wieder zu gewinnen, setzte sich und nahm das frühere Gespräch wieder auf, indem er sagte: „Doctor, wir sind unterbrochen worden, ich glaube, Sie werden ungestört nun fortfahren können.“

Der Doctor schwieg eine Weile, kam dann auf den Lord zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Lassen Sie uns Abschied nehmen... Was Jahre lang täglich, ja stündlich ein Herz bewegt und erschüttert hat, das kann unmöglich in zwei flüchtige Abschiedsworte gebracht werden... Das Unglück ist da, die Qual hat ihr Nachdrückliches gethan, die heißesten Wünsche des Herzens sind vergebens ge-

worden ... Darin liegt genug ... Zu schildern, wie und warum das Alles kam, hieße den Dolch umkehren, der mir die Seele schon durchbohrt ... So betrachtet wird mein Schweigen keine Beeinträchtigung, sondern ein Wunsch Ihrer Freundschaft selbst werden..."

„Allerdings, allerdings", erwiderte der Lord und stand auf: „Ich habe Ihr Leid weder so neu noch so tief geahnt und einem solchen Leide gegenüber stellt die Schonung keine Fragen... Wir scheiden doch in diesem Augenblick noch nicht?"

„Ich wünsche das letzte Abschiedswort erst noch zu sagen", sprach der Doctor, indem er auf sein Zimmer ging.

26.

Er hatte sich kaum entfernt, als Lord Donelson mit Heftigkeit ein Glockenzeichen gab.

Die Diener traten mit einem Manne herein, der um so abenteuerlicher aussah, als ihm die Verkappung, hinter welcher er verhüllt gewesen, theils gelassen, theils herabgerissen war. Die Diener erzählten nun ausführlich, wie sie diesen sonderbaren Fremden während des geheimnißvollen Treibens vor dem Schlosse in den Ruinen allein und verdächtig umirrend gefunden und gefangen hätten. Derselbe habe nun freilich hoch und theuer versichert, daß er nichts Arges im Sinne gehabt und daß seine Verirrung in den weitläufigen Ruinen eine zufällige gewesen sei; allein solche Versicherungen hätten bei ihnen nichts weniger als fruchten können, da sie ihren Herrn gefährdet glaubten. Hier brächten sie nun den zweideutigen Mann zum Prüfen und Aburtheilen; ihnen sei dann Alles recht, was über ihn be-

schlossen würde. Lord Donelson dankte für den treuen Eifer, hieß die Diener aber gehen und warten, bis sie Weiteres von ihm vernehmen würden. Er blieb allein mit dem Fremden, der anfangs eine eiserne Verschlossenheit den schnellen und drängenden Fragen Lord Donelson's entgegensetzte. Erst als eine schwere Geldbörse in seine Hände glitt, verließ der starre Trotz das Angesicht des Fremden und machte einer vertraulichen Freundlichkeit Platz. Er blickte sich um, ob er auch vollkommen sicher sei vor Spähern und fragte dann:

„Was soll ich aussagen?"

Lord Donelson erwiderte: „Wem dient Ihr und alle die sonderbaren Männer, die eben vor der Ruine gewesen sind?"

„Der unglücklichen Fürstin", war die Antwort.

Lord Donelson erbebte; Blaß und Roth wechselte schnell auf seinen Wangen; er legte seine rechte Hand dem Fremden schwer auf die Schulter und ihn mit einem glühenden Blick ausforschend sagte er: „Der unglücklichen Fürstin — wer ist dies? Was will sie? Warum ist sie unglücklich? Warum hält sie Euch in ihrem Dienst?"

Der Fremde blickte wieder um und sagte besorgt: „Sind wir wirklich sicher?"

„Vollkommen!" beruhigte der Lord.

„So will ich sagen, was ich weiß; Alles weiß nur unser oberste Führer. Die Fürstin ist aus dem Reich. Sie ist noch nicht lange hier. Ich habe zuerst von ihr gehört, daß sie von Zeit zu Zeit durchs Land reite in weißem Kleid und auf weißem Roß; dann ist der wunderliche Arauer gestorben und die Prophezeiung von dem Haidegrab ist in Umlauf kommen; da ist uns geheim im Bund vertraut worden, daß sich die herzkranke Fremde einbilde, das Grab wäre für sie bestimmt, und da ist uns beim jüngsten Haberfeldtreiben vom Obern der Befehl zugekommen, daß wir von

jetzt an das Haidegrab und alle unglücklichen Menschen in dieser Gegend bei Tag und Nacht scharf bewachen sollen. Wir haben bald errathen und wir wissen es jetzt gewiß, unser Obere ist mit der Fremden in großem Vertrauen und alle unsere Nachforschungen wandern zu ihr. Die Fremde will besonders wissen, wer hier zu Land etwa noch so unglücklich ist, daß er das Haidegrab für sich vorhanden meint; wir haben auch schon Etliche so unglücklich gefunden, um Mitternacht sind uns dann und wann beim Hügel schon Wächter aufgestoßen, und darüber kann die Fremde nicht ruhen noch rasten. Da ist heute morgen auf einmal das Grab auf der Haide fertig: Gott beschütz' uns arme Sünder! Die Fremde hat es nicht gegraben; es ist auch die Zeit noch nicht, wo sich nach der Prophezeiung ein Opfer in dieses Haidegrab legen soll; die Fürstin und unser Obere sind gewaltig wirr und erschrocken; da fangen wir einen Brief auf und kommen hinter das Geheimniß" — Lord Donelson unterbrach ihn lebhaft: „Ihr habt's, wer das Grab gegraben, wer sich noch vor der Zeit darin begraben will?" rief er.

„So ist es", erwiderte der Fremde; dabei sah er wieder besorgt um sich und fuhr fort: „Sind wir auch vor dem Doctor hier sicher?"

„Vor dem Doctor besonders; dem machen jetzt ganz andere Dinge zu schaffen", erwiderte Lord Donelson.

„Also wissen Sie schon?"

„Was?"

„Hat er es Ihnen selber gestanden?"

„Was meint Ihr? Ich weiß nur, daß er heute Nacht abreisen will, daß er sich eben dazu rüstet, daß er mir das letzte Lebewohl noch sagen will."

„Nun, das ist halb und halb dasselbe, was in diesem Brief da steht, den wir aufgefangen haben.“

Bei diesen Worten reichte er dem Lord die Geldbörse zurück und sagte: „Jetzt kann ich auch ohne Lohn mit der Wahrheit heraus. Ich bin mit einem Auftrag hier. Wenn mich Ihre Diener nicht hereingeschleppt hätten, so wäre ich freiwillig gekommen. Die Fürstin schickt Ihnen diesen Brief — kennen Sie die Handschrift?“

„Es ist die Handschrift meines Doctors“, erwiderte Lord Donelson, öffnete den Brief und las: „Ich reise diese Nacht noch ab, habe ich Ihnen heute beim Abschied gesagt, Madame; nun wohl, ich reise ab von einem Leben in das andere. Die Fahrt ist kurz, die Erschütterung bald vorüber und die Aufnahme am Ziele ungewiß. Was will's auch sagen? War das gewünschte Ziel mit allen entfalteten Kräften nicht zu erreichen, so mag die Natur, Vorsehung oder Schicksal mein Wesen verschleudern oder neu verwenden — gleichviel, ich finde hier meinen Willen keiner Spannung, meine Phantasie keines Schwunges und meine Wünsche keiner freudigen Entfaltung mehr fähig. Darum fort! Ihre Tochter ist vermählt oder kann es stündlich werden; darum fort! In diesem Leben ist sie nicht mehr so zu erringen, wie es mein Herz so stürmisch erhofft hat — darum hinweg! Niemand soll deshalb aus meinem Munde einen Vorwurf hören — darum will ich reisen. Leben Sie wohl. Daß auch Ihre Tochter glücklich leben möge! Auf der Haide ruhen morgen meine Reste.“ Die Adresse war an die seelenkranke Dame bei dem Gutsbesitzer gerichtet.

27.

Lord Donelson blickte sprachlos vor sich hin.

Der Fremde sagte: „Dieser Brief hat die Feme heute vor die Ruine gezogen. Der Doctor ist gerufen worden und soll morgen vor dem heimlichen Gericht erscheinen.“

„Wie wollt Ihr ihn verhindern, daß er nicht heute schon Hand an sein Leben lege?“ fragte Lord Donelson.

„Er will seine Reste im Haidegrabe bestattet wissen. Darum müßte er dort sterben oder seine Leiche dorthin bringen lassen. Es käme also nur darauf an, ihn nicht aus dem Schlosse zu lassen oder ihn die ganze Nacht so zu beschäftigen, daß er nicht zur That schreiten könnte. Für das letztere ist Sorge getragen. Einer von unsern Verbündeten hat den Doctor als einen Eingeborenen dieser Gegend erkannt. Sein Vater lebt noch und zwar nicht weit von hier in einem Dorfe. Er hat dem zweiten Sohne das Haus übergeben und lebt von einem Ausbedinge. Es ist aber selten Friede zwischen Beiden. Der Sohn bekämpft den Vater, der Vater den Sohn aufs heftigste“...

Lord Donelson unterbrach ihn durch die Bemerkung, daß er nun erst einen Auftritt begreife, der sich auf einem letzten Spaziergange mit dem Doctor in der Nähe eines Dorfes ereignet habe.

Der Fremde fuhr fort: „Wahrscheinlich hat der Doctor deshalb den Vater nicht sehen und begrüßen wollen, weil er schon mit Sterbegedanken in diese Gegend kam und sich den Tod nicht erschweren wollte. Jetzt müßte ein Mittel gefunden werden, den Doctor noch diese Nacht mit seinem Vater zusammenzubringen. Es würde der Vorsatz des Doctors hinausgeschoben, erschwert, und da bekannt ist, daß er einst der Liebling des Vaters gewesen, so wäre ein star-

kes Band gefunden, den Doctor ans Leben zu fesseln. Nun ist all Das wirklich eingeleitet. Ihre Hülfe, werther Lord, ist nur noch nöthig."

„Was kann ich in der Sache thun?" fragte dieser.

„Es ist ein Mann draußen, der mit dem Doctor aufgewachsen ist, den der Doctor sogleich erkennen wird. Diesen Mann haben wir hierher gebracht, daß er hereintrete, sobald der Doctor von Ihnen Abschied nehmen will; er wird vorgeben, schon bei Arauer's Leichenbegängnisse den Doctor halb und halb erkannt und ihm seitdem heimlich nachgeforscht zu haben. Darauf wird er von seinem Vater sprechen, von der Seligkeit des Alten, wenn er von seinem verschollenen Liebling wieder hören würde; er wird von dem Zwist des Vaters mit dem Sohne erzählen, von der nothwendigen Stütze, welche der Doctor seinem Vater jetzt werden könne; er wird erwähnen, daß der Vater seinen verlorenen Sohn noch heute erwarte. Sie, mein werther Lord, würden dann Ihre Ueberraschung kundgeben, würden den Doctor zu bestimmen suchen, daß er seinen Vater heute noch sehe. Im Dorfe ist allerlei vorbereitet. Gelingt es, den Doctor hinzubringen, so ist das Beste zu hoffen; das Haidegrab erhält sein unberufenes Opfer diesmal nicht, und das kranke Herz der Fürstin ist frei von einer großen Sorge..."

„Frei von einer großen Sorge", wiederholte Lord Donelson. „Ueber die Fürstin selbst habt Ihr so wenig mir berichtet! Wo ist sie aufzufinden? Was ist ihr Unglück? Dient Ihr der Kranken wirklich, um ihr das Haidegrab zu wahren und ihren Tod einst nicht zu hindern?"

„Schweigen, wo das Reden nicht befohlen ist: so lautet eine Regel unsers Bundes.

„Ist's möglich, Euern Obersten einmal zu sprechen?"

„Ich weiß nicht. Doch ich glaube. Ich will Morgen Abend eine Antwort bringen."

„Wann glaubt man, daß das Haidegrab sein Opfer erhalten werde?"

„In der Stunde, wo sich das alte und das neue Jahr begegnen. So ist's prophezeit."

„Gibt es in dieser Gegend noch manches stille Unglück, welches nach dem Haidegrabe trachtet?"

„Leider wol. Große Wachsamkeit thut Noth, daß nicht schon längst darin ein armes Opfer ruht."

„Nennt mir die Unglückseligen."

„Ich habe keinen Auftrag. Doch will ich morgen wissen, was ich sagen darf... Ich muß hinweg. Meine Botschaft ist zu Ende. Verehrter Lord, sei Ihnen des Doctors Leben anempfohlen..."

„Es soll gerettet werden, sofern es nicht erfinderischer ist in Mitteln, zu sterben, als unser Plan, es zu erhalten." Der Fremde ging; Lord Donelson schritt auf und nieder.

„... In der Stunde, wo sich das alte und das neue Jahr begegnen... so ist's prophezeit. Jetzt den Doctor wieder ans Leben fesseln durch zarte Bande aller Art... der geheimnißvollen Gegnerin nachforschen und sie in ihren eigenen Netzen fangen... vor Allem die geheimnißvollen Männer gewinnen und dem Unglück dieser Gegend mächtig wehren... dann mit der letzten Welle des alten Jahres hinabsinken in die Ruhe des Grabes... dies sei mein letztes Erdenwerk." Er lächelte. „O Leben, fristest du dich um deinetwillen so lang in mir? Ich halte dich nicht, ich habe dich aufgegeben und dennoch wogst du fort in mir. Sei dir diese Freude eine Weile noch gestattet!.."

Die Nacht rückte vor; wir verlassen die Schloßruine noch zur selben Stunde; wir eilen ins Dorf voraus.

28.

Wir sind in der Stube eines kleinen Hauses.

Ein kleines Mädchen saß am Tische, der Vater gleich daneben; dieser ließ einen Kreisel auf der Tischplatte tanzen und bemühte sich durch lustige Ausrufungen die ganze Achtsamkeit des Kindes bei dem Spiele zu erhalten, allein das Kind saß still dabei und ließ betrübt das Köpfchen hängen. Es hörte nur wie draußen frohe Kinder schreiend nach dem nächsten Hause eilten, wo diesen Abend Freuden und Wunder ihrer warteten. Und als nun bald darauf gar das Holz vor den Fenstern raschelte, Finger leise an die Scheiben klopften und Kinderstimmen riefen: „Aennele komm!“ da wurde das Kind auf einmal blaß wie Kreide und das Weinen stand ihm nahe. „Vater, darf ich jetzt hinauf“, sagte es mit zuckenden Lippen und kniete vor das Fenster, wo die Kinderstimmen laut geworden waren; dem Vater fiel die Frage schwer aufs Herz, er hatte schon gemeint, des Kindes Sinn und Seele auf das Spiel gelenkt zu haben. Er stand auf und ging in der Stube auf und nieder. Wogende Schwermuth regte sein Gemüth im Tiefsten auf; bald wollte sich maßloser Vaterzorn, bald eine Wehmuth nicht zu sagen seiner bemeistern; bald wollte er hinauf ins nächste Haus und seinen Sohn mit schwerer Sprache zur Rede stellen; bald ermäßigte er seinen Unmuth und gedachte vor der Hand in Stille Alles hinzunehmen. „Warte noch ein wenig“, sagte er nach einer Weile zu dem Kinde, „ich will seh'n, wo ich einen Kreuzer für dich finde.“ Er ging nach der Kammer und blieb da eine Weile, und kam zurück, das Herz noch stürmischer bewegt, noch heftiger durch die Stube schreitend als zuvor: „Gleich komm ich wieder, sollst dann einen ganzen Groschen haben und gleich

vorn zum Spiel hin dürfen", sagte er dann, setzte den Hut auf und verließ die Stube abermals. Draußen eilten noch immer ganze Gruppen von Kindern, ein tolles Freudengeschrei erhebend, nach dem obern Hause; der Vater aber ging dem Garten zu, der Finsterniß der Nacht nicht achtend, und als er hinter sich trotz dem Rauschen seiner Schritte des Kindes bitterliches Weinen hörte, fühlte er sein Herz wie von Hornissen, Nadeln, Dolchen zerschnitten und zerstochen. So kreiste er eine gute Weile hin und wieder, im Garten, um die Scheune, bis er in wüthendem Herzensdrange nach dem obern Hause eilte, um als zürnender Vater seinen Sohn zu richten.

Zwei Stimmen, welche er jetzt vor dem Hause miteinander reden hörte, bewogen ihn, ein wenig anzuhalten und zu hören, was verhandelt werde, denn er kannte beide Stimmen und entnahm dem Gespräche bald genug, daß von ihm selbst die Rede sei.

„Was gibt's? Was willst du, daß du mich da in die stockfinstere Nacht herauspeinst?" hörte er seinen Sohn verdrießlich sagen.

„Lieber Mann", sagte eine weibliche Stimme mit dem Anklang stiller Bekümmerniß, „die Stube und Kammer ist voll Kinder und Erwachsene, man vermag ja kein vertrautes Wort miteinander zu reden; sei nicht böse, aber sag' mir nur, wie kannst du mit deinem alten Vater so verfahren? Er hat dir Alles gegeben, was er nur besessen hat, Alles, lieber Mann, und jetzt ist es dein Dank: du fährst ihm bei jedem Wort durch die Rede, und stille soll er sein, er mag recht haben oder nicht recht haben. Geh, lieber Mann, und hör' mit solchen Sachen auf, es ist nur immer mehr dein Schade, lieber Mann, Kindesundank muß ein schlechtes Ende nehmen."

Der Mann erwiderte: „Du redest wie du's verstehst; man sieht schon, daß du ihm die Stange haltest. Er weiß, ich kann nicht leiden, daß mir Einer überall den Meister aufspielt, wo ich nach meiner eigenen Pfeife tanzen will; warum läßt er nicht von seiner verzogenen Art, er ist doch alt genug dazu? Ich hab' ihm vierundzwanzig Jahr' hintereinander wie ein geduldiger Sohn gefolgt, er kann sich nicht beklagen; damals ist er der Herr im Haus gewesen, zu was Wetter wär's nun ich geworden, wenn ich nicht auch das erste Wort zu führen hätte? Nagel' ich ein Brett wo an und denk', das paßt hier prächtig — so steht er auch schon hinter mir mit einem Spreißel Holz und mißt und mißt und mißt und brummt: Du hast ja gar kein Augenmaß, Sohn, schier um einen Daumen fehlt's, muß herunter, hinauf, rechts oder links — und so stürzt er mir in Alles, Alles, nimmt keine Vernunft an, wenn ich ihm drauf was erwidern will, klagt nur immer, ohne ihn gehe die Wirthschaft alltag mehr zu Grunde, und auf die Weis' wird mir das ganze Leben bitter und ich sag's ein für alle mal: ich mag den alten Mann nicht mehr so nah' bei mir dulden, es macht mir immer mehr böses Blut, er hat drunten sein Häuschen und sein Auskommen — ich hab' ihm mein Haus verboten!"

Das gute Weibchen klagte: „Mann, o lieber Mann, was hast du für ein ungeduldiges Herz! Unterdrück' deinen Zorn, so lange er noch klein ist; laß ihn nicht so groß werden, daß du dich selber nicht mehr kennst; so was macht dein Herz nur schlimmer. Sieh, laß ihm jetzt hinunter sagen, daß er mit dem Kind heraufkommen möchte; wir haben die Stube und Kammer voll fremder Leute, sollen die in unserer Stube mehr Recht haben als dein eigener Vater und dein eigenes Schwesterlein? Ich geh selber hinunter und

bitt' sie zu uns herauf, sie müssen auch das biblische Spiel sehen, das in unserer Stube gezeigt wird."

Der Sohn brach das Gespräch kurz ab, indem er sagte: „Wenn mein Vater nicht selbst ein gutes Wort hergeben mag, so kann ich ihm nicht helfen; so darf mir auch die Kleine nicht kommen, Punkt!" Er ging nach diesen Worten schnell in die Stube zurück; sein Weib stand eine Weile unentschlossen da und wäre gern hinabgegangen, den alten Vater zu einem freundlichen Worte zu bewegen und wenigstens das Kind zu holen; aber sie konnte fast gewiß erwarten, daß ihr von beiden keines gelingen werde. Indem sie noch hin und her erwägend auf der Hausthürschwelle stand, wurde in der Stube schon das Glöcklein geläutet, zum Zeichen, daß das biblische Spiel sogleich beginnen werde; eine letzte Schar Neugieriger stürmte noch in diesem Augenblicke heran und streifte gleichsam ohne Widerrede die junge Hausfrau mit sich in die Stube hinein.

Aufwogenden Gemüths aber stand noch eine Weile der gekränkte alte Vater draußen, und in dumpfem Widerhalle gingen ihm des Sohnes Worte durch das Herz.

Sollte er nach in die Stube und Gericht halten über einen Sohn, der ein paar Schwächen halber einen alten Vater so behandeln konnte? Sollte er durch sein stürmisches Erscheinen einer friedlichen Versammlung offenbaren, daß sie in einem Hause des Kindesundanks sich befinde und es mitsammt dem heiligen Spiele augenblicklich fliehen solle? „Was? Ich bitten um Einlaß in mein eigen Haus?" rief es laut aus der Tiefe seiner Seele: „Eher verstreu' ich mein altes Haar im Winde und verlauf mich, daß mich kein bekanntes Aug' mehr sehen soll!" In solchem Sturme eilte er von dannen, und nach langer ungewisser Flucht durch

Schnee und Wetter kehrte er zurück, das Kind nicht länger mehr allein zu lassen.

Leise trat er ein, das Herz voll Weh und väterliche Sorge, da er seinem Kinde ein Glück entzogen sah, welches alle fremden Kinder eben in des Sohnes Hause genießen sollten.

Das Mädchen kniete noch auf der Wandbank und blickte zwischen den Händen durch das Fenster nach dem hellbeleuchteten Hause oben, ließ hierauf aber das Köpfchen traurig gegen die Schulter hängen wie Jemand, der, nach schmerzlichem Weinen und Schluchzen müde, nun geduldig kommen läßt was komme.

„Nun, Aennele, was machst du da?" sagte der Vater mit sanfter bewegter Stimme.

Des Kindes Athem zuckte einige mal wie schwaches verspätetes Schluchzen, dann zeigte es mit dem Finger durch das Fenster nach dem obern Hause und sagte: „Vater, was ist denn dort?" Es meinte die Schatten, welche inner den beleuchteten Fenstern hin- und wiederspielten.

Der Vater setzte sich neben dem Kinde auf die Bank, zog es sanft an sich und sagte: „Ha, guck' nicht mehr hinaus, es ist ja eben doch nichts Rechts." Des Kindes Lippen zuckten leise, es lehnte den Kopf traurig an des Vaters Brust, sagte mit sinkenden Augenlidern: „Ja, es ist ja nichts" und schlief ein.

29.

Im obern Hause begann das Weihnachts-Marionettenspiel; ein lieblich-leises Musiciren auf der Harfe ließ sich erst hinter dem Vorhang hören, welcher von einer Wand

zur andern quer über die eine Ecke der Stube gezogen war; Alles verstummte ehrfurchtsvoll neugierig; die Kinder, welche vorne auf der Erde oder auf einer Reihe Fußschemeln saßen, machten große Augen und weinerlich-ernste Gesichter, denn einige glaubten, andere sähen jetzt schon mehr als sie und blickten ängstlich auf dem großen leeren Vorhang herum, und rechts und links, um zu sehen, worauf denn die übrigen ihre Blicke richteten — da geschah ein Donnerschlag, und der Leinwandvorhang rollte in die Höhe und der eigentliche buntfarbige Bau des Theaters kam zum Vorschein. Der Donnerschlag hatte die ganze Versammlung erschreckt und einigen Kindern stand das Weinen nahe; selbst unter den ältern Leuten ging ein verlegenes Lachen herum, welches sagen wollte: „Ich? Ha nein, ich bin nicht erschrocken! Zu einem Kinderspiel wird man erschrecken! Ha Gott, ich lach ja nur!" Indessen dauerte die Musik fort und war seit dem Donnerschlage stürmischer geworden, auch war die kleine schöne Harfnerin seit dem Aufrollen des ersten Vorhangs an der Bühne sichtbar: sie saß in einem bunten Theaterkleidchen da, mit allerlei Gold- und Silberflimmer reich bedeckt, sie hatte ihr dunkelblondes Haar in einfachen Flechten um Nacken und Wirbel gewunden und blickte träumerisch vor sich in die Saiten. Die Augen der Kinder hafteten an der Erscheinung der Harfnerin mit gleicher Ueberraschung als an dem Theatervorhange, der die Israeliten abgebildet zeigte, wie sie ihre Bundeslade in einem langen Festzuge trugen, voran auf stolzem Pferde ein noch stolzerer Reiter. Und nun flog unter Donnern und Rauschen der zweite Vorhang auf, und die Lampen verschwanden, und von der Bühne heraus glotzte eine kühle Finsterniß.

„Im Anfange war Nichts da als Gott allein", er-

scholl nun eine gedämpfte Mannsstimme hinter der Bühne, „da wollte Gott, daß Himmel und Erde da sein sollten und sie waren da; aber die Erde war noch wüste und leer und Finsterniß bedeckte dieselbe.“ Molltonläufe auf der Harfe; das leise Donnern und Rauschen auf der finstern Bühne dauerte fort; da zertheilte sich die Finsterniß inmitten des Hintergrundes allmälig und Gott Vater in voller Glorie und Farbenpracht erschien mit ausgebreiteten Armen in den Wolken, und die Musik ging nach feierlichen Accorden in eine leise rührende Melodie über. „Und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser“, erscholl die Stimme wieder: „Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.“ Stärkeres Donnern und Rauschen auf der Bühne. Gott verschwebet mälig in den Wolken, und nach einem Augenblicke neuer Finsterniß steigen im Hintergrunde unter freudiger Musik in Schneeflockengröße Sterne auf, und der stille Vater Mond unter ihnen; und als der Himmel eine Weile wie besäet von freundlichen Lichtern flimmert, fangen diese an allmälig zu verblassen und sanfte Morgenröthe überstrahlt sie nach und nach, und freudig zitternd schwillt und wogt es in den Harfensaiten und die Morgenröthe leuchtet höher, purpurn ist der ganze Himmel, alle Wolken glühen, ein Freudenschrei scheint auf einmal alle Saiten zu durchreißen und die goldne Königin des Tages, die Sonne, schwebet ruhig in den Lüften. „Und Gott sahe“, ließ sich jetzt die Stimme wieder hören, „daß das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsterniß und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. Und Gott sprach: Es werde eine Veste zwischen den Wassern, und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern. Und es geschahe. Und Gott nannte die Veste das Firmament. Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Firmamente an be-

sondern Oertern, daß man das Trockene sehe. Und Gott sprach: Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage. Und es geschahe." Und nun kamen Dinge, worüber die Kinder ganz Verwunderung und Entzücken wurden. Wie froh waren sie, daß nun die liebe rothglühende Sonne über der Erde schweben blieb und Alles beleuchtete, was nun auf derselben vorging; es halfen zwar auch die Bühnenlampen ihr Redliches mit beleuchten, aber die Kinder gaben doch der majestätischen Sonne allein die Ehre. Das Paradies entfaltete nun seine ganze Fülle und Schönheit: Gräser und Sträuche, Apfelbäume, Birnbäume, Mandelbäume, Nußbäume, Trauerweiden, Palmen, Birken und Weinreben, Tannen- und Orangenbäume schoben sich nach und nach aus der Erde hervor; eine schöne Rosenflur war angelegt, und überhaupt wimmelte es von Blumen, wohin man blicken mochte; einige Pfingstrosen waren in aller Eile sogar auf einem Eichbaume hervorgekommen und wußten sich während der Dauer des Paradieses weder zu rathen noch zu helfen, auf was Art wieder herunterkommen, aber dem Paradiese war dazumal in der ersten Freude Alles erlaubt; den Kindern gefiel's doch. Im Hintergrunde war ein Gebirge aufgestiegen, dessen Spitzen fast bis an die Sonne reichten und aus dessen felsigem Herzen bereits seit einigen Secunden ein gewaltiger Strom hervorbrach und rauschend durch die Ebenen des Paradieses weiter floß. „Und Gott sprach", ließ sich nun die feierliche Stimme wieder hören: „Es rege sich das Wasser von webenden und lebenden Thieren, und die Luft erfülle sich mit Vögeln. Und Gott sprach: Die Erde bringe hervor lebendige Thiere, ein jegliches nach seiner Art; Vieh, Gewürme und Thiere, ein jegliches nach seiner Art. Und es geschahe." Da fing so

gleich ein Säuseln und Zwitschern an von allen Seiten, eine Wachtel schlug und ein Kukuk rief durch das blühende, grüne, aber menscheneinsame Paradies, ein Paar weißer Tauben flog lustig über den Bäumen hin, und ein Stoßgeier scherzte brüderlich mit ihnen; dann kam ein schöpfungsfrisches liebes Reh durch die Rosenflur leichtfüßig dahergeschritten und nickte lebensfroh dem Schöpfer Dank und schien nur vor Freudenrührung nicht reden zu können; es ging vorüber und zwei stolz-gemüthliche Hirsche folgten auf demselben Wege und blickten um, woher sie wol gestern des Weges gekommen sein mögen, und gingen freudig nickend auch vorüber; den Hirschen folgten zwei ungezäunte Pferde, diesen zwei hochgebuckelte Dromedare und diesen ein langberüsselter Elefant; alle nickten dem Schöpfer im Vorübergehen Dank. Den Schluß dieser Thierprocession machte eine Giraffe, die mit dem Kopfe über alle Bäume hinaussah und über alle Thiere die Aufsicht zu führen schien; ein Männlein mit einem Turban führte sie an einem langen Seile.

„Da kommt der Adam auch schon mit", sagte der Vincenz Seiler seinem Nachbar in das Ohr. Dieser erwiderte: „Vermöge seinem Hut nach ist er beinah ein Türk, so einer, wie sie um Geld im Land herum allerlei Wundervieh zeigen." Der Seiler entgegnete: „Jetzt hör' auf! Ein Türk wird der Mensch sein! Ein Türk ist der allerletzte Mensch auf Gottes Erdboden, wie soll denn der auf einmal der allererste sein? Du siehst doch, es ist nicht einmal der Adam noch fertig!" Der Nachbar meinte: „Eben drum! So hat er derweile einen Türken hergenommen."

Indem sich der Vincenz Seiler und sein Nachbar noch solche Meinungen lächelnd ins Ohr sagten, erhob sich wieder die Vorausverkünderin des Schöpfungswerkes, die Stimme

hinter der Bühne: „Und Gott sprach: Lasset uns einen Menschen machen nach unserm Ebenbilde, der da herrsche über alle lebendigen Thiere des Wassers und des festen Landes. Und Gott schuf eine männliche Gestalt aus Lehm, hauchte ihr eine Seele ein und nannte sie Adam.“ Feierliche Harfenmusik; die Wolken, in bengalischem Feuer glühend, öffnen sich und Gott Vater, wie er früher über den Wassern schwebte, kam feierlichen Fluges langsam aus den Lüften nieder und faßte nicht weit von dem verbotenen Baume festen Fuß; seine Kleider waren reich und glänzend, sein Haar und Bart von schönem Silberweiß.

„Es ist doch schön, daß wir den lieben Alten heute schon zwei mal zu sehen kriegen“, sagte der Vincenz Seiler wieder dem Nachbar ins Ohr, „sonst hat man das ganze Jahr nicht die Ehre.“ Der Nachbar erwiderte: „Es ist aber das eigentlich nicht Gott Vater selbst, vermöge Allem eher seine Erscheinung.“ Seiler lächelnd: „Hast faustdick recht; hast die Sach aufs Oberhaupt geschlagen!“

Die Erscheinung des Herrn bog sich nun drei mal gegen die Erde und hob zum dritten mal eine menschliche Gestalt empor, die er mit vorgeneigtem Kopfe drei mal anhauchte, worauf die Gestalt als Adam passirte. Nun ging der Vater Himmels und der Erde Arm in Arm mit Adam ein mal durch das Paradies spazieren und Beide verschwanden; da erscholl die geheimnißvolle Stimme wieder: „Aber Gott sahe, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch alleine, und er beschloß ihm eine Gefährtin zu geben, und Adam verfiel in einen tiefen Schlaf und Gott schuf ihm aus einer Rippe ein Weiblein und nannte sie Eva.“ Nach dieser Verkündigung erschien Gott Vater abermals wie von einem Spaziergang zurück, rechts am Arme den Adam, links am Arme auch schon die Eva führend; mitten im Paradiese

knieten dann die zwei ersten Menschen vor ihm nieder und er segnete sie, und feierlich wieder in die Lüfte sich erhebend, verschwand er in den Wolken. Die zwei ersten Menschen waren nun fix und fertig und blieben in dem Paradiese zurück. Die Eva entfernte sich schon gleich nicht weit vom berühmten Baume, obwol ihr Adam oftmal winkte und zu sagen schien: „Komm, liebe Eva, von diesem Baume hat uns Gott zu essen verboten, wenn wir davon essen, werden wir sterben.“ Aber es half nichts, Eva schien nur zu lächeln und zu sagen: „Ha, wegen einem Apfel viel Wesens machen, Das hätte ein Ansehn! Ich seh nicht ein, warum ich nicht wenigstens in der Nähe soll bleiben dürfen!“ Adam neigte sich gutmüthig bittend, als wollte er sagen: „Schatz, Kind, Weib, Freundin und Gefährtin...“ Aber Eva schien sich wenig dran zu kehren und blickte wieder nach dem Baume. „Geh auf die Jagd, lieber Mann“, schien sie zu sagen; „auf der Jagd ist Allerlei für dich, nach einer Weile will ich gerne wieder bei dir bleiben.“ Dabei kokettirte sie mit dem grünglänzenden Schlänglein auf dem Baume, das sich herunterneigte und sie vor Vergnügen auf die Wange zu küssen schien. Adam wagte indessen noch einen Versuch, sein Weib vom Apfelbaume wegzubringen und sagte: „Eva — theuerste meiner Hälften, kann Jemand zarter, liebender, schonender mit dir umgehen als ich, kann Jemandem dein zeitliches und ewiges Heil mehr am Herzen liegen als mir, deinem Begleiter, Gatten, Busenfreund, Beschützer, Herrn?..“ Das letzte dieser Worte war nicht klug, denn Eva drehte dabei den Kopf überrascht herum und sah ihren Gatten mit großen Augen an. — „Wie meinst du?“ sagte sie mit sonderbarem Lächeln — „Herrn? Herrn? Meinem Herrn? Kennst du noch viele solche Worte?“ Adam schien zu denken, daß es vor Allem

auf eine starke Regierung ankomme, trat entschieden hervor und sagte: „Jetzt oder nie! Nun, bei Gott, mein Kind, du wirst dich doch erinnern, was Gott der Herr dir und mir gleich nach unserer Erschaffung auf der Promenade feierlich aufgetragen hat: mir, daß ich dich leite, warne, beschütze, und dir, daß du mir folgest, trauest und in Allem unterthan seiest." Eva konnte ein ironisches Lächeln um den rechten Mundwinkel wenig unterdrücken. „Lächerlich!" sagte sie, „dein Gedächtniß ist zu bewundern! Ich meine, du hörtest meinen Rath und gingest auf die Jagd; ich will versuchen, ob ich dein übereiltes Wort indeß vergessen kann." Adam that noch ein mal einen Schritt vorwärts und sagte heftig: „Weib, Gemahlin!".. Aber Eva schnalzte ihm durch die Rede: „Punctum! Ich bleibe! Wir haben ausgeredet!" Das grünglänzende Schlänglein zuckte vor Entzücken in den Zweigen, neigte sich wieder herunter und sagte der Eva ins Ohr: „Herrliches Weib! Wie groß, wie anbetungswürdig bist du in deinem Zorn! O donnere den Philister, deinen Mann, zu jeder Zeit so nieder und du hast das Land befreit vom Tyrannen!" Eva ging echauffirt hin und wieder. „Das will ich, und ich werde sehn, wer mir's wehrt!" Die Schlange fuhr fort: „Jetzt iß nur frischweg deinen Apfel von diesem Baume und du wirst nicht sterben, vielmehr ewig leben und allwissend werden wie der Schöpfer selber." Mit wogendem Athem erwiderte Eva: „Deshalb hat er uns auch das Essen von dieser Frucht gewiß verboten." Die Schlange: „Gewiß, gewiß, o du liebes, holdes, liebes Weib!" Indessen erholte sich Adam von seiner tiefen Erschütterung etwas, zuckte die Schultern, als wollte er sagen: „Ich habe das Meinige gethan!" warf die Arme auseinander und ging gesenkten Hauptes sehr betrübt von dannen. Adam hinausgehen, Eva

nach dem Apfel langen, hineinbeißen, die Hand aufs Herz legen und mit schwärmerischen Augen sagen: „Das kostbarste Stück Obst, das ich in meinem Leben noch genossen habe!" war jetzt Eins.

„Nun Das muß ich sagen", bemerkte der Vincenz Seiler seinem Nachbar ins Ohr, „die Erbsünde ist leichtsinnig begangen worden. Die Erbsündenmutter hat's leicht gehabt: auf ihren Fehltritt überschnappen wir uns heute noch die Seelenknöchel, ihr aber schaden unsere gewaltsamsten Seitensprünge nicht mehr." Der Nachbar erwiderte: „Ja, wer zuerst lebt, der steht auf dem Berg und darf dem Stein nur einen Ruck geben, so springt er der Ebene wie ein ungehobelter Gesell auf den Leib; wenn du aber später lebst, da stehst du im Thal und rollst du auch deinen Sündenstein hinauf gegen die, so vorüber sind, er fällt zurück und immer nur dir auf den Kopf." Der Seiler: „Das ist ganz richtig. Die Obern sind immer besser dran und rollen ihre Sündenblöcke von jeher fleißig auf uns nieder. Deshalb glaub ich auch, daß Adam und Eva ein Fürstenpaar gewesen sind, ihr Geschlecht lebt noch."

Als nun Eva den verhängnißvollen Apfel zur Hälfte verspeist hatte, überkam sie ein leichtes Fieber, sie blickte rechts, sie blickte links, sie wollte unruhig von dannen und vermochte doch nicht von der Stelle; die Schlange bog sich und bebte vor Freuden. Da kam Adam zurück. „O lieber Mann, bist du zurück?" rief ihm Eva furchtsam-froh entgegen. „Ach, warum hast du mich allein gelassen! Ist Das deine Treue und Liebe, daß du mich so ganz allein mir selber überlassest? O komm, o bleib bei mir, o geh nicht mehr von meiner Seite, Mann, Gatte, Freund, Gefährte, Herr und Beschützer!" Adam erwiderte: „Liebes Kind, hast du denn nicht selber vorhin verlangt, daß ich mich entferne,

gleichviel wohin, wenn ich dir nur aus den Augen komme?" Eva: „Wie? Ich, lieber Mann? Verleumde mich nicht. Lieb' ich dich nicht über Alles?" Adam erwiderte: „Nun, liebes Kind, ich will dir's ja nicht als Beleidigung oder Vorwurf entgegenhalten, ich sag ja nur, was geschehen ist und was ich weiß." Eva: „Nun guter lieber Mann, wie lieb und gut bist du. Ich weiß, ich weiß, daß ich vorhin ungerathen war und dir schlimm begegnet habe; ich weiß, daß ich dich um Verzeihung bitten muß und ich thu' es auch, so zart ich kann, ich bitte dich, mein liebes Kind, vergesse meine Unart, die ich nimmermehr begehen werde." Adam erwiderte: „Von Herzen gern; denn bist du so gegen mich, so will ich dich auf den Händen tragen wie mein Liebstes und Theuerstes auf Erden. Und gelt, du wirst von heute an nur Liebe und Treue, aber nie wieder Wankelmuth und Laune sein?" Eva: „Und wie soll ich dir's denn nicht versprechen und halten, lieber Mann? Beherrscht mich doch von dieser Stunde an ein süßer Liebeszauber, der nimmer enden wird!"

Der Vincenz Seiler neigte sich zum Nachbar: „Solche Zwiesprach ist seither auch ein Erbtheil für Unsereins geworden", sagte er. „Wenn's bei Tag noch so scharf durcheinander geflogen ist, in der Nacht brummelt man sich doch oft wieder seinen Frieden zusammen." Der Nachbar erwiderte: „Nur muß ich immer die Eva machen."

Jetzt kam ein ernster Augenblick, denn Eva sollte ihren Fehltritt eingestehen. Sie wiederholte daher ihre Bemerkung, daß sie durch wunderbaren Zauber an ihren Mann gefesselt sei, und fuhr fort: „Das aber erst seit ich die Hälfte dieses Apfels gegessen habe; von nun an, theurer Gatte, bist du mein Süßestes auf Erden, mein All und Selbst." Adam schlug die Hände zusammen: „Wie? Was?

Um Gottes Christi Jesu Willen!" rief er. „Weib, du hast von der verbotenen Frucht dieses Baumes gegessen? Wehe mir und dir! Weh uns!" Eva: „Wie kannst du so unsinnig jammern, lieber Mann! Hast du denn nicht eben mit Freuden bemerkt, wie vortheilhaft ich mich verändert habe, seit ich die Frucht verkostet? Wie kommst du mir denn vor? Sieh, wie froh ich bin, wie gesellig, wie sanft, wie gut, wie voll Liebe — und du, wie furchtsam, wie unruhig, wie voll Todesängsten, weil du von dem Apfel dieses Baumes nicht gegessen hast. O glaube mir, der Herr hat mit uns Kindern nur sein Spiel gehabt, nimmer hat er es ernst mit dem Verbote gemeint. Er hat vielmehr bedacht, wir hätten am Erlaubten bald satt und müßten dann Etwas haben, das uns anlockt, weil es uns verboten ist. Das ist Alles. Zudem ist der Genuß dieses Apfels von einer so lieblichen verbessernden Wirkung, daß ich dich bitten muß: iß auch davon; erst dann bin ich beruhigt und überzeugt, daß du mich recht und für die Dauer liebst, wenn du von diesem Apfel auch gekostet hast." Adam schien eine Weile nachzudenken und sagte dann: „Wer dich so freundlich reden hört, muß wirklich meinen, Alles sei richtig wie du sagst; auch liegen gute Beweise vor: du bist viel besser, schöner, liebenswürdiger als zuvor — höre, ich möchte dir den Gefallen thun, und wieder nicht, und wieder; doch — ich will es nicht thun! Eine gewagte Sache bleibt es immer! Was meinst du?" Eva: „Ich meine, daß du mich nicht liebst und meinen Wunsch als gar nichts achtest, sonst müßt' ich jetzt wol sehen, wie du meine Bitten besser aufnimmst!" Adam: „Kind..." Eva: „Nein, nein, kein Widerreden, den Apfel essen oder mein Herz verlieren!" Adam: „In Gottes Namen denn! Wenn es gefehlt ist, du hast es haben wollen!" Adam aß, erst kleinweise, dann

immer schneller die ganze Hälfte des Apfels, und als es geschehen war, bemerkte er mit einiger Unruhe: „Ich weiß nicht, mir ist ich weiß nicht wie; vielleicht wird's vorübergehen... Ich fürchte, es ist gefehlt gewesen... Beschütze uns, o Herr!.. Komm, liebes Weib, ein Gang durch den Park wird mir vielleicht von meinen Schauern helfen, die mir alle Nerven nach und nach erschüttern!" Kaum waren sie einige Schritte von dem verbotenen Baume weg, als die Schlange vor Jubel herunterfiel und wie ein schadenfroher Gassenjunge Purzelbäume schlug; und mitten unter diesen kurzweiligen Productionen erklang die geheimnißvolle Stimme wieder: „Und die Schlange war listiger denn alle Thiere auf dem Felde, und sprach zu dem Weibe: Ihr sollet nicht essen von den Früchten dieses Baumes, aber esset nur davon, ihr werdet nicht sterben, vielmehr werden wie Gott, und Eva aß und gab auch ihrem Manne zu essen, und Gott ließ einen Cherubim kommen, der vertrieb sie mit flammendem Schwerte aus dem Paradiese."

Der Vincenz Seiler suchte das Ohr des Nachbars wieder: „Ich möcht' um Gott und Christi Willen bei allen Heiligen des Herrn nur wissen, wer die Stimme ist, die Alles eine Viertelstunde eher weiß, ehvor Etwas geschieht." Der Nachbar erwiderte: „Du Vieh, das ist ja die Bibel, kennst du sie denn an der Aussprach nicht?" Der Seiler: „Wenn man Etwas vernagelt haben will, so darf man dich nur reden lassen. Meiner Meinung nach ist die Bibel ein Buch und kein Maul. Es heißt immer: es steht geschrieben, nicht aber: es steht geschnauft oder gesprochen." Der Nachbar: „Dazu muß ich schweigen, und sollte ich mich eigentlich auch noch zur Thür' 'nauswerfen."

Das erste Aelternpaar kam nun in tiefer Betrübniß von seinem letzten Spaziergange durch das Paradies zurück,

und Adam sagte: „O liebes Weib, du traute Hälfte meines Daseins, weil nun das Uebel nicht zu ändern ist, so laß uns mit Demuth und Standhaftigkeit erwarten, was der Herr nun über uns verhängen mag... O heimatliches Paradies, das wir verlassen sollen, süßer Ort der besten Lebenstage, die zwar kurz, doch unvergeßlich bleiben, lebe wohl, mit schwerem Herzen scheiden wir, um dich niemals wieder zu betreten! So mag in späten Tagen von dem heimatlichen Boden seiner lieben Kindheit mancher Enkel traurig scheiden, um in Schweiß und Klage ein langes bitteres Leben zu durchwandern; möge sein Fluch nicht allzuheftig dieses Anfangs aller Uebel denken... Komm, o komm, mein Weibchen, schon höre ich den Cherubim in schwerem Fluge niederrauschen, er kommt, er naht, schon ist er da!" In reichen Seidenkleidern, an den Schultern weitgespannte Flügel, in den Händen Etwas wie ein Schwert mit einer Spiritusflamme an der Spitze, kam nun der Cherubim hereingeschritten und schwang und senkte unerbittlich seine Waffe gegen die ersten Aeltern. Eva war sehr gebeugt und stille, und schien bitterlich zu weinen; Adam sah dann und wann auf den Cherubim zurück, als wollte er sagen: „Mein Herr, überschreiten Sie doch den Auftrag unsers gemeinschaftlichen Vaters im Himmel nicht und seien Sie geduldiger armen Leuten gegenüber; mein Weib kann nicht so eilig fliehen, lassen Sie uns ruhig weiterziehn!"

Der Vincenz Seiler am Ohr des Nachbars: „Hat schon ein hübsches Alter so ein Cherubim." Der Nachbar: „Ganz natürlich; die Welt ist ja schon zwanzigtausend Jahre alt!" Der Seiler: „Du Kind, wird nicht die Welt vor unsern Augen erst erschaffen? Zehn Tage kann er höchstens alt sein!" Der Nachbar: „Laß mich schnupfen."

Der Vorhang fiel; der erste Theil des Marionnettenspiels war zu Ende.

30.

Die Kinder freute es, auf dem kleinen Bühnenvorhange nun wieder ihren glänzenden Reiter und die Procession der Israeliten mit ihrer Bundeslade zu erblicken; auch gereichte es ihnen zum Vergnügen, einige Augenblicke wieder ungestört die kleine Harfnerin zu betrachten und ihrem heitern Spiele zuhören zu können; die größern Leute aber redeten in allerlei ernsten und lustigen Betrachtungen durcheinander, theils auf das Spiel, welches sie eben gesehen hatten, theils auf ganz andere Gegenstände sich beziehend, welche sie aus ihren häuslichen Angelegenheiten näher angingen. Nur der junge Hausbesitzer hatte sich von aller Gesellschaft bisher düster ferngehalten, ließ sich, wenn er angeredet wurde, höchstens auf einige flüchtige Worte ein und schwieg die übrige Zeit wie Einer, der etwas ziemlich Unbequemes, das ihm auf der Seele liegt, verdauen möchte, ohne daß es ihm aber gelingen mag.

Er räusperte sich oft, und fuhr sich dann und wann mit der flachen Hand über das Gesicht, als wollte er sich selber von Zeit zu Zeit aus seinen Gedanken wecken, um besser und doch auch vergnügter an Dem Theil zu nehmen, was um ihn her vorging. Einmal begegnete sein Blick dem Auge seines Weibes, das mitten unter den Müttern des Dorfes still nachdenklich dasaß, er hielt aber ihren Blick nicht aus und schaute sogleich seitwärts. Wie gerne wäre sein Weibchen zu ihm hingetreten und hätte ihm gesagt: „Du, lieber Mann, noch immer wäre es Zeit, daß du um

Vater und Schwesterlein hinuntergingst; sieh, das Spiel ist immer noch nicht halb zu Ende. O zier' und sperr' dich doch nicht länger, folg' meinem Rath, du wirst sehen, es bringt dir Segen; so aber, lieber Mann, wird es dir noch Unglück genug bringen. Dein alter Vater leidet, ich glaub', es läßt sich gar nicht sagen." Aber weil sie nicht ohne große Störung der Versammelten zu ihrem Manne gelangen und nicht ohne Aufsehen mit ihm auf solche Weise sprechen konnte, so blieb sie denn auch ferner ruhig sitzen und versuchte ihm nur dann und wann mit einem Blick zu sagen, was sie dachte.

31.

Indessen verschwanden mit dem kleinen Theatervorhange Reiter und Bundeslade wieder, und das feierliche Harfenspiel deutete auf eine ernste Handlung und auf eine düstere Begebenheit. Das Opfer Kain's und Abel's wurde dargestellt. Zwei Altäre standen in freier Landschaft, auf den Altären brannten zwei Spiritusflämmchen und vor dem Altare rechts stand Kain in einem schwarzen Fellüberwurfe und mit einem Stäbchen in der Hand; sein schwarzes Haar sträubte sich schon jetzt unwillig, und er blickte dann und wann grimmig auf seinen Bruder hinüber, der links vor seinem Altare unbeweglich in frommer Andacht dastand; dessen Kleid war ein weißer Fellüberwurf. Auf einmal wird die Harfenmusik stürmisch, Kain macht einen wüthenden Satz gegen seinen Bruder und läßt einen Streich gegen diesen fallen, der aber seinen Mann verfehlt. Abel schien die ganze Geschichte nicht zu merken oder mochte denken: Es steht einmal geschrieben, daß ich von meinem

Bruder erschlagen worden bin, also muß ich wol Stand halten, und blieb also verharren in seiner Andacht und Ruhe, bis der schwarze Kain den zweiten, dritten und vierten Schlag mit seinem Stäbchen führte. Jetzt wankte Abel zwar und wollte umsinken, ermannte sich aber noch ein mal und stand wie zuvor in Andacht und Ruhe vor dem Altare. Darüber ergrimmte der schwarze Kain noch mehr und hämmerte nun einige Minuten unablässig auf seinen armen Bruder los. Dieser lag sogar schon regungslos auf dem Boden, als Kain noch immer drauf loshämmerte.

„Das ist aber ein Vieh, dieser Kain", sagte der Seiler dem Nachbar ins Ohr; „kann sein Bruder kein Glied mehr rühren und der Kerl pimpert noch immer drauf los, wo er hintrifft; jetzt müßt' ich bald selber hinauf und dem Menschen seinen Haselstock aus der Hand winden, das ist ja nimmer anzusehen."

Als der Mord geschehen war, erscholl die Stimme: „Kain, Kain, wo ist dein Bruder Abel?" Kain schoß jetzt wie ein Zitteraal hin und her und wußte keine Worte zu finden.

„Ja, schau dich nur um, Nichtsnutzling, wo die Stimm' herkommt", sagte der Seiler wieder; „ist's aus mit deiner Tapferkeit? Pfui Teufel! Einen Bruder erschlagen — red' jetzt, wenn du gefragt wirst!"

Kain erwiderte nach einer Weile: „Herr, bin ich der Hüter meines Bruders, daß ich wissen soll, wo er ist?"

Das brachte den Seiler wieder in Harnisch und er sagte: „Jetzt will der Lump gar nicht wissen, wo sein Bruder ist und hat ihn den Augenblick erschlagen, und liegt ihm die Leiche noch vor den Füßen. Lügenbeutel, willst du dich noch mehr versündigen? Mach fort, sonst müßt' ich dich noch, wie du bist, herunterschlagen."

Jetzt folgte Gottes Fluch über Kain, und der Seiler sagte: „Recht ist's, aus ist's; schau, wo du wieder einen Bruder und einen Schlaf hernimmst!" — Die folgende Scene sollte die Sündflut darstellen. „Da aber der Herr sahe", verkündete die geheimnißvolle Stimme, „daß der Menschen Bosheit groß war auf Erden, und alles Dichten und Trachten nur böse war, befahl er dem Noah einen Kasten zu machen von Tannenholz mit Kammern darinnen, soll in den Kasten gehen mit seinen Söhnen, seinem Weibe und seiner Söhne Weibern, und von allen Thieren je ein Paar; denn Gott sprach: Ich will Wasser kommen lassen zu verderben und untergehen zu lassen was ist unter dem Himmel." Und nun erhob sich ein sausender Sturmwind und Blitze zerrissen unabläßig die Wolken des Hintergrundes und Regen goß herab in Strömen, da kam auch wirklich Wasser zwischen den Bergen rauschend hereingeschossen und darauf schwamm die Arche Noah's in erster Probefahrt daher und setzte sich an einem kleinen Vorgebirge fest, und in einer langen Procession zogen nun in den Rettungskasten ein: Noah, wie ein gemüthlicher Hausvater die Arme über dem Rücken und ein Schnupftuch in der einen Hand (der Seiler bemerkte: „Der Noah sieht aus wie unser Elias Leiser, bei Gott! Der hat auch immer ein Schnupftüchel in der Hand"); hinter Noah kamen all die Seinen, und hinter diesen paarweise zuerst kleinere und dann größere Thiere, wie sie schon im Paradiese vorgekommen waren; auch der Mohr und die Giraffe fehlte nicht. „Die Zwei sind auch nicht auseinander zu bringen", bemerkte der Seiler. „Was macht denn der Mohr schon wieder mitten unter den Viehern?" Sein Nachbar erwiderte: „Er wird halt zu ihnen gehören, laß ihm die Freude." Das Gewitter und der Regen dauerten fort, die Wasser schwollen immer höher,

die Arche fing an das Ufer zu verlassen, gerade in dem Augenblicke, als Mohr und Giraffe das Brett betreten wollten, und diese stürzten hinab und versanken im Wasser. „Gedacht hab' ich mir so was", bemerkte der Seiler. „Woher aber jetzt wieder einen Mohren nehmen? Der erst' und letzt' ist da vertrunken." Als schon alles Land hoch überflutet war, bekam die Arche auf einmal einen heftigen Windstoß und setzte sich auf der höchsten Bergesspitze fest. Jetzt ließen Regen und Gewitter nach, unter heiterer Musik fing das Wasser an zu sinken und zur unbeschreiblichen Freude der Kinder schwang sich jetzt ein schöner Regenbogen von einem Ende des Himmels bis zum andern. Alle Zeigefinger der Kinder waren auf einmal in der Höhe und wiesen auf den Regenbogen. Der Vorhang fiel einen Augenblick und ging gleich wieder in die Höhe, und die Stimme rief: „Als Noah aus der Arche war, errichtete er einen Dankaltar, und Gott sprach: Ich will nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; ich will hinfort nicht mehr schlagen Alles, was da lebt, wie ich gethan, und meine Zeichen habe ich gesetzt in die Wolken." Noah kniete jetzt mit den Seinen vor einem Altare, worauf wieder eine Spiritusflamme brannte; alles Wasser war nun wieder verschwunden, die Arche saß noch auf schwindelnder Bergeshöh' und durch den Himmelsraum schimmerte noch viel schöner der siebenfarbige Regenbogen. Da kamen auch wieder alle Thiere um den nächsten Berg herum und gingen paarweise vorüber, freudig die Köpfe schüttelnd über ihre Rettung. „Man sieht ihnen nicht an, daß sie Mangel gelitten hätten; es muß gute Fütterung in der Arche geben", bemerkte der Seiler. Als nun erst ein Paar Hasen, dann ein Paar Rehe, dann ein Paar Hirsche, dann ein Paar Elefanten vorüber waren, kam auch die Giraffe

mit dem Mohren wieder nach. Der Seiler sprang fast vom Boden empor und rief: „Du Kreuzdonnerwetter! Ist der Mohr schon wieder da! Ist denn der Mensch nicht umzubringen? Jetzt ist er in ein völliges Weltmeer gefallen mit seinem Tannenbaum von einem Vieh, und wieder ist er, wo die Andern sind, er thut gar Nichts dergleichen.“

Während Noah noch Dankopfer brachte und der Regenbogen am Himmel schimmerte, fiel der Theatervorhang für einen Augenblick, um sogleich wieder aufzurollen und eine Scene darzustellen, welche an schauerlicher Schönheit Alles übertraf, was sich die großen und die kleinen Kinder hatten träumen lassen; man sah einen dichten Feuerregen vom Himmel fallen und zwei Nachbarstädte in Flammen stehen: es waren Sodom und Gomorha. Nachdem die Stimme die nöthigen Erklärungen über diese Scene ausgerufen und zugleich bemerkt hatte, daß die kleine weiße Säule vor dem Thore Loth's unfolgsames Weibsen zu bedeuten hätte, fiel der Vorhang. Die nächste Scene stellte dar: Abraham will seinen Sohn Isaak opfern; dieser folgte die Rettung Mosis durch die Tochter Pharaonis. Bei der letztern Scene stellte die Bühne eine schöne Landschaft dar mit einer Stadt und einem rauschenden Strome. „Das Wasser ist mir schon ein mal vorgekommen“, meinte der Seiler: „Das Wasser ist ja ganz so durch das Paradies gelaufen!“ „Hast recht“, erwiderte der Nachbar, „aber ein Wasser kann ja laufen so weit es will.“ Das Binsenkörbchen, in welchen die Tochter Pharaonis mit ihrer Haushofmeisterin den Moses aus dem Wasser fanden, hatte erklecklich die Größe einer Nußschale. „Mir ist's recht“, bemerkte der Seiler mit Lächeln, „wenn der ganze Moses drin Platz gehabt hat...“ und mitten durch diese Aeußerung hindurch fiel der Vorhang und schloß die zweite Abtheilung.

32.

Indessen war mit möglichster Stille und Achtsamkeit eine vornehme Kutsche durch den weitläufigen Hof des obern Gebäudes gefahren und war über die Bachbrücke lenkend bis vor dem kleinen Hause unten angelangt. Die Kutsche war offen, weil sonst die Gegenstände nicht Platz gefunden hätten, welche in allen Räumen des Wagens kunstreich angebracht und befestigt waren; besonders ein hoher, geheimnißvoll rauschender und durch die Nacht märchenhaft flimmernder Gegenstand hätte nicht leicht untergebracht werden können, der nun im offenen Wagen bequem, an den vordern Sitz befestigt, sich so hoch als immer in die Luft erheben konnte. Ein Diener, der neben den Gegenständen im Wagen saß, stieg nun heraus und trug von den Dingen eins nach dem andern geräuschlos in die Stube.

Drinnen saß auf der Wandbank, beide Arme auf den Tisch gestützt und das kummervoll schlummernde Haupt in beide Hände lehnend Vater Palmer. Nicht weit von ihm war ein Bettchen zubereitet, darauf schlief das kleine Töchterlein. Der Span, welcher bisher die Stube ärmlich beleuchtet hatte, war im völligen Verlöschen. Statt dessen brannte nun bald auf dem großen Ecktisch ein dreiarmiger silberner Leuchter; der hohe rauschende Gegenstand, ein wunderbar geschmückter Christbaum, war hereingebracht und angezündet worden, größere und kleinere Koffer folgten, und aus diesen in aller Stille herausgenommen lagen bald gar liebe und glänzende Dinge auf Tisch und Bänken.

Die Thüre ging wieder leise auf; zwei Männer in Mänteln traten herein: Lord Donelson und sein Doctor. Sie blieben an der Thüre einen Augenblick stehen und betrachteten sich die Scene schweigend.

„Diese heilige Schwelle wollten Sie unbetreten, Ihren armen alten Vater ungesehen verlassen! Doctor, wo war Ihr Herz?“ So sprach Lord Donelson, während der Doctor mit feuchten Augen freudig-schmerzvoll auf den Vater, auf die wohlbekannte Stube, auf das kleine Schwesterlein auf der Wandbank blickte.

„O, nur jetzt keinen Vorwurf, mein werther Lord“, sagte der Doctor. „Hier spricht es laut genug!“ Er drückte beide Hände an die Brust und ging einige Schritte leise vor. „Vater, Vater!“ sprach er halblaut, und zögernd, ob er ihn wecken solle: „Vater ... o graues, gramgebeugtes Haupt, so muß ich dich in diesem Alter wiederfinden! Ich wollte dir Gut und Geld zukommen lassen, selber jedoch verreisen — welche Missethat! Das hast du nicht ersehnt; einen Sohn hast du vonnöthen, der dich freundlich hält und hegt, der deine Schwächen liebevoll gewähren läßt, der dir kindlich die alten Tage zu erheitern trachtet. O, werde ich Das werden können? Weh mir und dir, daß mich in diesem Augenblicke Zweifel überfallen!.. Stube, du stiller, theuerer Aufenthalt so froher Jugendtage! Wie scheinst du enger geworden, seit ich so große Räume der Welt durchmessen habe! Hätte ich dich nie verlassen!.. Mutter, Mutter, dich finde ich nimmer...“

Vater Palmer regte sich und erwachte; der Doctor trat zurück, um nicht gleich gesehen zu werden. Einige Augenblicke glaubte er gestorben zu sein und einen Weihnachtsabend im Paradiese feiern zu sehen. Denn wie könnten, meinte er schüchtern umblickend, so viele himmlische Lichter in seine irdische Stube kommen und gar so unerwartet, plötzlich, während eines kurzen Schlummers? Oft und wieder über seine Augen fahrend blickte er verwundert um sich, und erkannte alle frühern Gegenstände in der Stube;

aber die Meinung, daß er gestorben und sammt seiner Stube in das Himmelreich versetzt sei, wollte ihn immer nicht verlassen. Er erblickte jetzt das Kind auf dem Bette, und sagte mit einer Stimme, die ihm selber fremd vorkam: „O, das ist schön, auch mein Kind haben mir die Engel mit heraufgetragen; es ist Zeit gewesen, daß ich fortgekommen bin, mein Sohn hat es nicht gut mit mir gemeint.“

Wie er aufstehen wollte, trat ein junger, vornehm gekleideter Herr hinter dem hellbeleuchteten Christbaume hervor, und Freudenthränen liefen ihm über die Wangen.

„Vater“, sagte er, „Ihr glaubt gewiß nicht mehr auf Erden zu sein, weil Ihr so viele Lichter und fremde Sachen da seht. Und doch seid Ihr auf Erden, Vater, seid in Eurer Stube, und was Ihr seht, das hat Euch Euer Sohn aus der Fremde mitgebracht — kennt Ihr mich denn nicht, Vater?“ Und nach diesen Worten ging er auf den alten Mann los und umhalste ihn mit Freude und Wehmuth. Lange dauerte es, bis der alte Vater ganz zu sich kam und begreifen konnte, was vorfiel, und unter lautem Jubel für wahr hielt, was er endlich begriffen hatte.

33.

Dies geschah, als im obern Hause die dritte Abtheilung des biblischen Spieles begann.

Ueber einer bergigen Landschaft lag stille Abenddämmerung; ein Hirte stand da und blickte der scheidenden Sonne nach, während seine Schafe rings auf den Triften ruhig weideten; von Zeit zu Zeit wanderten andere Heerden und Hirten vorüber, Alles so feierlich und stille, als stünde noch eine gar heilige Begebenheit bevor, und richtig, gleich

darauf fing in der Tiefe eines kleinen Thales ein Dornbusch in schöner röthlich-gelber Flamme zu brennen an, und Moses, der stille Hirte, kniete feierlich vor dem brennenden Dornbusche nieder, um seine Andacht zu beginnen — da warf der Vincenz Seiler zufällig einen Blick durch das nächste Fenster und es fiel ihm die wunderbare Helle im kleinen Hause unten auf; wie er genauer hinabsah, entging es ihm nicht, daß in der Stube entweder Feuer ausgebrochen oder unbegreiflicher Weise an hundert Lichter angezündet sein müßten. Seiler war nicht der Mann, eines Kinderspieles wegen eine so merkwürdige Entdeckung zu verschweigen, er schrie daher, als der Dornbusch auf der Bühne in bester Flamme stand: „Feuer! Feuer! Dornbusch auch da! Das Haus brennt oder es geht nicht mit natürlichen Dingen zu!" Dabei riß er das Fenster auf und steckte den Kopf hinaus, aber noch lebhafter zurückfahrend und sich tumultuarisch mitten durch die Zuschauermenge Platz machend sprang er auf die Thüre los und wie ein Toller hinaus. Der Dornbusch konnte gut im besten Brande stehen, aber Niemand gab bald mehr Acht darauf. Man überzeugte sich schnell an allen Fenstern, daß der Seiler guten Grund hatte, so laut verwundert zu thun, und in Kürze war keine Seele mehr in der großen Stube. Unter lebhaften Verwunderungen drängte man sich unten um das kleine Haus, ohne sich hineinzuwagen, denn man überzeugte sich, daß das Feuer drinnen nur festliche Beleuchtung war; das Erste, was man von dem Kutscher des vornehmen Wagens vernahm, war: daß der seit Jahren fast verschollene Sohn aus der Fremde heimgekehrt sei und viele kostbare Geschenke mitgebracht habe.

34.

Mitten im ersten Tumulte, der Alles vom Theaterspiele weg und ins Freie mitfortgerissen, hatte auch der junge Hausbesitzer oben seine Stube verlassen und war eine Strecke Weges mitgegangen, um zu sehen, was es denn eigentlich gebe, kehrte aber bald wieder um, als er sich überzeugt hatte, daß es keine Feuersgefahr sei, was einen solchen Tumult erregt hatte. Die Brust voll schwerer Gefühle und doch auch voll Neugierde kam er in seine Stube zurück; wegen der Spannung mit dem Vater durfte er sich wol nicht erlauben, das kleine Haus zu betreten. Ein wunderlicher einsamer Geselle ging er nun in seiner Stube umher, die ihn ihrer plötzlichen Verlassenheit wegen aus allen Ecken unheimlich anschauerte; selbst die kleine Harfnerin und ihr Vater, der Komödiant, waren mit den übrigen Leuten auf und davon geeilt, und der brennende Dornbusch spielte noch immer seine glühende Rolle in gemüthlicher Ruhe weiter. Seine bittere Verstimmung, so gut es gehen mochte, niederkämpfend schritt Fabian (so hieß der Herr des Hauses) in der Stube auf und nieder, bis sein Weib zurückkam und ihm Dinge berichtete, welche ihm erschütternd auf die Seele fielen.

„Gott, Gott!" rief sie, „was bist du für ein Mensch, o Mann! Hab' ich dir's nicht gleich gesagt, es wird kein gutes Ende nehmen? Da ist das Unglück schon; faustdick schlägt es dich hinter die Ohren und trifft mich auch noch mit dazu. O, was ist ein überhitziger Mann für ein Wesen — jedes Kind, jeder wildfremde Mensch darf jetzt zu deinem Vater hinunter, nur du nicht, und ich selber muß mir das Haus verbieten! Weißt du, was geschehen ist? Mann, Mann, dein Bruder ist gekommen, dein leibhaftiger Bruder, den wir Alle schon gestorben und begraben ver-

meint haben! Er muß reich sein, gar nicht zu sagen; Alles, was er mitgebracht hat, ist eitel Silber und Gold; ein Wagen mit zwei Rossen wie unsers Herrn Grafen seiner, steht vor dem Häuschen unten, der Bediente hat das feinste Tuch am Rock, rothe Aufschläg' wie bei großen Herrschaften und einen breiten Goldborden um den Hut, und drinnen in der Stube — o Mann, o Mann! — da steht ein Baum, der brennt völlig von oben bis unten, und Alles hängt voll silberner und goldener Sachen dran, und auf allen Bänken herum stehen kleine und große Koffer, einige sind offen und die schönsten Dinge sieht man heraushängen. O verzweifelter Mann, wie weit hast du es gebracht, jetzt darfst du nicht einmal hinunter und deinen leibhaftigen Bruder grüßen, der fast verstorben gewesen ist!"

Blaß und wankend ging während dieser Rede Fabian zwei mal durch die Stube, schritt dann nach der Kammer und schlug die Thüre heftig hinter sich zu. Sein Weib lief aber jammernd von einem Fenster zum andern und schaute nach dem kleinen Hause, wo es noch immer hell und sehr bewegt herging. Nach einer Weile kam Fabian wieder und ganz verstört aus der Kammer zurück, und sagte bewegt: „Wie sieht mein Bruder aus?"

„Kann ich das sagen", erwiderte sein Weibchen, „wenn ich ihn gar nicht gesehen habe? O Mann, du hast ein großes Uebel angerichtet!"

„Geh du hinunter", sagte Fabian nach einer Weile wieder; „geh und sag', daß ich krank bin und mich legen muß." Er mußte sich wirklich niederlassen, so zerschlagen waren ihm alle Glieder.

„Soll ich mein Herz auch noch mit einer Lüge beschweren", erwiderte sie. „Mein Herz ist schwer genug."

Da ging die Stubenthüre auf, und eine Stimme rief

beinahe athemlos herein: „Ihr sollt hinunterkommen — er hat um Euch gefragt!“ Nach diesen Worten wurde die Thüre wieder zugeschlagen und der „Rufer im Streite“ sprang von dannen.

Laut weinend setzte sich Fabian's Weib in einen Winkel und sagte: „Ich geh nicht hinunter, ich müßte wegen dir in 'n Boden versinken!“

Fabian saß eine Weile stille und bewegungslos da, dann stand er auf, ging langsam nach der Kammer und legte sich schwer athmend, wie er war, im vollen Anzuge auf sein Bett. Schwarz wogte es um seine Augen, von Schlaf konnte keine Rede sein, wol aber von Gefühlen, die ihn mächtig faßten und durchschütterten. Eine geraume Zeit verstrich in dieser einsamen Pein und Stille. Da hörte er draußen die Stubenthüre auf- und zuschlagen, Stimmen durcheinander reden; er hielt es auf dem Bette nicht länger mehr aus, er stand auf und wollte an die Kammerthüre treten, hörte aber im nämlichen Augenblicke die Stimme seines Vaters draußen und eine andere, eine fremde Stimme, welche mit seinem Weibe sprach, und daraus schloß er, daß auch sein heimgekommener Bruder in der Stube sein müßte. Mit hochklopfender Brust blieb er mitten in der Kammer stehen und horchte, ob Jemand seinen Namen nenne und was über ihn gesprochen würde. Wirklich sagte jetzt der Bruder draußen:

„Solche Dinge muß ich hören! Nicht einmal mit dem alten Vater Nachsicht zu haben! Ihm das Haus zu verbieten! Sucht ihn und ruft ihn her! Ich will ein Wort mit ihm reden, das er sich zu Herzen nehmen soll. Ist er aber fort und läßt sich heute nicht mehr finden, so will ich morgen, wenn ich wiederkomme, von Euch hören, Vater, was er Euch zu Liebe und zur Versöhnung thun wird.“

Diese Worte hatte Fabian kaum gehört, als er von wilden Gemüthsbewegungen gefaßt wie ein Geächteter das Haus verließ, sich im Freien herumtrieb, bis zu den Waldungen hinüber und weiter fortstürmte. Es kam ihm einige mal der Gedanke, zur Gräberhaide zu laufen und sich dort beim Schicksalshügel umzubringen. Er zitterte vor Angst und Sorge, daß er nun von Haus und Hof kommen dürfte, da er diese nur erhalten hatte unter der Bedingung, wenn sein Bruder niemals wiederkehren würde, und dieser war nun da.

Sonderbar.

Der unglückliche Sohn lief jetzt beinahe denselben Weg in Nacht und Sturm, den kaum zwei Stunden früher sein verzweifelnder Vater hin und her gemessen hatte. So war dieser Fall am nämlichen Abende denn der dritte, daß einem Vergehen die Strafe auf dem Fuße folgte: das erste Aelternpaar war gleich nach dem Genusse jenes Apfels aus dem Paradiese vertrieben worden, den Kain vertrieb nach dem Brudermorde die Stimme Gottes aus der Heimat, und Fabian verjagte sich selbst aus dem Hause, als die wunderbaren Umstände sein Gewissen mächtiger werden ließen als seinen Uebermuth...

35.

Gegen 10 Uhr Nachts fuhr ein Wagen die Straße nach der Schloßruine an der Gräberhaide.

Zwei Männer in Mänteln saßen schweigend im Wagen nebeneinander und schienen dem Wälderbrausen im Sturme zu horchen. Sie horchten aber den wogenden Ge-

danken ihres Herzens, die Jeden lebhaft genug in Anspruch nahmen.

Lord Donelson und sein Doctor waren auf dem Rückweg nach der Schloßruine.

Nach langem ernsten Schweigen sagte der Lord nun endlich: „Doctor, Sie reisen nun wol nicht sobald; Sie werden den Vater, die Verwandten, die Heimat nicht gesehen und begrüßt haben, um sie in solcher Eile wieder zu verlassen?"

Der Doctor erwiderte: „O die Vorsätze, die Pläne, die Eile der Menschen! Was bestimmt und was verzögert sie nicht Alles! Noch heute Abend habe ich trotz der Nähe des Vaters und der Heimat meine Abreise beschlossen gehabt, und fand kein Hinderniß, das meine Absicht hätte vereiteln können — jetzt habe ich mein Heimatdorf betreten, sah die Stube meiner Kindheit, blickte in die Augen, hing am Herzen meines Vaters, und ich wehre mich vergebens gegen die tausend unsichtbaren Arme, die mich halten, die mich hemmen, die mich zwingen, meine Reise zum wenigsten noch hinauszuschieben. Wie mächtig ist die Natur durch all die unsichtbaren Wurzeln, die sie unser Herz in den zarten Verhältnissen der Jugend und der Familie schlagen läßt!"

Lord Donelson lächelte und versank wieder in sein düsteres Schweigen.

Der Doctor fuhr fort: „Mein werther Lord, und Ihnen soll ich's danken und Sie muß ich bewundern, daß Sie mit so scharfem Auge die zarten Stellen meines Gemüths entdeckt, mit so großer Schnelle so rührende Vorbereitungen getroffen haben, mich mit meinem Vater und Allem, was mir noch werth war in diesem Leben, zusammenzuführen!"

„Danken Sie mir nicht, Doctor", sagte Lord Donelson düster und versank in Gedanken.

Das war der Punkt, der ihm so tiefe Sorgen machte. Welch' eine falkenaugige Gegnerin, die im Laufe weniger Tage das Herz und die Beziehungen des Doctors so tief durchdringen konnte und so richtig die stärksten Netze des menschlichsten Gemüths auszuwerfen verstand, um den Doctor noch an der Schwelle des Todes zu umstricken, zurückzuhalten, neu ans Leben zu fesseln! Und sah sich Lord Donelson nicht selbst bei dieser That als Werkzeug der Gegnerin verwendet? Blieb vor einer solchen gefährlichen Feindin sein eigenes Geheimniß sicher? War sie zu täuschen, zu überlisten, zu bezwingen? Lord Donelson verlor sich in die Entfaltung tiefsinniger Plane, mittels welcher er die geheimnißvolle Feindin umgehen, beirren, unschädlich machen wollte. Es war eine wohlthätige Bewegung und Anstrengung seines Geistes und Gemüths.

Aber in wessen Gegenwart bemühte er sich so!

Während seine Sorge und sein Geist die Gegnerin in dunkler Ferne suchte, saß sie in Gestalt eines Freundes an seiner Seite und wußte so ziemlich sicher, was im Innern Lord Donelson's sich regte und bewegte. Der Doctor... Nun, scheinen muß der Mensch oft, was er nicht ist.....

36.

Am nächsten Morgen gab es in dem Hause des verstorbenen Volkspropheten Arauer einen sonderbaren Auftritt. Man konnte den Oberknecht nicht wecken; man rief, man rüttelte — vergebens, er kam nicht zu sich. Florian,

der jetzige Hausbesitzer selbst, trat ans Bett des Burschen und suchte zu erwecken; lange vergebens; der Bursche schlief wie verzaubert und athmete schwer. Von dem unruhigen Hin- und Herwerfen des Kopfes war sein Haar in wüste Unordnung gerathen, Schweißtropfen rannen von seiner Stirne und die Muskeln des Gesichtes zuckten dann und wann krampfhaft. Als er nun doch endlich durch fortgesetztes Bemühen dem Erwachen nahegebracht wurde, erschütterte ein Seufzer, der aus tiefster Brust kam, alle Anwesenden, und mit peinvoll bebender Stimme sprach er noch halb im Schlafe: „Warum kommt Ihr mir nur vor?.. Lebt Ihr, so zeigt Euch Euerm Sohn... O mein Gott, so sterben jetzt die Menschen und sind nicht todt?..“ Mit stieren Augen blickte er dann um sich und erkannte von den Anwesenden nicht sogleich Jemand.

„Bist du denn krank?“ fragte Florian theilnehmend: „Soll ich dir um einen Doctor schicken? Was hast? Was ist dir? Du hast dich ja gar nicht ermuntern wollen!“

In diesem Augenblicke erkannte der Knecht den jungen Hausherrn, richtete sich mit fieberhafter Heftigkeit im Bette auf, ergriff Florian's Hände krampfhaft und sagte halblaut: „Bist da?.. Ich erkenn' dich jetzt erst... Schaff' die Leute weg, bleib' allein da, ich muß dir was vertrauen...“

Die Leute gingen; Florian war nur mehr allein da, er setzte sich neben denselben auf den Rand des Bettes und sagte: „Nun red' jetzt, was du meinst, wir sind jetzt allein.“

Der Knecht hielt noch immer Florian's beide Hände mit Heftigkeit, als wollte er sich dadurch erst der tröstlichen Gegenwart eines menschlichen Wesens versichern, wenn er nun mit Schaudern das Entsetzliche aussprechen würde, was ihm das ganze Wesen durchschütterte... „Florian“,

sagte er mit ängstlichen Blicken umschauend... „ich hab' in dieser Nacht dein' verstorbenen Vater gesehen..."

Florian erblaßte und war einen Augenblick sprachlos; dann sagte er mit düsterm Lächeln: „Träumt wird dir haben; meinen wirst, du habest ihn gesehen." Mit Heftigkeit wiederholte der Knecht: „Nicht träumt — ich hab' ihn gesehn und er ist's gewesen! Ich sag' dir, dein Vater geht um!..." Florian sah erschüttert vor sich hin. „Wenn du ihn gesehn hast", sagte er, „so müßtest du mehr noch wissen. Wie hat er ausgesehn? Hast ihn angeredet?.."

Der Bursch fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirn, als wollte er den letzten Rest von Schlaftrunkenheit hinwegwischen, und erzählte dann:

„Ich bin heut Nacht ein wenig spät heim, ich muß es gleich sagen, die Federnhändler sind gestern kommen und sie haben diesmal ihren Schnitt gemacht; da trifft mich der Steffen Meier im Dorf und nimmt mich mit zum „Rößl" und ich hab nicht sparsam zuriguckt, der rechte Boden hat g'fehlt, wie's schon geht. Rausch hab' ich keinen gehabt. Um zwölfe wird's gewesen sein, wie ich nicht mehr zu halten war und heim bin. Im Dorf hab' ich noch eine Uhr schlagen hören, ich glaub' die Büchner-Uhr ist's gewesen, ich hab' aber nicht nachzählt. Ich hab' ein Kreuz gemacht, daß mir kein Geist zukam, und komm bis zur Mühle und weiter zum Dorf heraus durch den Wald bis zu deinem Hof her — nichts, kein Lärm, kein Geist. Auf einmal hör' ich gehen. Wer ist da noch auf, denk' ich mir. Auf einmal hör' ich husten. Da hust' gerade Jemand, denk' ich, wie der verstorben' Arauer. Auf einmal geht Wer über'n Weg, zur Linken 'nüber und dann den Fußsteig hinab, er hat ein Laternle in der Hand und das hält er

vor die Brust. Ich seh' ihn nur vom Rücken; die Gestalt, der Hut, die längern Haar im Nacken, die Jacke, das ganze Gewand — wie von deinem Vater. Das Laternle schimmert gegen seinen Hals, auf sein Haar, und Tabackrauch qualmt über seine Achseln, wie er so dahingeht; grad so hat dein Vater g'raucht. Ich bleib' stehn und kann mich nicht rühren. Ich will schreien, ich weiß nicht was; ich will sagen, Arauer, so lebet Ihr? Kann aber nicht. Er hust', nacher noch ein mal Tabackrauch über seine Achseln und nachher ist er verkommen... Ich komm jetzt zu mir selber, mir graut's wo ich hinschau, ich bet' ein Vaterunser und sag:

Heiliger Gott, leg deine Hand über mich hin,
Daß ich vor Anfechtung und Geistern sicher bin.

Und geh' dann in deinen Hof herein und will geschwind am Gesimms herauf; wenn ich's Bett erreich', denk' ich, ist schon viel erreicht... Florian!.. Da geht er wieder vor mir, dein Vater, Florian, wie er leibt und lebt: 's Laternle vor der Brust, ich seh ihn wieder nur von hinten; das Licht schimmert auf sein' Hals, auf sein Haar im Nacken, Tabackrauch über seine Achseln, er hust' und ist ums Eck. Wie ich ihn nimmer seh' werd' ich vor Aengsten wild wie ein Stier, ich reiß' mein' Jacke, mein Leible auseinand, ich brech' ein' Zaunstecken ab und schrei, daß es im Wald umsurrt: Arauer! Arauer! Wenn Ihr's seid, warum kommt Ihr mir nur vor? Lebt Ihr, warum zeigt Ihr Euch nicht Euerm Sohn?.. Auf einmal kommt's Lichtle wieder; dein Vater kommt an der Scheuer hervor, geht drüben über'n Hof, er hat mich nicht gehört oder nicht hören wollen, er hat's Laternle vor der Brust, hust', Tabackrauch über seine Achseln, ich seh' noch sein' Hals und sein Haar vom Lichtle

schimmern... aber wie ich ins Bett kommen bin, weiß ich nimmer... Florian, Florian! Was ist das für eine Nacht gewesen! Laß' Messen lesen! Thu' was du kannst für deines Vaters sein' arme Seel'! Lebt er nimmer, so geht sein Geist um — ich sag' dir, er ist's gewesen! Ich hab' die ganz' Nacht mit ihm zu thun gehabt, hab' mit ihm geredet, hab' ihn beten, was ihn herauf- oder heruntertrieben hätte ins Leben — ich hab's Weinen angefangen, wie ich seine Stimme hör', und was hat er mir Alles erzählt! Das freilich ist träumt gewesen, aber das Andere nicht, das Andere gewiß nicht, o Florian, wenn ich nur so was in deinem Haus nicht mehr erleben müßt'..."

Florian legte den Kopf erschüttert in die Hände und schwieg eine Weile; dann sagte er: „Jakob, trag das nicht weiter. Ein Haus ist gleich verrufen. Dazu wäre schon Das genug, was du da sagst, die Leute machen aber gleich mehr dazu. Ich kenn' dich und dir will ich jetzt auch was sagen, was kein Mensch noch weiß. Denk' dir, wie mir sein muß, da ich von dir so was höre. Wie mein Vater begraben worden ist, geh' ich hinter'm Wagen her und wein' gerade am ärgsten und vermein' es wird mein Herz zerspringen, da ist mir, als rühr' eine Hand mir an das Haar im Nacken und ich hör' Jemand hinter mir sagen: Wein' nicht zu viel, sag' Nichts, dein Vater lebt ja noch. Ich guck um, ich seh' lauter Bekannte, ein Jedes betet und Niemand sieht aus, als wenn er mir so was zugerufen hätte. Ich bin erschrocken, hab' keinem Lebendigen was gesagt und du bist der Erst', dem ich's anvertrau. Und jetzt hätt' ich dich gebeten, daß du still wärst und mit mir zusehn möchtest, was noch geschieht. Weck' mich, wenn du wieder was siehst; lebt mein Vater, so wird er nicht zu allerletzt zu mir kommen; lebt er

nicht, so will ich für sein' arme Seele thun, was ich im Stande bin ....“

37.

Während dieses Seltsame im Hause Arauer's vorfiel, ging im Park des Gutsbesitzers Jeneveldt ein Herr und eine Dame in lebhaftem Gespräche auf und nieder. Die Dame war von majestätischer Gestalt, jede Bewegung Würde, ihr Anblick Ehrfurcht und Verehrung zugleich einflößend; was die Natur vermag, um ein Frauenangesicht vollkommen zu machen, Das war an den Zügen dieser Dame zu bewundern. Vielleicht hatte es eine Zeit gegeben, wo die Macht dieses Angesichts nicht von so ergreifender Wirkung war, die Zeit gleichmäßig-glücklicher Tage, wo das helle Licht der Freude den Zügen die tiefen Schatten entschiedener Gemüthszustände nimmt; heute schienen Natur und Seelenzustand mit seltenem Wetteifer diesem Angesichte ihren zusammenstimmenden Eifer gewidmet zu haben; Freude und Wehmuth, Hoffnung und Sorge, fliegende Zuversicht und beugende Entmuthigung verklärten und verdüsterten dasselbe in scharfer Aufeinanderfolge.

Der Herr, der ihr zur Seite auf-, und niederging, war Doctor Palmer; aber nur seine Gestalt schien es zu sein, denn sein Wesen war durch und durch verändert. Er war weder gebeugt, weder schwermüthig, weder lebensmüde und auf seinen Tod gerüstet, wie er in Lord Donelson's Nähe immer erschien; er war vielmehr heiter, gesprächig, aufgeweckt; der Gang im Freien, der Eifer im Gespräch, der Gegenstand seiner Unterhaltung hatten seine Wangen mit leichter Röthe gefärbt; frank und frei und straff ging

er hin und wieder. Es war von Lord Donelson die Rede.

„Nun, Mylady", fuhr der Doctor im angefangenen Gespräche fort, „da es endlich so weit ist, daß wir ihn bei einem Interesse fassen und in Thätigkeiten, gleichviel in welche, verwickeln können, nun ist zum ersten mal ein fester Punkt gefunden und ein weiterer Ansatz, ihn der Genesung entgegenzuführen, kann genommen werden. Eben ist der eingeweihte Mann bei ihm, den ihm gestern die Diener so abenteuerlich zugeführt haben, er hat den Auftrag, eine Zusammenkunft mit dem Obern des Bundes einzuleiten; diese Zusammenkunft ist's, von der ich sehr viel hoffe. Ferner erfährt Lord Donelson von diesem Manne jetzt alles mögliche Unglück dieser Gegend, und es ist kein Zweifel, daß er manche Wanderung unternimmt, um Leidende zu trösten, Bedrängten zu helfen, Verzweifelnde zur Fassung zurückzuführen, nur um Jeden von dem Haidegrabe fern zu halten. Welche erwünschte Ruhelosigkeit, die den Körper stärkt und den Geist vor trübem Dahinbrüten bewahrt! Indessen entfalte ich meine weitern Plane. Habe ich nur noch das Nächste ausgeführt, so werden die ersten Zeichen der Genesung sich einzustellen beginnen. Mit den Lerchen und Veilchen des nächsten Frühlings führe ich Ihren Gatten mit reißender Schnelle seiner Metamorphose zu!"

„Daß Sie wahr sprächen! Daß unsere heißen Wünsche in Erfüllung gingen!" rief die Lady.

Der Gutsbesitzer trat zu ihnen und überreichte dem Doctor einen unversiegelten Brief.

„Hab' ich ihn recht gefaßt, kann ich ihn dem Lord so übersenden?" fragte er.

Der Doctor las und sagte dann: „Es ist gut; laß nur den Boten gleich hinüberreiten."

Jeneveldt ging nach dem Schlosse und der Doctor sagte: „Es ist der Brief, Mylady, in welchem mein Freund Ihrem Gatten auf seine gestrige Zuschrift antwortet.“ Mit ernstem Lächeln fügte er dann hinzu: „Die Zwei machen Pläne, wie man Sie bewegen könne, mir Ihr holdes Töchterlein zu verloben, damit ich nicht doch noch das Opfer jenes Haidegrabes werde.“

Mylady konnte nicht umhin, den Doctor mit heitern Augen anzusehen und nach einer Weile zu sagen: „Pläne, um meinen Mutterwillen und das Herz meines Kindes aus Ihrer Macht zu erlösen, Doctor, wären nöthiger.“ Sie waren bei diesen Worten gegen das Schloß zurückgegangen und hatten jetzt eine Erscheinung vor Augen, deren Lieblichkeit auf Beide einen wunderbaren Eindruck machte.

Ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren war auf die Terrasse des Schlosses herausgetreten und blickte, den zagen Schritt anhaltend, nach der Hauptallee des Parks, wo sich die Lady und der Doctor langsam näherten.

Man liest von himmlischen Erscheinungen, deren Ankunft ein leises Rauschen und Schimmern der Lüfte ankündigt, die urplötzlich an der Schwelle eines Hauses, vor dem Lager eines Träumenden, über dem Hochaltare einer Kirche oder im Portale eines Kreuzganges erscheinen und deren Anblick derart rührend überwältigt, daß das Auge unwillkürlich sinkt und schließt, das Herz zu Tod erschrocken selig in sich selber schauert, weil es nicht mehr absieht, wie es je im längsten Leben diese Wunder eines Augenblicks überwinden und bemeistern solle. Vergebens würde man die Schilderung ins Einzelne an diesen Erscheinungen verlangen: sie sind nur Eins, sie sind nur Ganz, sie sind nur überwältigend, sie sind nur unbeschreiblich. So gibt es auch irdische Erscheinungen der Schönheit, deren Anblick

jede Muße zu zergliedern, nach Grund und Gegengrund zu fragen, Einzelnes herauszufassen, niederhält: „Schaut hin! Schaut hin! O ihr seid von Stein, daß ihr nach Auge, Locken, Mund besonders fragt — schaut hin!“ So möchte man rufen; man schweigt, man bebt, man schwelgt, man grämt sich, und das Ganze, Unnennbare ist's, wovon wir nie genesen. Es gibt Glückliche, wir meinen Männer, welchen Natur oder Verdienst, mit einem Worte eine unermeßliche Gunst des Schicksals, eine solche Schönheit an den Busen führt; man bebt bei solcherlei Gedanken. Tausend male ist einem solchen Glücklichen dann der Anblick dieser Schönheit schon geworden; der Mund, das Auge, die Stirne sind geküßt, auf dem Lockenhaupte hat die bebende Hand des Glücklichen geruht, alle Schauer und Seligkeiten stiller Betrachtung haben das Mannesherz zu tausend malen schon durchschüttert. Und siehe! Leise rauschend tritt ihr Fuß jetzt auf die Schwelle, wie von Seraphsflügeln hergetragen steht ihr Wesen in Verklärung da, du blickest hin, du kannst sowie zum ersten mal vor Liebesschauer bis zum Tod erschrecken, du vergissest Alles um dich her, du verstummst, du kannst recht traurig werden. Wie zeigte sich das jetzt auch an dem Doctor. Wie oft hatte er die marienhafte Erscheinung, die nun wie von stiller Geisterhand urplötzlich auf die Terrasse hingehoben stand, in gleicher Weise schon vor Augen gehabt, betrachtet, Zug für Zug mit bebender Seele eingetrunken! Und jetzt durchschütterte der plötzliche Anblick ihn aufs neue. Nicht mehr Mund und Auge, Stirn und Wange und die dunkelblonde Lockenfülle besonders machten ihn vor süßen Schauern stumm. — „Schaut hin! Schaut hin!“ — Das Ganze, dieser wunderbare Einklang aller Reize ist's, das also überwältigt.

Es gibt eine Mutterfreude, die zu den rührendsten gehört und die nicht selten ist; es ist die Freude an dem fremden Wohlgefallen, welches einem Kinde wird. Hängt das Mutterauge schon mit süßem Behagen an der lieblichen Erscheinung eines Töchterleins, so kann ihr das Auge eines würdigen Mannes, das in tiefer Neigung glüht, das eigene Kind gar wunderbar verklärt erscheinen lassen. Das gibt dann ein Gefühl voll Rührung und Entzücken, voll Stolz und kindlicher Verwirrung; der Gedanke, je ihr Kind an einen Gatten zu verlieren, wird der Quell so mancher Thräne; der Gedanke, ihr Kind von diesem verehrten Manne heimgeführt zu sehen, verklärt den Schmerz und macht durch Thränen lächeln.

Als der Doctor bei dem Anblick von Myladys Töchterlein verstummte, bebte, nichts mehr sah und hörte als die Erscheinung dort auf der Terrasse, da theilten sich die freudig-feuchten Blicke der Lady zwischen der Betrachtung ihres lieblichen Kindes und des tief entzückten Doctors. Auch sie schwieg still in süßem Behagen, bis man näher kam und auf die freudigste Weise den Morgengruß sich bot... Wir verlassen diese Gruppe glücklicher Menschen, um sie bald näher kennen zu lernen; eine höchst auffallende Begebenheit, die sich nicht weit von der Remigiuskapelle in einem Buchenwäldchen zutrug, drängt uns dorthin zu sehen...

38.

Der Sturm hatte sich gelegt; es fiel und wogte wieder ein dichter Spätherbstnebel und erschwerte bald auf

wenige Schritte Entfernung das deutliche Erkennen von Gegenständen.

Florian Arauer hatte einen Gang über Feld angetreten und erreichte das Buchenwäldchen eben, als er unerwartet einige Schritte vor sich einen Mann gehen sah, bei dessen Anblick er vor Entsetzen umzusinken meinte. Es war die Gestalt, die Kleidung, der Gang seines Vaters; so trug er auch die längern Haare im Nacken, so hustete er auch im Leben, so hatte er ihn hundert mal vor sich hergehen und die Tabackwolken über seine Schultern zurückfliegen sehen.

Florian mußte einen Augenblick innehalten und an einen Baum gelehnt sich erholen; er wollte rufen, die Kehle war ihm wie zugeschnürt; als er sich aber so weit erholt hatte, daß er durch eiligern Schritt die Erscheinung hätte überholen können, da war sie bereits auf einem Seitenwege im Nebel verschwunden. Florian ging mit Schreck und Betrübniß weiter, zog den Hut und suchte durch Gebet der umirrenden Seele seines Vaters Ruhe zu verschaffen. Jetzt glaubte er der Erzählung seines Knechtes; der geheimnißvolle Ruf: „Wein' nicht, sag' nichts, dein Vater lebt ja noch!" den er beim Begräbnißgange seines Vaters gehört hatte, klang ihm jetzt lebendiger als je im Ohre. — „Wenn er lebte, wenn er doch noch lebte..." dachte er — allein es war nicht möglich; eher mochte er als irrende Seele umgehn als noch am Leben sein, denn wer augenscheinlich stirbt und vor Aller Augen begraben wird, der kann nicht mehr leben.

Florian vollendete seinen Gang über Feld und kam zurück mit trübem Angesichte.

Mit Erschütterung betrat er das Buchenwäldchen wieder. Was er kurz zuvor gesehen hatte, trat mit ganzer

Lebendigkeit wieder vor seine Seele. Er konnte nicht umhin, einen Augenblick anzuhalten und mit bebenden Lippen zu sagen: „Vater, wenn Ihr noch am Leben seid und Ihr seid in meiner Näh', so kommt hervor und redet zu Euerm Sohn; seid Ihr aber gestorben, so laßt mich's wissen, was ich noch für Euer Heil thun soll ..." Lautlose Stille umher, die Nebel wogten geräuschlos hin und wieder.

Florian ging wehmüthig weiter.

In der Mitte des Wäldchens ist eine Art natürlicher Steinpyramide, rundherum liegen Felsentrümmer, die dem Wanderer häufig als Ruhestellen dienen. Hier war es, wo Florian drei mal: „Vater!" mit solcher Heftigkeit ausrief, daß es weithin im Wäldchen widerhallte. Denn hier, an die Pyramide gelehnt, stand sein Vater wirklich, leibhaftig, das bleiche Angesicht wehmüthig lächelnd nach dem Sohne gekehrt; er regte sich nicht.

„Florian", sagte die Erscheinung nach einer Weile, „warum erschrickst du so arg? Ich bin's, ich bin dein Vater; ich lebe. Weine nicht und faß' dich standhaft. Du wirst noch Alles hören, wie und warum solche Dinge geschehen sind. Jetzt steh ich nur vor dir, damit du siehst, ich bin am Leben. Kannst du dich immer noch nicht fassen? Komm her und fasse meine Hand an, du wirst finden, sie ist nicht kalt wie eine Todtenhand. Habe noch einige Tage Geduld, Florian, es kommt die Zeit, wo ich wieder bei dir daheim sein kann wie vor meiner Begräbniß. Jetzt höre, was ich dir sage."

Florian stand noch immer bewegungslos vor der Erscheinung da und starrte mit thränenschweren Augen auf sie ihn. Die Freude, den Vater am Leben zu sehen, konnte nicht über das Entsetzen siegen, den Begrabenen leibhaftig vor sich zu haben.

„Was soll ich thun, Vater? Was wollet Ihr mir sagen, wie verschaff' ich Eurer armen Seele Ruh?"

Arauer erwiderte: „Mein' Seele ist ruhig; merk' aber, um was ich dich bitte. Florian, in drei Tagen werde ich zum ersten mal auch andern Leuten erscheinen. Das wird viel Lärm und Schrecken setzen. Sag' bis dahin vor Niemand, daß du mich gesehen hast; wenn aber der Lärm überhand nimmt und Alles von meiner Armenseelenwanderung schreit, dann steh' du auf und sag', daß ich gar wol am Leben bin; es sei dir schon bei meinem Begräbnißgang ins Ohr gerufen worden, ich sei darauf deinem Knecht in einer jüngsten Nacht erschienen; heute aber sei ich dir leibhaftig vorgekommen, du habest meine Hand berührt, die sei lebendig warm gewesen, ich hätte mit dir geredet und ich würde über eine Zeit wieder daheim wie vor meiner Begräbniß erscheinen. Mein Sohn, willst du so thun wie ich sage?"

Florian bejahte, ohne näher zu treten; Arauer fuhr fort: „Ich muß dich dann verlassen und verlaß dich ruhig und nicht auf lange Zeit. Behüt' dich Gott bis dahin, mein Florian, und hier nimm dieses silberne Kettlein von meiner Pfeife, wenn dir daheim ein Zweifel kommt, ob du mich wirklich gesehen hast, so schau dieses Pfand und Zeichen an und halt's für wahr. Leb wohl. Ich seh, dir graut noch immer, du willst nicht wieder an meine Finger greifen, du willst noch nicht mit rechter Freude an mein Herz. Das wird sich Alles finden, wenn du erst länger drüber hingedacht hast, wenn ich wieder kommen werde. Leb wohl! Behüt' dich Gott! Leb wohl!"

Florian wollte sich jetzt ans Herz des Vaters werfen, er war fort, im Nebel spurlos hingeschwunden...

39.

Folgendes war der Inhalt jenes Briefes, welchen, wie wir gesehen haben, Jeneveldt an Lord Donelson übersendet hatte.

„Mylord!

Noch ganz erschüttert von Dem, was Sie mir durch einige Zeilen mitgetheilt haben, sage ich Ihnen meinen wärmsten Dank zurück für Ihr Vertrauen. Ich habe der gemüthskranken Dame meines Hauses, wie Sie es gewünscht haben, behutsame Mittheilung davon gemacht, und ihr Erstaunen wie ihre Besorgniß waren nicht geringe. «Der Doctor in solcher verzehrenden Leidenschaft zu meiner Tochter», rief sie aus, «und das so lange her und in so verschloßner Weise! Ich bin wund von Mitleid und von Schrecken!» Der Brief des Doctors, den Sie Ihren Zeilen beigelegt, Mylord, hat uns erst recht den Abgrund dieser Leidenschaft entdecken lassen. Es nimmt darin der Doctor Abschied, wie er kurz zuvor persönlich hier gethan; aber wie unverhüllt stellt er dann heraus, was er unter seiner Abreise verstehe, wohin das Ziel seiner Reise ihn führen werde!.. «Ich reise ab von einem Leben in das andere!.. Die Fahrt ist kurz, die Erschütterung bald vorüber!.. Mag die Natur, Vorsehung oder Schicksal mein Wesen verschleudern oder neu verwenden — ich finde hier meine Wünsche keiner freudigen Entfaltung mehr fähig!.. Ihre Tochter ist vermählt oder kann es stündlich werden — darum fort!.. Auf der Haide ruhen morgen meine Reste!..» Schrecklich! Welche Sprache! Nehmen Sie meinen und der Dame wärmsten Dank für Ihre Bemühung, den Doctor von so überstürztem Tode bis jetzt

abgehalten zu haben; halten Sie ihn nur so lange noch von dem letzten Schritte einer so grauenvollen That zurück, bis wenigstens ermittelt und versucht ist, was die Umstände erlauben. Es liegt im eigenthümlichsten Interesse der Dame, gegen das Verhältniß, ja gegen die Vermählung ihrer Tochter mit dem Doctor Nichts einzuwenden, da sie hoffen darf, auf solche Weise eines Nebenbuhlers um das Haidegrab für immer los zu werden. Die Mutter hat daher auch nicht gezögert, ihrem Kinde sofort die unumwundensten Fragen über ihr Verhältniß zum Doctor vorzulegen; die Antwort des Fräuleins, das sich gegenwärtig in einem Institute befindet, wird die Entscheidung herbeiführen. Es ist Hoffnung, daß die Entscheidung zu Gunsten des Doctors ausfallen werde, denn in einem eben angelangten Briefe des Fräuleins wird die Mutter gebeten, dem halb und halb Verlobten, Baron von Leiden, anzuzeigen, daß er nie ihr Gatte werden könne. Der Brief ist einfach, entschieden, voll seltsamer Wehmuth. Er läßt auf eine frühere Neigung schließen. Ob diese frühere Neigung dem Doctor zugewendet war, darauf kommt nun Alles an. Mein werther Lord, lassen Sie uns eifrig zusammenhelfen, dem Tode ein werthvolles Opfer zu entreißen, um das Leben durch ein liebendes Paar und eine blühende Familie zu bereichern."

40.

Der Doctor trat herein. Sein Wesen schien zwar etwas straffer und lebhafter als sonst, doch lagerte dieselbe Verdüsterung, wie früher stets in der Nähe Lord Donelson's, auf seinem Angesichte.

„Nun, lieber Doctor, wie gehts“, sagte der Lord mit seltener Heiterkeit; „Sie sind ja, wie mir die Diener sagten, schon vor Tagesanbruch fort; wo sind Sie gewesen? Haben Sie Ihren Vater besucht und den Frieden zwischen ihm und Ihrem Bruder hergestellt gefunden?“

„Ich war dort“, erwiderte der Doctor, „die Versöhnung ist vollkommen. Was kann nicht ein alter weichmüthiger Vater vergeben und was sieht nicht ein erschrockener Bruder ein! Dieser Friede, das ruhigere Wiedersehen aller Angehörigen, die bunten Erzählungen aller Dorferlebnisse seit meiner Abwesenheit, das Betrachten aller theuern Stellen meiner Kindheit, das Alles hat mir wohl gethan; ich fühle, daß ein frischer Lebenszug durch meine Seele geht... Eines aber hat mich tief erschüttert... Ich saß eben mitten unter Verwandten und Bekannten, Greisen, Erwachsenen und Kindern, meine eigene Knabenzeit, mein Tollen und Treiben wurde mir hundertfältig in heitern Bildern vor Augen geführt, als ich bemerkte, daß sich mein Vater nicht mehr an meiner Seite befand, sondern hinausgegangen war. Ich fragte nach ihm und hörte sagen: gewiß, er grabe und suche wieder wie er so oft zu thun pflegt! Ich stand auf und sah durch das Fenster meinen Vater mit einem Stabe in der Hand, sehr traurigen Angesichts, bald hier bald dort den Boden leicht ritzen und dabei ganz in Gedanken versunken; dann setzte er sich auf einen Baumstrunk, bohrte im Sande und ließ den Kopf in die hohle Hand sinken. Was grabt und sucht er da? fragte ich; man erwiderte: seit meine Mutter todt sei, verfalle er oft in tiefen Trübsinn, er spreche mit Niemand, wandere um das Haus in Gedanken, grabe und suche und wenn ihn Jemand frage, so gebe er keine Antwort; man habe aber errathen, daß es Heimweh sei nach meiner Mutter, daß sein Herz immer

und immer niederwärts zu ihrem Grabe gerichtet sei und es von seinem Bestreben zeige, die Verstorbene zu suchen, zu wecken, zu sehen. Ergriffen von dieser Mittheilung ging ich hinaus und sagte: „Vater, warum habt Ihr uns drinnen verlassen, was bleibt Ihr da allein, was schafft Ihr da im Freien?" Er sah nicht auf und sagte nichts; plötzlich warf er den Stab hinweg, sprang auf, fiel mir um den Hals und rief unter wüthendem Schluchzen und Weinen: „Sie liegt unten! Sie ist fort! Ich finde sie nimmer und nimmermehr — deine Mutter ist mir davongegangen!" Ich sah den Mann in solchem Jammer; ich dachte an meine gestrige Absicht, abzureisen, ohne den Vater gesehen zu haben: zwei Dinge, welche mir keine geringe Pein verursachten. Was für ein unseliges Wesen bin ich als schwermüthiger Mensch, dachte ich; mein Herz quält und reibt sich auf in ewig wühlender Pein und hilft mir Nichts erreichen. Schwermuth stellt uns allein und läßt allein. Nach langer Abwesenheit endlich in der Heimat, in der Nähe des Vaterhauses, so zu sagen an der Seite des unglücklichen Vaters zu stehen ohne ihn anzureden, abzureisen ohne Lebewohl zu sagen, zu fliehen statt die Arme auszubreiten, um so viel Liebes und Theueres zu umfassen — was für ein böser Geist, welcher finstere Tyrann muß in dieser Schwermuth sitzen, daß er mich zu solcher Unnatur hinreißen wollte! Ich habe viel gelitten, als ich heute das Vaterhaus verließ. Vorsätze nämlicher Art gewinnen Einfluß auf mein Herz."

„Das hör' ich mit Vergnügen, Doctor", sagte Lord Donelson.

„Auf meinem Rückwege habe ich das Schloß des jungen Jeneveldt berührt", fuhr Doctor Palmer fort. Ich hatte gestern Abschied dort genommen, ich hatte der Kranken auch schriftlich noch Lebewohl gesagt ... Ich wollte

mündlich die Nachricht bringen, daß ich dennoch bleibe, daß ich vor der Hand nicht verreisen werde..."

Lord Donelson lächelte.

Der Doctor fuhr fort, indem ein Schimmer von Heiterkeit durch den Ernst seiner Mienen brach: „Mein Besuch im Schloß des jungen Gutsbesitzers war nicht ohne unerwartete Erquickung... Ich habe erfahren... Ich habe gehört... Mein werther Lord, ich habe die Ueberzeugung mitgebracht, daß eine verzweiflungsvolle That, ein Schritt von niemals wieder zu verbessernden Folgen nie zu spät gethan wird, daß jede Minute Verschub Gewinn ist und eine Secunde Uebereilung mehr als den Werth von Königreichen leichtfertig wegwirft... Es können Fälle eintreten, daß der Stoß eines Dolches, der Blitz eines Gewehres um die Zeit eines Pulsschlages zu früh ein Bewußtsein auslöscht, für welches sich eben die ganze Fülle längst ersehnter Freuden bräutlich rüstet..."

„Möglich, möglich", sagte Lord Donelson in Gedanken.

„O still! Genug davon!" fuhr der Doctor fort. „Noch weiß ich nicht, wie sich die Wahrheit solcher Meinungen an mir selber bewähren wird — aber Zeichen, unerwartete Wandlungen, Entdeckungen, Bekenntnisse haben sich eingefunden, die, wenn nicht Alles in diesem Leben ohne Halt ist, darauf schließen lassen, daß ich binnen wenigen Stunden dort angekommen sein werde, wo alle meine Sehnsucht, meine Wünsche seit Jahren angelangen wollten."

„Sie haben Nachrichten von der Tochter jener Dame..."

„Sie hat den Angelobten ausgeschlagen... Boten der Mutter und der Tochter tragen eben mit fliegender Eile ihre Entschließungen, ihre Verständigungen hin und wieder... O, mein werther Lord... Morgen, morgen... In welchem Paradiese könnte morgen meine Seele an das Ufer steigen!.."

„Hoffen wir das Beste“, erwiderte Lord Donelson; „für jeden Fall haben Sie Ihre übereilte Reise aufgegeben.“

41.

Der Doctor hatte den Lord reisefertig getroffen, er erinnerte ihn daran. Lord Donelson schützte einen weitern Ausflug vor, indem er ein besonderes Bedürfniß fühle, sich in freier Luft zu ergehen; dabei lehnte er die Begleitung des Doctors unter dem Vorwande ab, daß dieser nach so anstrengender Wanderung gewiß weder Lust noch Kraft zu einem zweiten Ausfluge spüren werde. Der Doctor kannte den eigentlichen Zweck des Ausfluges gar wohl, er ließ aber nichts merken und erklärte nur, daß er allerdings der Ruhe bedürfe. Lord Donelson ging, der Doctor sah ihm lächelnd und in Gedanken nach. Nicht weit von der Ruine erwartete der geheimnißvolle Mann des Bundes den Lord und diente ihm als Führer über das Gebirg. Sie hatten beschwerliche Wege zu wandern, bald von kaum überwindlicher Steilheit, bald von so unsicherer oder rauher Unterlage, daß nur mit größter Achtsamkeit und Anstrengung darüber hinzukommen war. Lord Donelson hielt zu wiederholten malen an, um wieder zu Athem zu kommen. Aber weit entfernt, des beschwerlichen Wanderns bald überdrüssig zu sein, schien ihm jede neue Anstrengung vielmehr eine frische Aufmunterung zu werden, seine in melancholischer Bequemlichkeit verzärtelte Kraft einmal ernsthaft zu versuchen. Die gute Wirkung blieb nicht aus. Lord Donelson's Wangen glühten und seine Augen leuchteten. Er mußte oft den Hut abnehmen, um sich den Schweiß zu trocknen; dabei scherzte er ein mal nicht ohne Humor über eine Himmelfahrt in San-

delschuhen und Muschelhut, sofern sie über Gebirg und Wolkenstege führte. Ein anderes mal betrachtete er mit Lächeln seine Füße, die sozusagen ohne lautgewordenen Befehl ins Ausgreifen kamen und ohne zu verschnaufen rastlos weiter strebten. „Sie sind Sklaven von rührender Folgsamkeit", sagte er, „der leiseste Wink des Willens setzt sie in Bewegung, wir mögen dann lächeln oder scherzen über ihre gedankenlose Geschäftigkeit, wir mögen ihrer vergessen oder ihrer nicht mehr achten; sie hasten vorwärts und protestiren nicht eher gegen unmenschliche Anstrengung bis sie zusammenbrechen. Sie haben auch ihren Humor. Bei dem Einen fingiren sie ein ewiges Duell auf krumme Säbel, bei dem Andern leben nur die Knie in guter Nachbarschaft und die Sohlen gehen sehr entfernte Wege, bei einem Dritten haben die Fußspitzen sich fort und fort Geheimnisse ins Ohr zu sagen. Wenn sie auf Wanderungen auch noch so todtmüde sind, so geben sie sich doch zufrieden, wenn sie sich ruhig unter den Tisch legen dürfen; sehr fatal werden sie nur, wenn sie entschlafen, und schmerzlich gekränkt werden sie nur, wenn man sie mit Disteln an ihre Eselsnatur erinnert." In solcher Stimmung erreichten beide Wanderer endlich das Ziel ihres Weges. Es war eine Art Alphütte, die zwischen alten Buchen und Felstrümmern höchst malerisch dastand. Als Beide an die Hütte traten, sahen sie einen Burschen von merkwürdigem Aussehen vor der Thüre auf einer Bank sitzen. Sein Gesicht war bleich und von ergreifend schmerzlichem Ausdruck, sein Auge blickte starr auf die Büchse nieder, die er, obwol sie schon aufs reinste glänzte, doch immer noch eifrig rieb und reinigte. Er war als Jägerbursch gekleidet. Während Lord Donelson und sein Begleiter ihn noch stillschweigend betrachteten, ließ er plötzlich den Kolben sinken, spannte den Hahn, richtete die

Mündung des Laufes gegen seine Stirn, starrte eine Weile hinein und drückte dann los; dieses wiederholte und trieb er eine gute Weile. Lord Donelson machte eine Bewegung, um den Burschen von einer so grauenvollen That zurückzuhalten, aber sein Begleiter trat dazwischen und sagte:

„Nicht doch, Mylord, das Gewehr ist nicht geladen, das ist täglich so das Ende seiner Beschäftigung mit der Waffe, die er in der Neujahrsnacht gegen sich kehren will, um in das Haidegrab zu kommen. Man muß ihn gewähren lassen, so lange es gefahrlos geschehen kann.“

„Seltsam, seltsam“, sagte Lord Donelson mit einem langen Blicke der Betrachtung auf den Burschen: „Welche verschiedene Gestalt nimmt das Unglück an bei den verschiedenen Menschen!“

Sie traten, von dem Burschen unbemerkt, in die Hütte. Sie trafen die bekümmerte Mutter des Burschen. Sie erschrak beim Anblicke des majestätischen Fremden, fing aber zu weinen an, als sie dessen Begleiter sah und erkannte.

„Da habet Ihr ihn grade sehen können“, sagte sie zu diesem; „da wird keine Hülf' nicht helfen, das liegt jetzt nur in Gottes Hand.“ Sie bat, man möchte in ihrem geringen Hause Platz nehmen, und auf Lord Donelson's Frage erzählte sie den ganz einfachen Hergang der Gemüthsverdüsterung ihres Sohnes. Er liebte die Tochter eines hartgesottenen wohlhabenden Mannes, die Tochter liebte ihn; aber die Armuth des Burschen lag zwischen Beiden wie ein himmelhohes Gebirge, und sie sollten einander nie erhalten. Wie das so geht, war zuerst Feuer im Dach, dann Trübsinn im Gemüth, dann brütende Unthätigkeit im Dienst des Herrn; der Bursch lief heim zur Mutter, und da er von dem Haidegrab gehört hatte, so rüstete er nun sein

Gewehr aufs beste, um es in der Neujahrsnacht zu gebrauchen, sich den Trübsinn aus dem Kopf zu jagen.

Während die Mutter noch sprach, hatte Lord Donelson eine Rolle Geld auf den Tisch gelegt und sagte jetzt: „Mutter Reiger, ich glaube, Euerm Sohne ist auch von Menschenhänden noch zu helfen. Laßt uns Das versuchen. Hier ist etwas Geld und mein Begleiter wird Euch hinbegleiten zu dem Manne, der Euerm Burschen wegen seiner Armuth das Kind versagt. Sagt dem Manne nun, Geld sei angekommen, nur bitt' ich drum, daß Ihr nicht sagt von wem; dann zeigt und zählt ihm vor, was Ihr da bringt, und seht einmal, wie sehr Das seine Wirkung thut. Mein Begleiter wird mir Nachricht davon bringen, und wenn ich Euerm Leide abgeholfen habe, so will ich es mit Freuden hören. Lebt wohl. O laßt den Dank und dankt, wenn Ihr den Sohn aus seinem Trübsinn losgewunden habt." Er kehrte sich zu seinem Begleiter und sagte: „Wir sehen uns übermorgen; Ihr wißt, wohin Ihr mich zu führen habt; lebt wohl, den Weg zurück will ich allein finden."

Die Mutter stand noch stumm vor Ueberraschung und Freude da, als Lord Donelson bereits hinausgeschritten und in Wald und Nebel verschwunden war. Sein Rückweg führte ihn über die Gräberhaide. Da bemerkte er aus dem Walde tretend, daß am verhängnißvollen Gräberhügel zwei Männer mit Hacke und Schaufel lebhaft beschäftigt waren, das aufgeworfene Grab wieder auszufüllen. Er trat hinzu und erkannte seine zwei Diener John und Robert, welche diese Arbeit verrichteten. Auf seine Frage, wer sie dies geheißen, erwiderten sie: Der Doctor. Lord Donelson lächelte und sagte: „Dann macht Euere Arbeit gut, denn ich wünsche, daß der Doctor mit Euerer Arbeit wohl zufrieden sei." Die Diener schaufelten fröhlich weiter und

sangen „von Albions kreideweißem Strande" heimatliche Lieder; Lord Donelson ging der Schloßruine zu. Hier entdeckte er an dem Thorpfeiler einen angeklebten Zettel, worauf die Worte standen: „Der Bund an Doctor Palmer: Sie erscheinen nicht mehr. Ihre That bezeugt Ihre Reue. Das Grab wird geschlossen. Ihr Vorsatz ist gestorben." Heiter bei dem Gedanken, welche Wirkung dieser geheimnißvolle Ruf auf den Doctor machen würde, verfiel der Lord doch bald wieder in seine tiefe Besorgniß vor der Blitzesschnelle seiner Gegnerin, wenn es gilt, ihrem Feinde entgegenzuwirken. Er besserte noch hie und da an seinem Plane, der ihm die Gegnerin unschädlich machen sollte. Es neigte gegen Abend; der Doctor war wieder fort. Der Diener Georg erzählte, wie es der Doctor vor Unruhe nicht lange in der Ruine ausgehalten hätte, wie er endlich ein Gewehr genommen habe und fortgestürmt sei mit den Worten: er wolle jagen und dann zum Gutsbesitzer hinüber, wo er wahrscheinlich über Nacht bleiben werde. So geschah es auch. Am nächsten Morgen war der Doctor noch nicht zurück und auch keine weitere Nachricht von ihm herübergekommen. Lord Donelson fand sich in großer Spannung, ob und wie sich des Doctors Schicksal entschieden habe, und konnte nicht umhin, seinen John gegen Mittag zum Doctor mit einer behutsamen Nachfrage zu senden. John kam spät Nachmittags erst zurück. Er brachte einen beispiellos verwirrten, vor Heiterkeit ganz tollen Bericht mit, denn er hatte sich das liebenswürdigste Potztausendräuschchen getrunken, das man auf Meilen bei einer Faschingsfreude finden kann. Seine Erzählung, daß es im Schlosse Jeneveldt's ein Rennen und Treiben, ein Freuen und Jubeln ohne Gleichen sei, begann er damit, daß er eine Weile wankend und mit selig schwimmenden Augen vor dem Lord stehen

blieb, den Mund, wie man sagt, zerrinnen ließ und plötzlich mit den Armen auseinanderfahrend rief:

„Alles göttlich! Alles betrunken! Alles Freund und Bruder!"

Lord Donelson konnte sich eines lauten Lachens nicht erwehren, als er seinen lieben, mäßigen, immer ernsten John in diesem originellen Zustande sah.

„Ei, das muß freilich ganz herrlich sein, lieber John", sagte er; „Alles Freund und Bruder! Alles betrunken! Was macht denn der Doctor bei diesem göttlichen Durcheinander? Hast du ihn gesehen und mit ihm geredet? Wen hat denn er zum Bruder? Ist auch er betrunken? Warum geht es denn so her im Schloß des Gutsbesitzers?"

John starrte plötzlich verlegen trübselig dem Lord ins Gesicht und machte eine Bewegung mit der Hand vor der Stirn wie Einer, der andeuten will, daß ihm Etwas zu flüchtig durch den Kopf gefahren sei. Das Bewußtsein nämlich, vor seinem Herrn zu stehen, hatte ihn einen Augenblick ernst gemacht, und die vielen auf einmal gestellten Fragen hatten ihn keine behalten lassen. Doch siegte gleich darauf das schwelgende Herz des Burschen wieder. Er sprach, lachte, riß Witze, sagte hie und da ein Wort, welches auf die Art der Fröhlichkeit im Schlosse schließen ließ, und selbst über den Doctor wurde Manches klar, von dem es einmal hieß: er lasse den Aermel von dem schönen Fräulein nicht mehr los. Lord Donelson läutete. Georg trat herein.

„Sorge, daß John seine Freude ein wenig verschläft", sagte er zu diesem; aber John hatte sich bereits in den Lehnstuhl seines Herrn niedergesetzt und lallte in Schlummer versinkend: „Lordschaft, Lordschaft, sag du zu mir... Kein Kopfhänger mehr... Wir müssen auch noch Brüder

werden.“ Lord Donelson winkte lächelnd, Georg möge den Burschen nun doch ruhen lassen, wo er ruhe, damit er erwachend selber sehe, wie fein er sich betragen habe.

So viel schien gewiß: die Sache des Doctors mußte glücklich stehen. Ein Eilbote, der bald nach John in die Schloßruine ritt, bestätigte Lord Donelson's Vermuthung vollkommen. Er brachte folgende Zeilen vom Doctor mit:

„Mylord, zu spät und mit Schrecken erfahre ich eben, daß John vor seinem Abgang von hier zu viel getrunken habe. Der Bote, den ich nachsende, wird wol schwerlich mehr verhindern können, daß nicht John bereits, ohne meine Zeilen abzugeben, einen Bericht erstattet hat, von dem Sie unangenehm genug berührt werden könnten. O, theuerster Mylord, mein Glück ist ohne Maß. Ich lebe seit einigen Stunden wie ein Träumender. Sie ist hier. Sie! Nicht bloß ein Brief, eine Antwort, von ihr. Sie hat dem Baron ihre Hand versagt, um sie mir zu reichen oder ungepaart mit sich ins Grab zu nehmen. Legen Sie es als eine verzeihliche Menschlichkeit aus, daß ich in meiner ersten Freude vergaß, Ihnen von meinem Glücke Nachricht zu geben. Ich hoffe Sie heute noch zu sehen, um Ihnen mündlich und ruhiger von meinem Glücke ein Weiteres zu sagen. Die Ankunft des Fräuleins hat Anlaß gegeben, hier ein höchst fröhliches Fest zu improvisiren. Hätte ich voraussetzen dürfen, daß Sie sich entschließen könnten, daran Theil zu nehmen, wie wären Sie von Allen herzlichst willkommen gewesen! Sie hätten gesehen, wie selbst bei unserer Gemüthskranken, bei der die Mutterfreude auf Augenblicke vollständig Siegerin war, über ihre Schwermuth, die Festlichkeit den reinsten Anklang fand! Aber Sie lieben die Einsamkeit zu sehr, und das habe ich niemals mehr als heute bedauern müssen. Auf baldiges Wiedersehen!..“

42.

Die stürmische Heftigkeit der Freude wie des Schmerzes eines Andern kann nie verfehlen, in gewisser Weise auf uns einzuwirken. Wir sind ergriffen, aufgeregt, unsere Einbildungskraft ist mächtig bemüht, den fremden Schmerz, die fremde Freude lebhaft aufzufassen und eigene ähnliche Erlebnisse im Gemüthe wachzurufen. Eine seltsame Unruhe bewegte den Lord in diesem Augenblicke. Stürmischer vielleicht als der Doctor jetzt hatte er einst das Ziel seiner brennendsten Wünsche, seine Verlobung mit der schönen Miß Anna Lindsey durchgesetzt, und dieser Erinnerung entwand sich der Trübsinn seines Herzens jetzt vergebens. Er ging lebhaft auf und nieder. Er hörte den Jubel der Menschen und Instrumente jener wonnevollen Stunden wieder; eine freudige Lebendigkeit übermannte ihn für einige Secunden, doch bald hatte er wieder das Gefühl eines Menschen, der auf schmalem Brette stehend einsam auf den Meereswogen treibt; der einzige und beste Freund, den ihm eine gleichartige Stimmung bisher so treulich an der Seite hielt, der Doctor, war jetzt so viel als verloren für ihn, die Freude hatte ihn von seiner Seite gerissen, es war vorauszusehen, daß sie ihn auch ganz gefangen halten werde. Lord Donelson fühlte sich einsam.

„Wie es einem Sterbenden geziemt", sprach er mit stiller Schwermuth vor sich hin und trat ans Fenster.

Da erschrak er plötzlich heftig, es lief ihm eisig durch die Glieder. Sein Blick war auf die Gräberhaide gefallen, und da die leicht nebelnde Luft die fernen Dinge nicht klar genug erscheinen ließ, so glaubte Lord Donelson den weißschimmernden Gegenstand, der sich gegen den verhängniß-len Gräberhügel hin bewegte, für jene geheimnißvolle

Gegnerin halten zu müssen, welche er schon einmal da gesehen hatte und welche ihm so viele ruhelose Stunden machte.

Unwillkürlich griff er nach Hut und Mantel und eilte fort aus der Ruine, der Gräberhaide zu.

Dort überzeugte er sich bald, daß er sich getäuscht; die weiße Erscheinung, welche jetzt beim Gräberhügel angelangt war, war kein menschliches Wesen, sondern ein weißer Leichenstein, welchen auf einem Wägelchen ein Pferd herangezogen hatte. Mehre Männer folgten.

Als Lord Donelson dem Gräberhügel so nahe gekommen war, daß er deutlich sehen konnte, was da vorging, da hatten jene Männer den Grabstein mit bewundernswerther Fertigkeit bereits vom Wägelchen genommen und auf dem Gräberhügel festgepflanzt. Auf dem Grabstein stand die Inschrift:

Hier ruhet nun ein düsterer Geselle,
Arg von Gemüth, gefährlich von Gedanken;
Ein Bursch, den lebend weder Tageshelle
Noch höh're Pflicht bewogen hat zu wanken
In Dem, was mächtig sein Gemüth beschloß.
Längst holte er zu einem Mörderstoß
Die Hand aus, um dem besten Freund das Messer,
Das blankgeschliffne, in das Herz zu stechen,
Und zaudert' er, geschah's nur, um so besser
Nach Zeit und Ort ins Heiligthum zu brechen.
Hier ruht er nun. Der Freund, der ihn genährt,
Erzogen hat und leider auch bewehrt,
Der sorglich mit ihm schlief in einem Bette,
Der mit ihm reiste, mit ihm Alles theilte,
Sein Herzblut selbst für ihn gegeben hätte:
Der Freund erkannte nun, was ihn ereilte,

Wenn er den Feind noch länger leben ließ.
Und heute war's, daß er ins Herz ihm stieß
Denselben Dolch, durch den er sterben sollte.
Wollt ihr die Namen von den Beiden wissen:
Des Burschen, der den Freund ermorden wollte,
Des Freunds, der sich die Schlange aus der Brust gerissen?
Ach — Selbstmord wird der erstere genannt,
Ein Doctor ist es, der ihn übermannt.
Erleichtert und erlöst durch dieses Leben
Wird nun des Doctors muntre Seele eilen,
Da er das Opfer diesem Grab gegeben;
Du aber, Wanderer, wolle hier verweilen
Die Ruhe gönnend Jenem, der hier ruht,
Und preisend seines Ueberwinders Muth.

Es fielen Schüsse im nahen Walde. Hörner tönten. Ein Jagdzug brach unter fröhlichem Lärmen aus dem Wald auf die Haide hervor. Jeneveldt und der Doctor waren an der Spitze des Zuges; sie näherten sich dem Haidegrabe.

43.

In einem Menschen gehen oft die gewaltigsten Erschütterungen vor sich, ohne daß in seinem Aeußern die Wirkung anders sichtbar würde als daß die Stirne marmorbleich, die Wange ohne Leben, das Auge glanzlos ist und die ganze Gestalt wie angewurzelt eine Weile an derselben Stelle haftet. Schreck, Verzweiflung, Zorn und Leidenschaften jedes Namens haben dies schon oft gezeigt, und während innen Alles schütterte vom Wüthen einer schrankenlosen Umwälzung, schienen die Grundvesten des Körpers unberührt und ruhiger als je. So jetzt bei unserm Lord.

Die gewaltigste Empörung seiner Seele löste innen alle Ordnung auf, es riß an seinem Herzen mit der Wuth der tollsten Leidenschaft, es wühlte darin mit der Raserei der Verzweiflung — als hätte man ihm sein halbes Wesen losgetrennt, seine schönste Hoffnung geraubt, eine Krone vom Haupt gerissen, die Gruppe seiner glücklichsten Gedanken, um derentwillen ihm das Leben eine Weile noch von Werth war, mit schonungsloser Hand entführt und hier verscharrt, so fühlte er sich zerrissen und zertheilt, begraben halb und halb am Leben, in einen Abgrund gestürzt den einen Theil der Seele und mit harter Faust den andern Theil vom Sturz zurückgehalten: und dennoch stand er da mit einer Stirn so weiß und ruhig wie von Marmor, die Wange ohne Leben, das Auge glanzlos und den Körper ohne Wanken sicher aufrecht haltend. Der Jagdzug hatte ihn gegrüßt, Jeneveldt ihm die Hand gereicht und der Doctor ihn umarmt, er wehrte seinen innern Stürmen nicht und blieb nach außen ruhig. Halb nur hörte er, was der Doctor sprach.

„Willkommen, verehrtester Mylord", sagte der Doctor mit freudiger Rührung, „willkommen an dieser Stelle, wo ich meiner innern Erlösung ein sichtbares Denkmal gesetzt habe. Ich bin frei; hier liegt mein Leid begraben. Aber meiner Erlösung nicht allein habe ich dieses Denkmal gesetzt, ich habe eine Pflicht gegen meine Heimat und einen Act meiner Kunst gegen die Seelenkranke, deren Behandlung mir anvertraut war, damit begehen wollen. Lange war dieser Grabeshügel die Angst, der Schrecken, die Verwirrung meiner Heimat; nun hat er sein verkündetes Opfer, der Alp der Sorge wird von meiner Heimat weichen. Immer noch würde die Seelenkranke, die Mutter meiner Verlobten, dieses Grab für ihr Geschick vorhanden wähnen, sähe sie kein sichtbares Zeichen, daß die Prophezeiung wört-

lich nun erfüllt sei: die wunderbarste Leiche ruht in diesem Grabe, und ihre Schwermuth wird nicht ferner mehr in diese Erde niederstreben. Und so hoffe ich, daß meine Erlösung der Anfang zur Erlösung manches Gemüths werde, welches dies Grab zum Ziele hatte. Verehrtester Mylord! Freude und Leben rauscht und treibt um mich seit vielen Stunden. Niemand, der mir nahe steht, schließt sich aus. Verfehle ich eine Bitte, wenn ich Sie zum Anschluß an diesen Jagdzug dränge, wenn ich nicht ablasse, Sie zum Theilnehmer meines Glücks zu überreden? Die allgemeine Freude wird verdoppelt durch Ihre werthe Gegenwart!"

Lord Donelson stand immer noch unbeweglich. Er gab keine Antwort. Er hatte bereits ein Gewehr in der Hand, ja er schritt mit dem jubelnden Jagdzug weiter, ohne seine Miene zu verändern.

Aber nicht für die Dauer widersteht das Aeußere des Menschen dem Andrang innerer Stürme. Auch der Körper wird nach und nach das Spiel derselben Stürme, die kurz zuvor in dem Gemüthe wühlten und rissen. Es folgte eine Jagd, die an rastlosem Toben durch das Gebirg ihres Gleichen suchte, und Lord Donelson war nicht der besonnendste der Jäger. Seine wilde Heftigkeit riß ihn gegen Abend ganz vom Jagdzug los, und spät in der Nacht erst gelang es ihm, das Schloß des Gutsbesitzers zu erreichen. Er war nicht zu bewegen, noch zu Bett zu gehen, im vollen Anzug ließ er sich in einen Armstuhl nieder, wo er denn bald in tiefen Schlummer fiel.

44.

Kaum war Das geschehen, als die Thüre sachte aufging und die schweren Vorhänge an derselben geräuschlos

auseinandergezogen wurden. Eine Gruppe Menschen trat feierlich, bewegt, ergriffen herein und dem Schlummernden nah und näher.

„Er ist's!" sagte eine schöne wundervolle Dame, Lady Donelson, mit leiser schluchzender Stimme: „Die Züge seh ich wieder, die mein Seelenauge treu behielt, mein leiblich Auge so lange entbehren mußte! .. O, schwer hat sich an ihnen sein Leid vergangen! .. O, mein Gatte, daß ich dich nicht wecken, nicht bei Namen rufen darf! Daß ich dir ins offene Auge sehen, deine Stimme hören könnte! .. Wehe mir, daß ich dich so nahe sehen und deinen Geist wie durch Berge und Meere getrennt muß wissen! .."

Thränen liefen über ihre Wangen, sie drückte sich die gefaltenen Hände vor die Augen und neigte sich über das Haupt des Schlummernden, während stille weinend eine junge Dame, Angelika Donelson, deren wunderholde Schönheit uns schon einmal flüchtig erschienen ist, vor dem Schlummernden kniete und auf dessen Hand die zärtlichsten Lippen drückte.

Hinter ihnen stand der Doctor Palmer in feierlicher Haltung, neben ihm der Gutsbesitzer Jeneveldt.

Eine Pause der tiefsten rührendsten Stille folgte. Das Schluchzen der Mutter, die fallenden Thränen der Tochter und das sanfte Athmen des Schlummernden, der wie in Andacht zu horchen und mit dem Auge des Geistes zuzusehen schien, waren die einzigen Laute während dieser Stille; worauf Lady Donelson vom Schlummernden zurücktrat und sagte:

„Laßt uns seinen Schlummer nicht stören, diesen Balsam nicht von den Wunden seines Herzens nehmen, den ihm die Natur allein noch gönnt von aller Fülle ihrer milden Mittel... O, dauere dieser tiefe balsamische Schlummer!

Verdopple diese Nacht ihre Stunden!.. Gnädiger Himmel, welche Uebel werden nöthig, um ein einziges Uebel, die Schwermuth eines Herzens zu vertreiben! Ich denke nur mit Pein an die Wege, die er binnen wenigen Stunden, in finsterer Nacht und ohne Rast zurückgelegt hat!.. Und welche Wege wird er noch zu eilen haben!.. Nichts könnte mich bewegen es zu dulden, als die Hoffnung, daß es unerlaßlich sei für sein Genesen!..“ Unter den lebhaftesten Gefühlen entfernte man sich hierauf, nachdem Lady Donelson und ihr Kind an der Thüre nach dem Schlummernden noch oft zurückgesehen hatten.

45.

Lord Donelson erwachte am nächsten Morgen mit wunderbaren Gefühlen. Trotz der heftigsten Körper- und Seelenerschütterungen fühlte er sich keineswegs gebrochen, vielmehr in allen Gliedern frisch und gestärkt. Sein erster Gedanke war die geheimnißvolle Gegnerin. Welche Wirkung mochte die abenteuerliche Erfüllung der Prophezeiung auf sie machen? Bestand sie noch darauf, sich als Opfer jenes Haidegrabes zu betrachten, nachdem das Grab sein Monument und dieses seine Grabschrift hatte? Oder sollte die Gegnerin Seelenstärke genug besitzen, sich über das zufällige Abenteuer mit dem Grabsteine hinwegzusetzen? Diese Seelenstärke zu erringen, mühte sich Lord Donelson seinerseits lebhaft ab. Ueber den Gemüthszustand der Gegnerin hoffte er heute noch volle Aufklärung zu erhalten. Er hatte eine weitere Wanderung vor, die er trotz mancher Versuche Jeneveldt's und des Doctors, ihn im Schlosse für heute zurückzuhalten, bald nach dem Frühstücke antrat.

Lord Donelson sollte nämlich heute zum ersten male den Obern des geheimen Bundes sprechen und von ihm über die Gegnerin vertrauliche Mittheilungen erhalten.

Etwa eine halbe Stunde Weges vom Schlosse Jeneveldt's steht an einem Waldsaume eine einsame Schänke, hier wollte ihn der bekannte Vertraute des Bundes erwarten und ihm als Wegweiser dienen.

Schon hatte Lord Donelson diesen Weg zurückgelegt und wollte sich eben der Schänke nähern, als er einen Mann in Volkstracht und aus einer Pfeife lebhaft rauchend vor sich hergehen und in die Schänke treten sah; die Rauchwolken flogen qualmend über seine Schultern zurück.

Kaum war der Mann in die Schänke getreten, als drinnen ein Schreien und Lärmen sonderbarer Art entstand, Stühle und Tische umfielen und eine Schar Wirthshausgäste mit Entsetzen durch Thüre und Fenster herausstob. Lord Donelson sah zuletzt auch, obwol ohne Zeichen des Schreckens, seinen Wegweiser heraustreten.

„Was gibt es da?" fragte der Lord mit Erstaunen.

„Ein kleines Wunder", erwiderte der Gefragte mit Lächeln: „Ein Todter ist auferstanden und ist den Leuten eben unerwartet erschienen. Man kann es nicht ganz ruhig ansehen, wie der verstorbene Arauer, der von dem Haidegrabe die Prophezeiung vorhergesagt hat, wieder unter den Lebenden wandelt, nachdem er doch augenscheinlich begraben worden ist. Da ist er eben leibhaftig hineingetreten und Alles ist mit heillosem Schrecken davon. Drinnen sitzt er noch."

Lord Donelson warf einen ernsten Blick auf den Redner und sagte: „Was soll dies bedeuten?"

Der Gefragte erwiderte mit leichtem Achselzucken: „Die Aufklärung muß meinem Obern überlassen bleiben."

„Aber der Mann da drinnen?..“

„Es ist der prophetische Arauer wirklich.“

Mit heftiger Bewegung machte Lord Donelson einige Schritte gegen die Schänke und sagte: „Dann will ich hinter diese mehr als zweideutigen Spiegelfechtereien kommen!“

Der Begleiter erwiderte ruhig und mit Lächeln: „Spiegelfechtereien, die einer gewissen seelenkranken Dame gewaltig zu schaffen machen werden.“

Der Lord besann sich und hielt inne: „Also ihretwillen erleben wir so manches Wunder dieser Gegend? Nun, was ist Euch erlaubt, mir noch Weiteres davon zu sagen?“

Der Gefragte erwiderte: „Mein Oberer wird volle Auskunft geben.“

Nach einigem Zaudern wollte Lord Donelson wenigstens den graberstandenen Wundermann von Angesicht zu Angesicht erblicken und trat an die offene Thüre der Schänkstube. Drinnen an einem Tische saß nun Arauer unbeweglich und in Zwischenräumen stiegen bläuliche Wolken mit seltsamer Gleichförmigkeit aus dem Rohre seiner Pfeife; über seinem Gesichte lag eine düstere Ruhe ausgebreitet und um seinen Mund spielte ein schwermüthiges Lächeln. Lord Donelson erwehrte sich kaum eines unheimlichen Gefühls.

„Seid Ihr der Arauer, den man vor einiger Zeit begraben hat?“ fragte er.

Der Arauer nickte leise.

Lord Donelson fragte weiter: „Habt Ihr die merkwürdige Prophezeiung von dem Haidegrabe wirklich vorhergesagt, wie man sie erzählt?“

Der Arauer nickte leise.

„Wer hat Euch das Alles geheißen? Warum habt

Ihr das Alles gethan? Wollt und dürft Ihr mir das Alles sagen?" fragte der Lord weiter.

Der Arauer schüttelte leise den Kopf und sagte: „Der Obere weiß es und wird es besser sagen."

Mit wunderbarer Bewegung des Gemüths sah Lord Donelson den Mann noch eine Weile an, dann ging er mit seinem Begleiter weiter, bestieg im nächsten Dorfe ein bereitstehendes Wägelchen und setzte so den Weg zu dem Haupte des geheimnißvollen Bundes fort.

Nach einer Fahrt von zwei Stunden erreichten sie ein Dorf von außergewöhnlicher Behäbigkeit. An der Stellung, Bauart und Jugend der Häuser sah man, daß hier seit nicht gar langer Zeit lebhafte Verwandlungen vor sich gegangen sein mußten, und das Auge suchte unwillkürlich den höher waltenden Geist des Ortes in dem schönen schweizerartigen Hause, das gleich am Eingang des Dorfes liegt. Vor diesem Hause war es auch, wo Lord Donelson halten ließ und mit seinem Begleiter ausstieg. Sie gingen hinein und wurden im obern Stockwerke in einer äußerst einfachen und reinlichen Stube von einem Manne empfangen, dessen Aeußeres auf eine seltene Weise bei dem ersten Blicke für sich einnahm. Während seine volksthümliche Tracht mit grauer Steirerjacke die Einfachheit seiner Sitten andeutete, sprach aus seinem Angesichte alle Würde und Milde eines gebildeten Geistes. Er empfing den angekommenen Gast mit ernster Freundlichkeit. Lord Donelson schien es mit Beifall zu bemerken, daß der würdige Herr des Hauses bald auf Das zu sprechen kam, weshalb er sich hier eingefunden hatte. So erfuhr er denn Folgendes.

46.

„Ich muß vor Allem erwähnen", begann der Herr des Hauses, „daß ich weder der Gründer dieses Bundes bin, von dem ich Ihnen Näheres zu sagen habe, noch daß ich je zuvor um irgend eines Zweckes willen den Bund geleitet habe. Besondere Umstände haben es veranlaßt, daß ich gegenwärtig die Hand in einem Spiele habe, welches nicht von mir ausgegangen ist, wol aber durch meine Vermittelung gewonnen werden soll, vielleicht schon gewonnen ist. Mylord, wenn ich sage: dieser bunte Aufwand von Menschen und Mitteln und Wachsamkeit, den Sie gesehen und errathen haben, sei in Anwendung gekommen blos um ein betrübtes Menschenherz von düsterm Todestrachten abzuwenden und einer holden Neigung zum Leben wieder zu gewinnen, so soll damit nicht gesagt sein, daß der ganze Bund dieses einen humanen Zweckes wegen errichtet worden sei. Der Bund ist älter als dieser Fall, allgemeiner wirkend als auf diesen einzelnen Zweck, er ist das Werk der edelsten Schwärmerei, der umfassendsten Menschenliebe, des idealsten Strebens, Menschen zu verbessern und zu beglücken. Aber gerade diese erhabene Natur des Zweckes war es, ich muß es nur gleich erwähnen, wodurch der Bund, vor Jahren errichtet, seit Jahren auch verfallen ist; was Sie seit Ihrer Anwesenheit in dieser Gegend gesehen haben, ist weiter Nichts gewesen als die Wiederbelebung eines erstorbenen Organismus, um einen vorübergehenden Zweck zu erreichen. Der Deutsche ist Idealist und von der innersten Natur seines Wesens stets mehr als jede andere Nation gedrängt, höhere, ja die höchsten Aufgaben der geistigen Welt zu erfassen und mit dem Leben zu vereinbaren; daher es auch der Deutsche ist, der sich leichter als

irgend Jemand in der Höhe oder Tiefe seiner Bestrebungen verliert... Es ist etwa zehn Jahre her, daß sich mehre junge Männer dieser Gegend, erfüllt von den besten Ideen der Philosophie, glühend von dem Schwärmereifer der Jugend, zum Theil auch durch äußere Verhältnisse begünstigt, zusammenthaten, um ausfindig zu machen, wie dem Volke auf die wirksamste Art fruchtbare Ideen beizubringen wären, welche ihre Einsicht erleuchten und ihrem Wohlstande förderlich werden könnten. Denn der Polizeistaat thut nicht nur Nichts für die wahre Erziehung des Volks, er hindert vielmehr geradezu die natürliche kräftige Entwickelung des Volksthums. Das Volk ist daher in seinem geistigen Gesichtskreise sehr beschränkt, gegen die Aufnahme alles Neuen widerwärtig, mistrauisch geworden, und die bloße trockene Belehrung vermag so viel als Nichts über dasselbe. Was war zu thun? Ein tiefes Verständniß des Volkswesens führte jene jungen Männer auf wirksamere Mittel, welche im Leben, Denken und Fühlen des Volks selbst ihre Quelle hatten. Ist Jemand im Stande, dem Volke Etwas in seinen gewohnten Formen zu bieten, so wird er mindestens den widerstrebenden Argwohn beseitigen und so einen Schritt zum Herzen desselben näher haben; dem Wunderbaren, wenn es seinen volksthümlichen Anstrich behält, kommt das Volksgemüth von jeher gläubig entgegen. Diese zwei Umstände gaben unsern jugendlichen Reformatoren die ersten Fingerzeige und führten sie nach und nach dem Organismus eines Bundes zu, der wirklich eine Zeit lang tief in das Leben dieser Gegend eingriff. Die Form des neuen Bundes war leicht gefunden, denn sie war bereits vorhanden. Lange schon trieben allerlei heimliche Verbindungen in dieser Gegend ihr Wesen, die bedeutendste derselben hieß „Haberfeldtreiben" und galt für eine Art

heimliches Sittengericht, das in Altbaiern seit vielen Jahren eingebürgert sich hierher verpflanzt und bei den betrübenden Wirkungen des Polizeistaats mit großer Kraft belebt, namentlich gegen Beamten- und Pfaffenübermuth gerichtet wurde. Des Namens, der Form und der Mittel dieses Bundes suchten sich nun unsere jungen Reformatoren zu bemächtigen und es gelang auch; zugleich verschmolz man alle andern geheimen Bündnisse mit dem erweiterten Hauptbunde, sodaß die Lenker dieses, in kurzer Zeit mit einer Art Allwissenheit ausgestattet, den Herzschlag nicht nur jeder Familie, sondern beinahe jedes Menschen dieser Gegend kannten, denn ein jedes Haus zählte ein geheimes Bundesmitglied. Während nun die Lenker des neuen Bundes den volksthümlichen Zweck des alten auf geschickte Weise verfolgten und manches Gewissen Tag und Nacht in Sorgen erhielten, bildeten sie zugleich einen Bund im Bunde, der ihnen ihren eigentlichsten Zweck verfolgen half. Es ist den Gebildeten durch ihre Erkenntniß der Zeit gegeben, daß sie vieles Kommende weit früher als das Volk vorherzusehen vermögen. Man setzte sich daher mit einer Art geborener Mystiker, die man unter dem Volke fast überall findet, in Verbindung, denen man die eigene Voraussicht eingab, wodurch man Wunder des Erfolgs übte. Hatte man so einem Volkspropheten nur erst Ansehn verschafft, so war er bald der Mund für manche Lehre und Wahrheit, die schwerlich sonst vom Volk ergriffen worden wäre. So wirkte man eine Zeit lang mächtig und heilsam auf das Herz des Volks, erlag aber endlich doch der Wuth des Polizeistaats und mancher Schwierigkeit, die aus dem allzuhohen Zwecke der schwärmerischen Lenker floß. Der weitere Bund löste sich auf, der engere blieb organisch aber ohne Wirksamkeit bestehen, und dieser ist es, welchen Sie

gegenwärtig ausnahmsweise wieder in Thätigkeit gesehen haben. Der Fall, um den sich's handelte, war dieser."

Lord Donelson hatte bisher etwas zerstreut zugehört, jetzt spannte sich seine ganze Aufmerksamkeit.

Der Erzählende fuhr fort: „Es ist etwa zwei Jahre her, als an einem kleinen deutschen Hofe der gefährliche Unterwühler alles gesunden Seelenlebens, der Pietismus, Boden faßte und sein Werk mit großem Eifer begann. Das Beispiel des Hofes blieb nicht ohne Wirkung; die Aristokratie, die höhere Beamtenwelt und die sogar gerne „mitfreuende und mitleidende" Bourgoisie beeilten sich, das fromme Bedürfniß in ihr Haus zu führen und es mit großer Sorgfalt zu pflegen. Vielen natürlich war es nur um den Schein, manchen um die „beseligenden" Principien nur obenhin zu thun; manche verfielen der frommen Wirksamkeit mit Leib und Seele. Zu diesen gehörte unter Andern auch die zweitgeborene Prinzessin des fürstlichen Hofes. Sie war von Natur nicht ohne heitern Sinn für das Leben bedacht, allein der Hang zum Mysticismus wiegte vor, und so verfiel sie einer gefährlichen Wirksamkeit der Kirche, die sie in den Irrgängen der Selbstquälerei so lange hin und wieder schleppte, bis ihre müde Seele glücklich einer bedenklichen Schwermuth verfiel. Der Hof war betrübt, die Priester thaten betrübt über diese „Schickung Gottes", die stets das Beste will; die Aerzte versuchten allein und gemeinsam ihre Kunst, half Alles nichts — die Prinzessin blieb schwermüthig. In der Residenz war vor kurzem erst ein junger Arzt bekannt geworden, der, als Hausarzt einer gräflichen Familie, kaum einen bescheidenen Anspruch auf die öffentliche Meinung machte; dieser betrachtete sich die wunderliche Wirksamkeit seiner Collegen bedauernd aus der Ferne und dachte: Wunden, die der Geist geschlagen, kann

der Geist nur heilen. Endlich aber wagte er es, den einflußreichsten und verständigsten Doctor des Hofes bei Seite zu nehmen und ihm vertrauliche Vorschläge zu machen. Diese stießen ihrer Abenteuerlichkeit halber auf entschiedene Hindernisse, schienen aber nach und nach immer annehmbarer, und als nun gar der bescheidene junge Doctor auf den Ruhm der Erfindung und des Erfolgs dieser Vorschläge verzichtete, so wurden sie endlich als probat erfunden und ausgeführt. Der Gemüthszustand der Prinzessin sollte sich aus einer allgemeinen Verdüsterung in eine bestimmte Traueridee verdichten und dem Arzte auf solche Weise faßbar und behandelbar werden. Die Prinzessin mußte reisen, und es geschah nicht ohne bedeutsame Absicht, daß man dabei die düstersten Wälder und Gebirge Deutschlands suchte. Die Gesellschaft, die Umgebung, die Unterhaltung, Alles war nach einem wohlbedachten Plan vorausgeordnet. Die Wirkung blieb nicht aus. Eines Tages bemerkten die Aerzte eine große Bewegung aller Seelenkräfte der Prinzessin, wie es wol geschehen mag, wenn in krankenden Gemüthern sich bestimmte Richtungen bereiten; nun war es Zeit, daß der Arzt der unbestimmten Krankheit ein bestimmtes und behandelbares Wesen unterlege. In Goslar am Harzgebirge war's, wo die wunderbaren Sagen mannichfacher Art zum Zweck des Augenblicks erfunden, auch noch ihre Wirkung thaten; auf einmal stand in dem Gemüthe der Prinzessin fest: sie müsse binnen halber Jahresfrist mit Tod abgehen, und das Schicksal würde ihr gewisse Zeichen über Ort und Stunde ihres Todes geben. Sie suchte alles Irdische von sich zu schütteln und in Resignation die Dinge, wie sie kommen wollten, zu erwarten. Von nun an war sie stets nur weiß gekleidet, zum Zeichen, daß ihre Erlösung nahe sei; die gleiche Farbe mußten ihre Damen tragen und

weiße Rosse wurden ihrem Wagen vorgespannt. In solchem Aufzug verließ man nun die Gegenden des Harz, um eine kaum noch aufzuweisende Irrfahrt hin und wieder anzutreten. Der Prinzessin Angesicht verklärte nun stets ein stilles Lächeln, das von jener festbestimmten Seelenabgeschlossenheit ein Zeugniß gab, welche zum Vorschein kommt, wenn der Mensch sich unbedingt nur einer herrschenden Idee hingibt, und in vermeintliches Geheimniß all sein Denken und Thun verschließend, sich nicht begriffen wähnt und wissen will. Während nun die Dienerschaft in voller Unkenntniß der Dinge willenlos und stille staunend Alles gehen ließ, wie es ging, nahmen die Aerzte den Schein desselben Getäuschtseins an, und setzten ihre Art, die Seelenkranke zu behandeln, wie früher fort, worüber sie der Prinzessin geheimnißvolles Lächeln wol ertragen durften, denn sie wußten, was sie thaten und was sie wollten. Erlauben Sie, Mylord, daß ich hier nur kurz und schlicht berichte, was nun kam. Man hatte gegen Ende des Oktober eines Vormittags auf der Fahrt dies große Waldgebirg erreicht und einen Bergkamm mit Beschwerden überschritten, als den Reisenden ein wunderbares Schauspiel vor die Augen trat. Vor ihnen lag ein düsteres Gebirgsthal, eingeschlossen rings von dunklen Tannenwäldern, und weithin über dieses Thal, das von Hügeln wie von Gräbern übersäet ist, ergoß sich eine wirre dumpfbrausende Menschenmenge, flüchtend wie es schien und doch zurückgehalten durch Das was sich ereignet hatte. Die Prinzessin ließ halten und schickte einen Diener ab, den Grund des Seltsamen zu hören. Einen Wundermann der Gegend war man im Begriffe zu begraben, der von seinem Leichenzug vorausverkündet hatte, daß man hier bei aller Fürsorg dennoch seinen Sarg verlieren werde, und trotz der besten Fürsorg war's denn so

geschehen. Entsetzen faßte und trieb die Menschen nun auf der Haide durcheinander, und als die Prinzessin sehr verwundert schien, erfuhr sie viel Absonderliches über den verstorbenen Wundermann, der unter Anderm auch behauptet hatte, daß die Hügel jener Haide bereits alle Gräber seien, bis auf einen, der in kurzer Zeit sein wunderbares Opfer auch erhalten werde. Dies Alles vernahm die Prinzessin stumm und erschüttert; denn für wen als für sie konnte das Haidegrab bestimmt sein? Sie erklärte den Aerzten ihre Absicht, in dieser Gegend einige Zeit verweilen zu wollen, ohne ihre Gründe anzugeben, und die Aerzte willigten gerne ein, denn das war es eben was sie wollten; deshalb eben hatten sie das ganze unheimliche Treiben mit den Prophezeiungen und das Schauspiel auf der Haide veranstalten lassen."

Lord Donelson machte eine Bewegung und sagte bestürzt: „Veranstalten lassen? Wie war das gemeint?"

Der Erzähler fuhr fort: „Nun ja. Der Sterbegedanke der Prinzessin war bisher mit Absicht genährt worden; nun war auch Ort und Zeit dafür bestimmt und das Wunderbare sollte seine Reize dazu leihen. Wenn es nun gelang, die Prinzessin einige Zeit mit Muße ihrem Lieblingsgedanken nachhängen, ihn auf jede Weise bis zur vollendetsten Vertrautheit auskosten zu lassen; wenn es gelang, ihre Eifersucht, mit der sie ihr Wundergrab bewachen ließ, so zu benutzen, daß ihre Aufmerksamkeit nach und nach getheilt, ihre Empfindungen nach und nach in allerlei lebhafte Verwickelungen getrieben wurden; wenn ihr Kampf um den Besitz des Grabes Zerstreuungen, Sorgen, Bemühungen, Thätigkeiten aller Art zur Folge haben mußte; und wenn endlich, nachdem der Besitz des Grabes gesichert und die Zeit der Erfüllung nahe kam, den Prophezeiungen

eine unerwartet enttäuschende Wendung gegeben, der Reiz des Wunderbaren ihnen entzogen wurde, und so der gehegte Sterbegedanke in dem enttäuschten und beschämten Gemüthe der Prinzessin nur noch als eine peinliche Mahnung an eine frühere Verirrung zurückblieb: dann war Aussicht da, mit diesem finstern Gedanken auch die Nebel der Schwermuth nach und nach zum Niederschlag zu bringen und freudigern Anschauungen und Bedürfnissen des Herzens Eingang zu verschaffen. Das war der Plan der Aerzte, und der Erfolg scheint glücklich eingetreten. Die Prinzessin hatte jenseit des Gebirges ihren Wohnsitz aufgeschlagen, die Nachricht, daß das Haidegrab schon oft Unglückliche zu Mordversuchen hingerissen habe, ließ sie nicht ruhen noch rasten; sie erfuhr von dem geheimnißvollen Bund der Gegend, der als Sittengericht in neuester Zeit wieder regsam geworden war, sie wollte ihn als Seelenpolizei sogleich in Dienste nehmen, um das Unglück dieser Gegend auszuforschen und vor Selbstvernichtung zu bewahren; ich verkehrte persönlich mit ihr, wir dienten ihr, um ihren Aerzten zu dienen. Körperliche und geistige Bewegungen, zu welchen sie nach und nach veranlaßt wurde, machten endlich, daß sich ihre Wangen färbten, ihr Herz nicht selten freudig und lebensmuthig schlug, während ihr Sterbegedanke sein Auge nach dem Grabe kehrte. Ihr Doctor, Mylord, den hier der gleiche Trauergedanke niederzog, war unsern Blicken nicht entgangen, und während wir für seine Heilung sorgten, benutzten wir ihn für unsere Zwecke. Durch unsere Vermittelung kam er auf den Einfall, den Grabstein mit jener Inschrift auf das Haidegrab zu setzen; diese Inschrift mußte bei seiner Patientin wie bei der Prinzessin die tiefste Wirkung thun. Allein gestern noch schien es, daß die Prinzessin dieses Spieles wegen ihre Sterbegedanken noch nicht

aufgegeben habe — heute wird es sicherlich der Fall sein. Arauer, der Volksprophet, lebt und erscheint den Leuten heute wieder; es wird offenbar, daß die ganze Geschichte mit seinem Tode, seinem Leichenbegängniß, angelegtes Schauspiel und seine Prophezeiung nichts Anderes als gemünzte Täuschungen gewesen seien, um endlich einmal diesen Haidengräbern ihren Wunderreiz zu nehmen. Arauer, dessen tiefer Hang zum Mysticismus lange vor der Gründung des geheimen Bundes sich bemerkbar gemacht hatte, ist seit der Gründung des Bundes der Prophet gewesen, durch welchen manches Gute wirksam unter das Volk gebracht wurde. Bei der Voraussage seines Todes war er indessen selber ernsthaft des Glaubens an dieselbe; man hatte ihm Schlaftrunk beigebracht, und als er für todt entschlummert war, wußte man ihn zu entfernen und hinterher erst in das ganze Geheimniß einzuweihen. Vor kurzem durfte er nun seinem Knechte, dann seinem Sohne, von heute an aber Jedermann erscheinen. Alles wird nun offenbar werden. Das Schauspiel mit dem verlorenen Sarg auf der Haide war nichts Anderes als abgekartet Wesen; der Sarg war mit Sand gefüllt, der kutschirende Knecht war bestochen und das Schießen und Toben im nahen Walde, um die Pferde zu schrecken, war zum Zweck des Ganzen bestellt. Ob die Prinzessin, sobald es bekannt wird, daß ihretwegen all diese wunderlichen Spiegelfechtereien aufgeführt worden, noch eine Stunde den Anblick dieser Gegend verträgt und länger eine besondere Neigung zu so trübseligen Sterbegedanken hegen werde, möchte ich sehr bezweifeln. Ich bin vielmehr der Meinung, daß sie kurze Zeit das Gefühl haben werde, als ob sie weder leben noch sterben könne; dann aber wird, falls die Aerzte ihre Kunst in höherer Weise verstehen, ein günstiger Umschwung für das

Leben eintreten und glücklich weiter führen. Liebe, Freundschaft, Familie, Studien, geistig gewiegter Umgang, die bunten Schwankungen des Lebens, alles Das, insofern es der Prinzessin möglich und in echter Weise gestattet wird, hat mit diesem Tage als Genesungsmittel weiter zu wirken..."

Ein Bote trat herein und überbrachte einen Brief.

Der Herr des Hauses erbrach ihn, las und sagte lächelnd: „Sie ist fort, die Prinzessin ist abgereist."

Lord Donelson stand auf.

Er wurde freundlich eingeladen, als Gast über Mittag zu bleiben, was er aber ablehnte.

Als er in Begleitung des Herrn des Hauses die Treppe hinunterging und in der geräumigen Vorhalle des Hauses ankam, da trat ihnen die Mutter des Hauses entgegen und sprach ihr herzliches Bedauern aus, daß ihr Mann, den sie Friedländer nannte, den Fremden nicht als Mittagsgast zurückhalten konnte; sie hätte darauf gerechnet, sagte sie, und es hätte sie gar sehr gefreut, ihm über Tisch ein Freundliches erweisen zu können. Während sie so sprach, umdrängten sie blühende Kinder, die nun auch zum Vater lustig herübersprangen. Ja, ein frischer Knabe mit blondem Haar und blauen Augen sprang zutraulich auch zu Lord Donelson hin und sagte, indem er ihm die Hand reichte: „B'hüt's Gott und kommet wieder!.."

47.

Es war der 10. December. In der Witterung der Jahreszeit war jener seltene Fall eingetreten, daß nach den tobenden Herbststürmen sich der Himmel wieder klärte, die Lüfte ruhten und die Sonne mildverklärend niederschien,

als wollte sie nahen Frühling melden. Der Mensch weiß dann zwar, der rauhe Winter werde folgen, er täuscht sich aber gerne und läßt die süßen Frühlingsahnungen, die stets so leise schlummern und beim nächsten Sonnenschein erwachen, eine Weile unbeschränkt in seinem Herzen walten. Das gibt dann eine Empfindung voll Freude und voll Weh, und während um den Mund des Menschen ein Lächeln spielt, schleicht sich ihm ins Auge eine stille Thräne. Lord Donelson stand unter freiem Himmel da und ließ, betäubt, verwirrt, gebrochen von Dem, was er vernommen hatte, die stille Frühlingsfeier der Sonne und der Lüfte auf sich wirken. Er hatte das Gefühl, es könne auf dem weiten Rund der Erde keinen Menschen geben, der in diesem Augenblicke so allein, so einsam, so verlassen wäre wie er selbst. Wie König Lear, als er in Cordeliens Gegenwart aus seinem Wahnsinn zum ersten mal wieder zu sich kommt, hätte er sagen können:

„Wo war ich denn? Wo bin ich? Heller Tag?
... Ich stürbe wol vor Mitleid,
Erblickt' ich Andre so ....“

Sterben? Dennoch in jenem Haidegrabe seine Ruhestätte suchen, damit man auf dem Grabstein lese: Hier liegt ein Narr begraben, der mit seinem Tode Wunder zu verrichten meinte und gemeiner Täuschung halber starb? Leben? Mit wem? Für wen? Zu welchem Zweck? Und wo? Wo vor Allem? Sollte er in jener melancholischen Ruine seinem Trübsinn neu verfallen, der doch schuld war, daß er eben erst so beschämend abgeschmackten Spiegelfechtereien beinahe zum Opfer gefallen wäre? .. O wessen Sein und Fühlen zwischen vier Wänden in Gesellschaft eines braven Weibes und blühender Kinder so viel Freiheit, Bewegung, Frieden

und Glück entwickeln könnte, wie jenes Haupt des Bundes — wie wäre in Gemüthsverfassungen wie jener Donelson's die Antwort ausgefunden: ob man leben und wo man leben sollte?.. Du blonder Knabe mit deinem Händedrucke, du freundliche Mutter mit deiner Schar Kinder, du ernst-behaglicher Hausvater mit der Ordnung, Ruhe, Weisheit deines Hauses und Herzens — was habt ihr für eine tiefe Wandlung in Lord Donelson's Gemüthe vorbereiten helfen!..

Vor einem Gedanken erschrak der Lord nun heftig. Dieser Gedanke war es auch, der ihn bewog, das Wägelchen, auf welchem er zum Haupt des Bundes gekommen war, eilig wieder zu besteigen und nach dem Schlosse Jeneveldt's zu fahren; denn er fürchtete, durch allzu sonderbares Betragen auch auf sich bereits den Verdacht geladen zu haben, daß er einer der Bewerber um das Haidegrab gewesen sei. Angesichts der beschämenden Enthüllungen des Bundesoberhaupts fühlte er sich gedrungen, in dem Kreise seiner Bekannten ohne Zögern so zu erscheinen, daß er jenen Verdacht für den Augenblick wenigstens schwächen, später ganz bewältigen mußte.

Lebhaft und mit heitern Mienen erschien er daher im Schlosse Jeneveldt's, wo er noch immer bedeutende Gesellschaft fand, denn es hatte sich getroffen, daß auf heute eben der Geburtstag von Jeneveldt's bejahrter, sehr achtungswerther Mutter fiel. Lord Donelson kam noch gerade recht, als in einem großen Kreise von Frauen und Männern ein kleiner Enkel und eine kleine Enkelin mit rührender Naivetät und Stimme der Großmutter in Versen gratulirten. Kein Auge blieb bei dieser Familienscene trocken, und wer am meisten dabei erschüttert wurde, ohne es zu zeigen, das war Lord Donelson.

Nach der Gratulation wurde dieser mit der Gesellschaft bekanntgemacht, die ihn mit Auszeichnung empfing und behandelte. Der Doctor, dessen Angesicht eine tiefe Freude verklärte, stellte ihn der Mutter seiner Braut vor, die sonderbarer Weise schwarz gekleidet war; der Lord erfuhr erst nachher durch den Doctor, daß die Seelenkranke wahrscheinlich über den Verlust des Haidegrabes und über die Zerstörung ihres traurig-süßen Wunsches, bald zu sterben, Trauer angelegt habe. Die Dame war schön, und um so schöner, als über ihrem ernsten Angesichte ein rührender Zug wehvoller Resignation ausgebreitet lag. Lord Donelson war unruhig dieser Dame gegenüber, die ihm nun auch ihre Tochter Angelika vorstellte. Die Schönheit dieses Mädchens war ihm schon während der Gratulation aufgefallen; nun aber, da sie vor ihm stand, mit klaren Augen zu ihm aufblickte und eine reizende Verwirrung vor dem majestätischen Manne ihre Wangen mit flüchtiger Röthe übergoß, da waren es wunderbare Empfindungen, die neben der stillen Bewunderung dieser blühenden Schönheit in der Brust Lord Donelson's erwachten. Hatte er nicht auch ein Töchterlein daheim, das vielleicht ebenso blühend aufgewachsen war, dem eine dunkelblonde Lockenfülle ebenso reizend um das schöne Antlitz wogte, das eben auch so klar und rührend aus tiefblauen Augen blickte? Wol mochte es geschehen, daß Mylady Donelson von Zeit zu Zeit daheim ihr Töchterlein einem Gaste zeigte und ihn entzückte, während er, der Gatte und Vater, weit in der Fremde irrend, an fremder Schönheit und Lieblichkeit sein Herz erfreut.

Lord Donelson wurde diese Gedanken nicht los, sowie er das Auge kaum von Angelika's Angesichte wenden konnte. Nicht blos die Schönheit der Gestalt und die Lieblichkeit des ganzen Wesens war es, was den Lord zu diesem Kinde

sogar besonders hinzog, Alles erweckte auch Erinnerungen aus vergangenen Zeiten, die nicht angeregt wurden, ohne seine Brust gar mächtig zu bewegen...

Von den Männern der Gesellschaft waren dem Lord die meisten von der gestrigen Jagd her, wenn auch nur sehr flüchtig, bekannt. Er fühlte wol, daß er gestern durch sein Betragen nicht wenig Aufmerksamkeit erregt haben mochte; er suchte daher heute durch Fassung und Heiterkeit den übeln Eindruck so gut als möglich zu verbessern. Der Hauptgegenstand, der die Gesellschaft sehr warm beschäftigte, war die Geschichte von dem Haidegrabe, die Auferstehung Arauer's und die Abreise der Prinzessin; denn dies Alles schien der Gesellschaft indessen enthüllt und bekannt geworden. Es wurde dieser Gegenstand bei Tische um so eifriger und breiter durchgesprochen, weil, wie der Doctor dem Lord im Vertrauen sagte, die seelenkranke Mutter seiner Braut dadurch in die Lage gesetzt werde, ihre Sterbe- und Grabesgedanken nach und nach höchst abgeschmackt und lächerlich zu finden. Lord Donelson hütete sich, die bittere Beschämung zu zeigen, die ihn selbst dabei ergriff. Es trat der merkwürdige Fall ein, daß der Lord sowol als die Dame sich an dem Gespräche am lebendigsten betheiligten, und zwar aus Besorgniß, daß ihr Schweigen auffallen könnte. Am wenigsten schien der Doctor sich um die ganze Angelegenheit zu kümmern, er scherzte, lachte, unterhielt seine Braut und die übrigen Damen. Ein mal geschah es sogar, daß die Mutter seiner Braut ihm wehmüthig den Vorwurf machte, daß ihn das Glück um allen tiefern Ernst gebracht habe; darauf erwiderte er:

„Mutter, dem Glücklichen gehört die Gegenwart, nur die Schwärmerei und das Unglück suchen und tappen nach der Zukunft oder nach dem Jenseits hinüber. Zur Freude

ist der Mensch geboren. Der Schmerz ist ein widernatürliches Gefühl, das Gefühl der Störung der Harmonie in unserm Wesen, Krankheit, Unglück. Nur wo der Schmerz zum Großen treibt und Bedeutendes befördert, mag er vorübergehend gelten, er ist Disharmonie, und wird erst zu Harmonie, wenn er zur Freude wird. Was ist an der Geschichte mit der Prinzessin Tragisches? Sie wird der Vernunft, freudigern Gefühlen, natürlichem Leben ihr Recht einräumen wie ich und genesen. Das ist eher gemacht, zu erfreuen als zu betrüben, und so trinke ich hier allen Genesenden, allen Frohen und Glücklichen der Erde dieses Glas!" Die Gesellschaft stimmte ein und trank mit; auch der Lord und die Dame blieben nicht zurück.

Während der Tafel hatte Lord Donelson nicht selten seine Blicke auf Angelika's Gesicht ruhen lassen und konnte eines wunderbaren Zugs seines Herzens zu dem holden Wesen nicht los werden. Es war ihm bekannt und fremd, es war ihm schon irgendwo vorgekommen und dennoch glaubte er wieder es noch nie gesehen zu haben. Aehnlich müßte jetzt sein Töchterlein, das er seit drei Jahren nicht gesehen hatte, geworden sein; so dachte er und dieser Gedanke kehrte zu wiederholten malen wieder. Nach aufgehobener Tafel, als sich die zahlreiche Gesellschaft in Gruppen durch die anstoßenden Zimmer zerstreute, sah Lord Donelson Angelika allein in einer Fenstertiefe stehen; das war ihm lieb, er trat hinzu und redete sie an. Er erwähnte des Instituts, aus welchem das Fräulein seit kurzem erst gekommen und erinnerte an die wol sehr große Freude des Kindes, nun wieder an der Seite der Mutter bleiben zu dürfen. Angelika erwiderte verständig und herzlich jede Frage; über die frühere Trennung von der Mutter aber sprach sie mit schmerzlichem Nachdruck. Es sei schon traurig,

wenn der Zwang des Schicksals Kinder von Aeltern trenne, sehr betrübend aber, wenn, wie bei ihrer Mutter, eine psychologische Sonderbarkeit, eine vielleicht nicht ganz aufrichtig bekämpfte Schwermuth des Herzens oder gar ein anderer Fall von noch geringerer Bedeutung eine solche Trennung der Kinder von den Aeltern bewirke. Wenn dann auch die letztern die Trennung schon leichter ertragen, den Kindern schneide der Schmerz doch tief durch das Herz. Ihr wenigstens sei es so ergangen.

Rührung und Verlegenheit gaben diesen Aeußerungen etwas eigenthümlich Wirksames.

Wenigstens Lord Donelson war nicht ohne Bewegung geblieben. Er mochte sich wehren und erwehren wie er wollte, das Bild seines Kindes — das Bild seiner Frau trat immer wiederkehrend vor seine Seele.

Mit leisem Grauen dachte er an die Rückkehr in die einsame, düstere, melancholische Burgruine, mitten unter das Geflatter von Raben und Eulen und seiner unheimlichen Gedankenschwärme. Sollte ihm doch auch die Gräberhaide, ein Denkmal unsinniger, kindischer Seelenverirrung, ewig beschämend vor Augen liegen. Er konnte nicht zurück, wenigstens konnte er noch nicht zurück. Es war ihm nur willkommen, von Jeneveldt, dem Doctor und Angelika zum Bleiben auf dem gutsherrlichen Schlosse herzlich ersucht zu werden; er blieb die Nacht und den folgenden Tag daselbst, und während dieser Zeit war es auch, wo ein Entschluß in ihm reifte, der nur den vorhergehenden großen Erschütterungen zuzuschreiben war. Er gab in einem Briefe an Lord Eduard Leslie, seinen besten Jugendfreund und später stets bewährten Gesinnungsgenossen, Nachricht von seinem Aufenthalte und erbat sich vertrauliche Mittheilungen über seine Frau und sein Kind. Er wünschte vor Allem zu

wissen, wie weit deren Resignation über sein ungewisses Schicksal vollendet sei, oder ob sie noch immer mit einiger Hoffnung eine bessere Wendung seines Gemüthszustandes erwarteten. Dann schloß er mit der Bitte, ihn durch wiederholte Berichte in stetem Rapport über Befinden und Leben der Seinen zu erhalten, denen aber sein Aufenthalt und seine Erkundigungen noch Geheimniß bleiben sollten.

48.

Andern Morgens stand Lord Donelson am Fenster und betrachtete sich das Schaffen und Treiben der Diener, Handwerker und Taglöhner in und um das Schloß. Er hatte den Anblick einer solchen Geschäftigkeit lange nicht gehabt und er dachte:

„Arbeit! Arbeit!.. Selbst dein Anblick stärkt!.. Geschäft und Rührigkeit sind nicht darum blos bedeutungsvoll und unerlaßlich, weil sie zu leben schaffen, sie sind noch unerlaßlicher, weil sie den Menschen vor allgemeinem Versinken und Erschlaffen, vor trostloser Verdüsterung und langer Weile bewahren. Ja ihr Anblick schon ist's, der uns stärkt. Arbeitete Niemand mehr, dann beeilte sich bald Alles, sich zu regen und zu schaffen; kein Engel des Himmels mit dem Flammenschwerte dürfte kommen, um die Menschen aus dem Paradiese der Ruhe zu vertreiben, sie gingen selbst, um sich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu verdienen...“

Diese Gedanken sollten nicht fruchtlos gedacht sein. Lord Donelson war einst ein großer Liebhaber der Naturwissenschaften gewesen; auf einem seiner Schlösser in der Grafschaft Wales hatte er in unterirdischen Räumen eine

geisterhafte Werkstätte errichtet, wo er unter allen erdenklichen Instrumenten und Stoffen oft Tage und Nächte mit Experimentiren hinbrachte. Stieg er dann aus seiner Werkstätte ans Tageslicht herauf, so konnte er ebenso leidenschaftlich der Jagd und andern Zerstreuungen nachhängen. Solche Leidenschaften wären geeignet gewesen, den Lord vor der leidigen Verdüsterung seiner Seele, die man Spleen nennt, zu bewahren, wenn nicht schon frühzeitig neben jenen Leidenschaften und sie alle überwiegend ein gefährlicher Hang zum Einsamsein, zu träumerischer Beschaulichkeit, zum Seltsamen und Wunderlichen sich geltend gemacht hätte. Der Lord beurtheilte sich jetzt selber klar und hart genug, um jede Thätigkeit dem Müssiggange leidenschaftlich vorzuziehen, und weil er nun im Schlosse Jeneveldt's eine nicht unerhebliche physikalische Werkstätte vorfand und zur Abwechslung einer bedeutenden Jagd obliegen konnte, so griff er mit freudiger Hast zu diesen dargebotenen Beschäftigungen, die er nur unterbrach, um größere und kleinere Wanderungen über das Gebirge nach verschiedenen Ortschaften anzutreten, wo er dem Unglück bereits früher ein Retter zu werden versucht hatte und wo er als „der traurige Herr aus Engelland" bekannt war. Hier traf er oft auf rührende Scenen der Freude, des Dankes und nicht selten idyllischer Unschuld. Gehoben kehrte er dann ins Schloß Jeneveldt's zurück, wo ihn im Kreise einer liebenswürdigen Familie, an der Seite seines heitern Doctors und der liebreizenden Angelika, manche wohlthätige Stunde erwartete. Seit sich Angelika verpflichtete, Morgens, Mittags und Abends ihm die Cigarren selber anzuzünden, was sie zum Ergötzen Aller unter schauerlich-holden Geberden getreulich that — seitdem rauchte Lord Donelson auch wieder. Eines Tages führte ihn sein Weg über die Gräberhaide; er trat

an das verhängnißvolle Grab und fand neben der Grabschrift des Doctors eine neue, deren Verfasserin Niemand sein konnte als die seelenkranke Dame in Jeneveldt's Schlosse, denn sie war mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens unterzeichnet und lautete:

Hier ruh'n aus einem Frauenherzen
Ein letztes Hoffen und ein letztes Glück,
Gestorben unter schweren Schmerzen
Und schnell begraben vom Geschick.
Der Brust Erlösung sollte kommen:
Ihr schönster Wunsch nur wurde ihr genommen...

Lord Donelson verließ die Stelle unheimlich angeregt.

Es war Schnee gefallen; ein schneller und strenger Winter trat ein. Da drängen und drücken sich die Menschen näher aneinander und erwärmen sich an der Flamme des Kamins und an der sanften Glut behaglicher Reden. Lord Donelson war fleißiger als je, in Gesellschaft seines Doctors und des jungen Gutsbesitzers zu experimentiren und zu jagen; allein sobald der Abend kam, war ihm nirgends wohl als im Kreise der liebenswürdigen Familie des Hauses und an der Seite Angelika's, die es an kindlicher Aufmerksamkeit nicht fehlen ließ. Ein Brief von Lord Leslie kam an und dessen Inhalt war geeignet, Lord Donelson in mächtige Bewegung zu versetzen. Die Schilderung des Schmerzes der Mylady Donelson um ihren verschollenen Gatten machte tiefen Eindruck, um so mehr als auch der Trauer des Töchterleins um den verlorenen Vater auf rührende Weise Erwähnung geschah. Der Brief schloß mit einer reizenden Schilderung des geistigen und körperlichen Erblühens der Miß Donelson, und diese Schilderung copirte so genau das Wesen und die Erscheinung Angelika's,

daß der Lord von nun an nicht anders meinte als in Gesellschaft seines Töchterleins zu leben. Die dringende Bitte, welche der Brief enthielt, daß Lord Donelson in einem Schreiben an seine Gemahlin Nachricht von sich geben möge, blieb nicht ohne mächtigen Widerhall in der Seele des Lord. Unter seltsamem Ringen mit seinen Empfindungen schrieb er der Mylady einfache und herzliche Worte des Grußes aus der Ferne, über seinen Aufenthalt und über sein Befinden. Er bat um freundliche Antwort und sprach die Hoffnung aus — in nicht zu ferner Zeit ihr werthes Angesicht wol wieder, nach so langer Trennung wiedersehen zu können. Eine sehr warme Erinnerung an sein Kind schloß das Schreiben. Der Brief ging ab. Lord Donelson zählte bewegt die Tage, welche vorübergehen müßten, bis der Brief in England ankam; an dem Tage aber, als der Brief in den Händen der Lady sein mußte, gelang es weder einer anstrengenden Jagd, noch den Beschäftigungen im Laboratorium, noch der lebhaften Abendunterhaltung im Schlosse Jeneveldt's, den Lord von mächtiger Gemüthsbewegung zu befreien. Und nun wurde mit Spannung die erste Nachricht von der Hand der Mylady erwartet. Weihnachten war herangekommen: das hold-schauerige Winterfest der Kinder. Genesenden von Körper- oder Seelenleiden ist es eigen, mit wahrem Kindersinne sich an Manchem wieder zu erfreuen, was ihr Alter, Ernst und Streben längst schon überwunden hatte. Die Weihnachtsfeier ist nirgends bunter und beliebter als in England, und zwar im Hause des Bürgers wie im Palaste des Adels. Lord Donelson konnte halbe Nächte in den Dörfern herumwandern und sich an den frommen Sitten des Volks ergötzen. Da hörte er Kinder mit Erbsen an die Fenster werfen zur Erinnerung an die ersten Christen, die sich solche Zeichen zu ge-

heimen Versammlungen gaben; dort hörte er aus den Vorhallen der Häuser leise Glöcklein läuten, Mütter waren es, die als Christkindlein den betenden und erwartenden Kindern in der Stube Geschenke geheimnißvoll durch die Thüren warfen. Christliche Wunder und Sagen rührender Art wurden hier und dort dem Lord mit ernsthaften Mienen erzählt. In vielen Hütten der Armuth und des Unglücks hatte er selbst für reichliche Weihnachtsfreuden gesorgt, wofür er durch eine wunderbare Erheiterung der Seele und im Hause Jeneveldt's an der Seite Angelika's durch ein gemüthliches Familienfest Belohnung genug erhielt. Mit einiger Unruhe sah er die verhängnißvolle Neujahrsnacht nahen — sie ging ohne besondere Bedeutung vorüber, sowie denn auch nach und nach die Winterstürme, Frost und Schnee allmälig vorübergingen. Lord Donelson hatte seitdem einige Briefe aus England erhalten, welche im Gemüthe des Lord ebenso tiefe als wohlthätige Erschütterungen bewirkten. Lange schon hatte er sich mit dem Gedanken getragen, seine Gemahlin und Tochter nach Deutschland einzuladen und mit ihnen an einem bedeutenden Orte zusammen zu treffen — jetzt sprach er den Gedanken aus, er schrieb seiner Gemahlin diesen sehnlichsten Wunsch und erhielt die hochfreudige Antwort der Mylady, daß sie bereits wie auf Flügeln der Sehnsucht mit ihrem Töchterlein nach dem Continente auf dem Wege sei. Der März war da, die ersten Lerchen sangen, die ersten Frühlingslüfte wehten über die deutsche Erde. Lord Donelson war kaum zu kennen mehr. Sein ganzes Wesen war in freudigem Tumult. Er hatte nur noch einen Tag im Schlosse Jeneveldt's zu verweilen, wenn er zur bestimmten Zeit mit seiner Gemahlin zusammentreffen wollte, er wurde ihm zur Ewigkeit; endlich war der Tag herum und auch die Nacht: Lord Do-

nelson saß im Reisewagen und wurde von allen Lieben und Bekannten des Schlosses Jeneveldt's begleitet. Bevor man an die Gräberhaide kommt, wird die Straße einige male durch breite Waldwege gekreuzt, welche bald über, bald neben oder unter der Hauptstraße sichtbar werden. Auf einem solchen Waldwege war es, wo nun auf einmal dem Lord jene geheimnißvolle Reiterin in weißem Kleide und auf weißem Pferde wieder sichtbar wurde, gefolgt von zwei Dienern, welche ebenfalls weiße Pferde ritten. Mit Ueberraschung und Schauern blickte Lord Donelson den Doctor und die übrigen Begleitenden an und fragte, ob sie dieselbe Erscheinung auch gesehen hätten? Man bejahte. Angelika weinte. Nach der Wendung, welche die Reiterin genommen hatte, mußte sie nach einer Weile herab und quer über die Straße kommen, welche Lord Donelson fahren sollte. Er stieg ab und bat die Gesellschaft, ein Gleiches zu thun und mit ihm dies merkwürdige Wesen zu betrachten, das ihm heimlich so viele Sorgen und Bewunderung aufgenöthigt hatte.

49.

Die Reiterin erschien und verschwand noch einige male hinter den Bäumen, kam endlich bis zur Hauptstraße herab und ritt langsam an Lord Donelson und seiner Begleitung vorbei über die Straße...

War das jene geheimnißvolle Gegnerin des Lord? War es jene vom Obern des Bundes erwähnte Prinzessin? War es überhaupt eine Prinzessin, ja, überhaupt eine Fremde? War es nicht vielmehr Mylady Donelson wie sie leibt' und lebte?....

Sie ritt über die Straße weg nach der Fortsetzung des breiten Waldweges; sie ritt langsam, war vor Wehmuth blaß und blickte vor sich nieder, Thränen liefen über ihre Wangen; sie verschwand im Walde links...

Lord Donelson war auf ein Knie gesunken und bedeckte beide Augen mit den Händen. Lange verharrte er in dieser Stellung lautlos, unbeweglich. Seine Begleitung stand schweigsam und gerührt herum; nur das Schluchzen Angelika's unterbrach die allgemeine Stille...

Eine lange, erschütternde Pause war vorüber, da legte sich eine leise Hand auf Lord Donelson's Schulter und eine lange nicht gehörte, theuere, gerührte Stimme, die Stimme Mylady Donelson's sagte:

„Steh auf, mein Gatte, und laß mich nicht länger auf deinen Gruß und dein Willkommen warten, auf das ich warte und dem ich nachziehe und das ich möglich zu machen suche durch Entbehrungen, Leiden, Abenteuer aller Art, seitdem du auf dem Continente reisest ... Donelson, deine Gattin und dein Kind sind hier: sei stark, sei heiter, heiße uns willkommen ... von den Wundern, die geschehen sind, ja später einmal...."

Lord Donelson erhob sich nicht, aber er richtete sein Angesicht empor und sah seine Gattin eine Weile mit Augen an, die in jenem düstern Feuer glühten, welches große Stürme des Gemüths anzukündigen pflegt. Dann senkte er sein Haupt noch auf einige Augenblicke, bedeckte sein Gesicht wieder mit beiden Händen und weinte stille — worauf er emporsprang und heftig, schmerzhaft-freudig, laut aufschreiend der Gattin an den Hals flog; dann sein Töchterlein Angelika umarmte und ausrief:

„Mein Kind, mein erheiternder Engel, der mich zuletzt noch über manchen Abgrund meiner Seele wie über einen

schwindelnden Steg geführt . . . o Gattin, o Kind, bleibt um mich, verlaßt mich nicht, ich gehe einer tiefen Genesung des Herzens entgegen, aber ihr dürft mich nicht verlassen..."

Noch schwindelnd von Erschütterungen traf Lord Donelson's Auge endlich auf den Doctor und betrachtete ihn lange — er betrachtete ihn mit seltsamen Schauern der Bewunderung.

„Und Alles, Alles das um meinetwillen! .. Treuloser Freund, wohlthätiger Feind, unschätzbarer Verräther — komm', daß ich dir vergebe (er umarmte ihn); komm', daß ich dich mit einem Paradiese bestrafe!" Er legte des Doctor's Hand in die Angelika's.

Eine Dame trat hervor.

„Wenn hier so großmüthig vergeben wird", sagte sie, „so muß ich den Augenblick benutzen, um von einer schweren Schuld zur Absolution zu gelangen. Mylord, ich habe mich einige Zeit als die Mutter Ihres Töchterleins gegeben, ich habe meinen heitern Gemüthszustand mit Trauermienen überschattet, um Sie zu täuschen — welche Strafe habe ich verdient?"

„Sei Ihr Herz ewig in Freundschaft an das Herz meiner Gattin gekettet!" Die beiden Frauen näherten sich einander und reichten sich gerührt die Hände.

„O ich habe hier noch mehr Schuldige herauszufinden", fuhr Lord Donelson fort. „Ich will eine Untersuchung einleiten — eine Inquisition — eine Art zu strafen — daß man von einem neuen Zeitalter des Rechtsverfahrens reden soll! .. Nur wenn der Proceß mir selber die ärgste Pein, mir selber den größten Nachtheil bringen, ja wenn sich herausstellen sollte, daß ich von allen Schuldigen in dieser Sache selbst der Allerschuldigste sein sollte, will ich Gnade für Recht ergehen lassen und Allen wie Einem — nur mir

nicht sobald verzeihen!.. O Natur, o Frühlingsweben über mir, verklärtes Blau des Himmels, neuergrünende Erde, Gattin, Kind, Freunde — o nehmt mich auf als einen Genesenden, tragt mich auf den Flügeln der Wunderkräfte, der Liebe, der Neigung, der Nachsicht über die letzten Klippen und Abgründe meines Gemüths hinweg, die mir noch gefährlich werden könnten!...“

Man umringte ihn lebhaft gerührt und freudig.

Wie es noch weiter ergangen sei?

Aus dem Folgenden wird Manches erhellen....

IV.

Die Erlösungen.

Hier ruht von Opfern nun das dritte
Im kühlen Haidegrab:
Dies dritte von Geburt ein Britte.

Er heißet Spleen: Begleiter eines Lordes,
Mit dessen Namen oft geschmückt,
In England oft des Mordes
Geziehn, im Peinigen geschickt.

Er starb mit Recht sich selbst verzehrend,
Verwildert und vor Gram,
Da seiner sich mit Macht erwehrend
Der Lord ihm jeden Halt benahm.

Er ruhe denn in Frieden
Und ruh' in Ewigkeit:
Verzeihe seinem Thun hienieden
Die himmlische Barmherzigkeit!..

Diese dritte Grabschrift las man einige Zeit nachher auf dem Monument des Haidegrabes. Sie war mit den Buchstaben L. D. unterzeichnet, denen noch in ganz kleiner Schrift die Buchstaben: D. t. H. a. E. folgten. Die Sache machte Aufsehen, und das Volk, welches in Schaaren, ernst, neugierig oder heiter zu dem Haidegrabe pilgerte,

las die Unterschrift nach seiner Meinung richtig so: Lord Donelson, der traurige Herr aus Engelland. Einige Zeit verging. Das Haidegrab hatte eine neue Anziehung und Autorität erhalten. Der Schrecken vor demselben war gewichen, aber man schrieb ihm eine wunderbar beruhigende überirdische Wirkung zu, wenn man durch irgend eine Inschrift oder ein Zeichen auf dem Monumente der geheimnißvollen Kraft desselben gleichsam Kunde von einem Seelenzustande gegeben hatte. Bei dem Volke wird Alles so leicht Glaube und Sage. Und so ging denn bald die Sage und man glaubte sie, daß jenes Haidegrab allen Kummer wie der Magnet das Eisen an sich ziehe. Schüchtern, bei Nacht, behutsam um sich horchend, schritt seitdem so mancher bedrückte Wanderer an jenen Gräberhügel und malte die Anfangsbuchstaben seines Namens oder drei Kreuze schluchzend hin und glaubte erleichtert von dannen zu gehen. Eines Tages, die Sonne war schon untergegangen und die erste Dämmerung bedeckte Thal und Niederungen, da ging ein Mann, gebeugt und in Gedanken am Arme eines schönen schlanken Mädchens langsam über die Gräberhaide hin und ließ sich vor das Monument des Haidegrabes führen. Davor angekommen, machte er sich vom Arm des Mädchens los, hielt ihre Hand noch eine Weile zitternd in der seinen, suchte, da er blind war, nach dem Monument und als er dieses fühlte, kniete er hin und sagte:

„Mariele ... Soll ich ruhig sterben, so thu' was ich dir sage ...“

„Was wollet Ihr, Vater“, erwiderte Mariele, „Ihr wisset, Alles, Alles will ich Euch ja gern erfüllen ...“

„Hier ist ein Stücklein Kohle“, fuhr der Stauffer fort, denn er war es: „Schreib' M—St— hieher auf eine leere Stelle ... Thu's, o täusch' mich nicht, o schreib!“

„Ich thu' es, Vater, ich thu' es Euch zu Lieb'", erwiderte Mariele und schrieb M—St— die Anfangsbuchstaben ihres Namens.

Mit bebenden Fingern tastete der Stauffer an Mariele's Hand, indem sie schrieb, und als sie geschrieben hatte, faßte er diese Hand krampfhaft und preßte sie schluchzend an seine Lippen, an seine Stirn, an sein Herz, und rief heftig und wehvoll: „Gelt, gelt, jetzt wird dir leicht, jetzt nimmt dein Leid erst recht ein Ende?"

Er ergriff nun selbst die Kohle und schrieb darunter Georg Stauffer mit drei Kreuzen, so: † G † St †. Dabei sprach er:

„O stilles Grab nimm unser Leid zu dir,
Erleichtere die Seele ihr und mir."

Mariele stand ruhig und aufrecht da, das Antlitz ernst, ein Lächeln um die Lippen. Sie blickte nach dem Himmel gegen Süden; ein leises Wetterleuchten zuckte dort über das Gebirge herauf: zuckte und leuchtete es in Mariele's Herzen eben auch wie dort, aber ohne hörbaren Sturm, ohne hörbaren Donner?..

Das Monument am Haidegrabe hat noch manche Inschrift tragen müssen. Auch die Buchstaben A—H waren hingezeichnet worden; hießen sie: Anton Hälder? .. Jetzt liegt das Monument im Grabe selber; während einer Nacht ist es von wohlmeinenden Händen hineingelegt und mit Erde überschüttet worden. Wer aus der Oberpfalz kommend das mittlere Böhmerwaldgebirg betritt, der wird die Haidegräber noch wohl erhalten sehen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rank, Josef,

Aus dem Böhmerwalde Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben

Bd.: 3

Leipzig 1851